

Indische Beyträge

zum Kruzen und Vergnügen.

tes Stüd.

Den 4ten Januar 1773.

Von den Neujahrswünschen.

Man muß es allerdings für eine der menschlichen Natur anständige Handlung ansehen, daß man es zu einer Gewohnheit gemacht hat, einander bey verschiedenen Gelegenheiten Glück zu wünschen; und man kan es daher auf keinerley Weise tadeln, daß man einander zum Anfange des neuen Jahres gratuliret. Dieses Verhalten stieffet aus der wahren Freundschaft und Menschenliebe. Die wahre Liebe und Freundschaft entspringt aus einem starken und überwiegenden Vergnügen an der Vollkommenheit der geliebten Person, und sie bestehet in einer Neigung zu alle demjenigen, was der geliebten Person angenehm und vortheilhaft ist, wenn es in unserm Vermögen stehet; oder daß man es ihr wenigstens wünschet, wenn wir es ihr zu verschaffen nicht im Stande sind. Man kan also sagen, daß ein Mensch den andern unmöglich recht lieben kan, wenn er ihm nicht bey allen merkwürdigen Gelegenheiten alles Gute wünscht. Wer einem andern niemals aufrichtig gratulirt, der

scheint gegen die Wohlfarth anderer so gleichgültig zu seyn, daß es ihm einerley ist, dem andern mag es wohl oder übel gehen. Kan eine solche Gleichgültigkeit mit der wahren Menschenliebe und mit dem Charakter eines Menschen bestehen?

Obgleich der Neujahrstag, seiner innern Beschaffenheit und Natur nach, von keinem einzigen andern Tage des ganzen Jahrs durch einen besonders merkwürdigen Unterschied verschieden ist: so verdient er doch um einer andern Ursach willen eine besondere Aufmerksamkeit. Ein gewisser Geist der Ordnung, oder eine gewisse Liebe zur Ordnung, die allen Menschen angeboren zu seyn scheint, nöthiget sie, ihr Leben in gewisse Abschnitte und Perioden abzuthailen; gleichwie die Gelehrten ganze Wissenschaften in gewisse Artikel und Capitel eintheilen. Nach diesen Abschnitten des Lebens pflegt man alle Veränderungen und Schicksale des menschlichen Lebens, samt den Handlungen und Unternehmungen der Menschen zu rangiren und zusammen zu ordnen. Daher komt es, daß man, wenn man einen solch

chen Abschnitt des Lebens zu Ende gebracht hat, und einen neuen anfängt, so zu reden, sich erholt, und natürlicher Weise sowol auf den zurückgelegten Theil des Lebens, als auch auf denjenigen, den man von neuem anfängt, besonders Achtung giebt; so wie es ein Reisender macht, wenn er eine Poststation erreicht hat. Und daher kommt es, daß man an einem Neujahrstage durch den erwehten Geist der Ordnung angetrieben wird, sowol auf das vergangene Jahr zurück, als auch vor sich auf das neue Jahr zu sehen. Als denn stellen sich die veränderlichen Schicksale des menschlichen Lebens unserm Gemüthe von selbst dar, und die Liebe bricht in gute Wünsche aus. Man muß es demnach als eine vernünftige und löbliche Gewohnheit ansehen, daß man einander zum neuen Jahre Glück wünschet.

Wie es mit allen guten Sachen zu gehen pflegt, daß sie durch den Mißbrauch verdorben, und entweder schändlich oder lächerlich gemacht werden; so geht es auch mit den Neujahrswünschen. Vor einigen Jahren war es noch bey uns Mode, daß man durch die Bedienten den Neujahrswunsch an vierzig und mehr Orten herumtragen ließ. Nachdem man aber gesehen, daß die Herrschaften den Fluch der Bedienten sich nebst der Gratulation zum Neujahre auf den Hals geladen; daß dieses Herumschicken des Neujahrswunsches bloß von der Geschicklichkeit, Ungeschicklichkeit und Ehrlichkeit eines Bedienten abhänge; und daß aus einem aufrichtigen Wunsche nichts weiter als ein Laquayen- und Nigdecompliment geworden: so hat man der gesunden Vernunft und dem guten Geschmack Gehör gegeben, und diese beschwerliche und wunderliche Gewohnheit abkommen lassen. Wenigstens ist mir nicht bekannt, daß noch jem and hier an diesem Orte diese Sitten un serer Vorfahren beobachte, wenigstens habe ich am Neujahrstage

seit einigen Jahren keinen Bedienten mit einem großen Zettel in der Hand, welcher die Namen derjenigen enthält, denen sein Herr will gratuliren lassen, herumlaufen sehen.

Ich habe einmal einer sehr lustigen Begebenheit beygewohnt. Ich war an einem Neujahrstage bey einem vornehmen Manne, und es klopfte jemand an seine Stubenthür. Nachdem dieselbe geöffnet worden, so schoß ein wohlgeputzter Mensch hinein, mit ein paar glatten Handschuhen, und ganz klat im Gesichte. Die Augen standen ihm starre im Kopfe, und er hätte beynahe einen Coffeetisch über den Haufen gestolpert. Ich glaubte, daß der Mensch verwirrt im Kopfe sey; ich wurde aber aus meinem Irrthum gerissen, als ich hörte, daß er einen Neujahrswunsch anfieng, und zwar mit solchen Formalitäten, als wenn eine feyerliche Rede öffentlich gehalten würde. Zwar muß ich gestehen, daß ich eigentlich nicht verstand, was der Gratulant sagen wolte. Vermuthlich waren ihm in der Angst viele ganze und halbe Perioden entfallen, und er machte mehr Reverenze als Sätze. Unterdessen konnte man doch merken, daß der gute Mann lange darauf studiert hatte, und daß er sehr recht gut meynte; als welches das beste an dem ganzen Glückwunsche war.

Doch es würde keinen besondern Nutzen schaffen, wenn ich eine weitläufige critische Historie der Neujahrswünsche und der Neujahrgratulanten meinen Lesern vorlegen wolte. Leute von gesunder Vernunft und gutem Geschmack, und welche die Kunst einer artigen und ungezwungenen Aufführung in ihrer Gewalt haben, die sind ohnedem im Stande, dergleichen Thorheiten einzusehen. Ich bin überdies der Meynung, daß man in solchen Sachen vornemlich auf den guten Willen des Gratulanten sehen müsse. Und hat er etwa bey seiner feyerlichen Gratulation sein

Interesse und ein Neujahrs-geschenk zum Zweck; so muß man gestehen, daß er seine Sachen ganz gut einzufäden wisse, weil er sich über den gemeinen Haufen der Bettler in die Höhe schwingt, und auf eine solche Art ein Almosen verlangt, welche in vielen Fällen auf keinerley Weise getadelt werden kan.

Ich würde bey der Art, wie man einander zum neuen Jahre gratulirt, nichts besonders Erhebliches anzusehen finden, wenn man nur mit mehr Ueberlegung dasjenige Gute ansuchte, welches man einander zum neuen Jahre wünscht. Die meisten schränken ihre Wünsche auf die Glücksgüter dieses Lebens ein. Sie wünschen einander Gesundheit und lauges Leben, eine baldige Verheyathung, und was dergleichen Dinge mehr sind. Wer da weiß, wie sehr solche Glücksgüter einem Menschen ofte zum Verderben reichen können, der wird leicht erachten, daß ein Mensch, der dem andern nichts weiter als solche Dinge wünscht, nicht wisse, was er bittet. Und da wir die Glücksgüter gar nicht in unserer Gewalt haben, so sind dergleichen Wünsche ein bloßes Ceremoniel, und es komt bloß aufs Glück an, ob dergleichen Wünsche in ihre Erfüllung gehen.

Da dieses Blat das erste ist, mit welchem wir unsere Leser in diesem neuen Jahre unterhalten, so habe ich darauf gedacht, mit was für einem Wunsche ich denenselben zum Antritte des neuen Jahrs am besten und vernünftigsten gratuliren könnte. Und da habe ich, nach einer reifen Ueberlegung, gefunden, daß ich ihnen nichts bessers wünschen könne, als daß sie insgesamt in dem angetretenen Jahre bessere Menschen werden mögen, als sie in dem vorhergehenden gewesen sind.

Darin bestehet ja die große Hauptpflicht, der Jubegrif aller menschlichen Pflichten, daß wir immer vollkommener werden, daß

wie unaufhörlich bessere Menschen werden. Wenn ein Mensch in der albern Einbildung stehen solte, daß er nicht mehr nöthig habe, besser zu werden: so ist er ein in sich selbst bis zur Verrückung verliebter Mensch. Und wie unglücklich wäre dieses Blat von einem solchen Clenden gelesen zu werden. Die Gratulanten gewöhnen sich mehrentheils solche ausstudierte Formeln an, die sich nicht auf alle Menschen schicken. Was hilft es, wenn man einen Menschen etwas zum neuen Jahre wünscht, welches sich für ihn nicht schickt? Da es sich aber für alle Menschen, und also auch für alle Leser dieser Blätter schickt, und da sie es alle nöthig haben, bessere Menschen zu werden; so ist dieser Wunsch so allgemein, daß er sich für jedermann schickt.

Eben dieser Wunsch fasset alles in sich, was man einem Menschen vernünftiger Weise Gutes wünschen kan. Ein Mensch kan nur ein besserer Mensch werden, wenn er geschickter und tugendhafter wird, und mehr Verdienste erlangt.

Die Geschicklichkeit fasset alle Vollkommenheiten eines Menschen in sich, welche vornemlich von seinen Erkenntnißkräften, von seiner Klugheit, Gelchrsamkeit, Kunst, und Einsichten herrühren, und wodurch er aufgelegt wird, solche Handlungen zu verrichten und solche Werke zu verfertigen, welche zu seiner eigenen Glückseligkeit und zur Glückseligkeit anderer Menschen reichen. Wenn also ein Mensch geschickter wird, so wird er eben dadurch aufgelegter, diejenige Lebensart und dasjenige Amt zu verwalten, in welchem er stehet. Ich wünsche demnach, daß nach einem Jahre alle unsere Leser bessere Prediger, Lehrer, Hausmütter, Aerzte, Richter, Väter, Mütter, Soldaten u. s. w. seyn mögen, als sie bisher gewesen sind.

Ich nehme die Tugend in ihrem allerweitesten Umfange, und ich wünsche daher

her meinen Lesern, daß sie in diesem Jahre frömmere, keusche, geduldiger, großmüthiger, gerechter, liebevoller, dienstfertiger, geselliger u. s. w. werden mögen, als sie bisher gewesen sind. Durch den Wachsthum in der Tugend wird die ganze andere Hälfte der menschlichen Natur verbessert, nemlich der Wille; gleichwie durch die Vermehrung der Geschicklichkeit die erste Hälfte, der Verstand, verbessert wird.

Und wenn ein Mensch an Geschicklichkeit und Tugend, an Verstand und Willen zugenommen hat; so wird er eben dadurch in den Stand gesetzt, größere Verdienste zu erlangen, als welches eben die thätigen Beweisthümer sind, daß ein Mensch ein besserer Mensch geworden. Ich wünsche demnach, daß alle Lehrer, geist- und weltlichen Standes, sich um ihre Zuhörer verdienter machen mögen, als bisher geschehen ist; die Ewilt- und Kriegsbedienten um den König und das Land; die Eltern um ihre Kinder; die Eheleute um einander; die Hausmütter und Hausväter um ihre Familie; ein Mensch um den andern, und ein Freund um den andern, in allen möglichen Absichten.

Ich wünschte daher, daß ein jedweder, bey dem Antritte des neuen Jahrs, seine Aufmerksamkeit auf sein bisher geführtes Leben zurück lenken möchte, und die Frage an sich ergehen ließe: wie weit ers bisher in der Geschicklichkeit, der Tugend und den Verdiensten gebracht habe? Viele Menschen gehen aus einem Jahr in das andere herüber, ohne einmal daran zu denken, wie elend die vergangenen Jahre verfloßen sind? Wie mancher würde sich vor sich selbst schämen, wenn er bedächte, wie wenig menschlich er das verfloßene

Jahr zugebracht hat. Wir wollen uns nicht so weit erniedrigen, und derer Unmenschlichen Erwehnung thun, in deren Absicht das vergangene Jahr ein Gewebe von Bosheiten, Sünden und Lieberlichkeiten gewesen. Wir wünschen nur jeko, daß diejenigen, welche das verfloßene Jahr auf eine kindische und unnütze Art zugebracht haben, in sich gehen möchten. Wenn manches Frauenzimmer sagen sollte, was es wirklich Gutes gethan hätte: so würde es weiter nichts aufzuweisen haben, als einen gestepeten Rock, oder ein Paar gestrickte Strümpfe. Doch wollen wir es einem jeden selbst überlassen, die Größe seiner Geschicklichkeit, Tugend und Verdienste zu bestimmen. Unterdessen ist diese Untersuchung höchst nöthig, wenn ein vernünftiger Mensch auf das folgende Jahr ein besserer Mensch werden will.

Wenn meine Leser auf dieses Jahr bessere Menschen werden, so werden sie auch ohne allen Zweifel in aller möglichen Absicht, mit allem guten Glück, dieses Jahr überleben. Ein tugendhafter und geschickter Mensch kan nicht unglücklich seyn. Und wenn er in Ketten und Banden gesetzt, und auf das grausamste zu Tode gemartert würde, so würde er in der allerhöchsten Würde eines Menschen erscheinen, und mit allem Glanze eines Märtyrers umringt seyn. Was habe ich also nöthig, meinen Lesern die unbeständigen Glücksgüter zu wünschen? Sie verdienen in der That nicht, daß man sie zum vornehmsten Gegenstande eines Neujahrswunsches erwähle. Wer zuerst nach Geschicklichkeit, Tugend und Verdienst trachtet, dem wird das andere alles zufallen; denn denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.

der Mensch.

9

16

Indische Beyträge

zum

Kuuzen und Vergnügen.

2tes Stück.

Den iten Januar 1773.

An eine Nachtlampe.

Schon in mehr als Einem traurigen Winter bist du meine Gesellschaft in einsamen Stunden gewesen, und du hast mir oft dein Licht ganze Nächte lang, mit einer stillen Bereitwilligkeit geliehet, ohne daß ich jemals an dich gedacht hätte. Erbte dich damit, liebe Lampe, daß in diesem Falle dein Schicksal, oft das Schicksal der größten Männer gewesen ist. Wenn ein Staatsmann, der seine Nächte mit Sorge für das Wohl der Provinzen verwacht hatte, oft schon am Mittage seines Lebens unter der Hitze der Geschäfte erlag, so war das zuweilen nichts mehr, als wenn du mir von selbst erlöschest. Ein anderer trat in jenes Stelle, und ich zündete ein anderes Licht an, so waren beyde ver-
gessen.

Izt dann, geliebte Lampe, izt da du mir noch dienest, will ich deine Treue rühmen, weil du uneigennützig genug bist, keine Belohnung deiner Verdienste zu verlangen. Verzeihe du mirs, daß ich zuweilen

einen Vorwurf oder Verweis gegen dich fliegen ließ, wenn du unvermuthet ausgingst. Ich erkenne, daß es unbillig ist, zu vergessen, wie viele Nächte du mir dagegen geleuchtet hast, bis der Tag hervorbrach, und daher sollte ich dir auch wol zu gut halten, wenn du zuweilen vom Schlaf überrascht wirst; denn ich selbst habe mir das einmige mal nicht übel genommen. Doch zu der Menschen und meiner eigenen Verschämung kömte ich dich hier wieder mit dem Beyspiele großer Leute trösten, wenn ich heute just ausgeräumt wär, in der Geschichte nachzudenken, was für Männer den Ruhm und Verdienst ihres ganzen Lebens oft durch Einen Fehltritt verlohren haben. Noch mehr aber, du Gefährtin meiner Nächte, müß ich erdrthen, daß ich vielleicht selbst schuld an deinem Schlafte gewesen bin, wenn ich aus Nachlässigkeit, deine Schwachheit nicht dadurch unterstützt habe, daß ich dir zu trinken gegeben hätte. Ist dem so, so hast du freylich nichts anders gethan, als was ein Feldherr thut, welcher eine belagerte
Stadt

Stadt, worin kein Probiant mehr ist, übergiebt, wenn auch Verweise darauf folgen sollten. Vielleicht aber, meine gute Lampe, muß ich dir bey näherer Untersuchung für dein Erldfchen noch Dank sagen. Vielleicht war ich eben im Begriff einen Gedanken niederzuschreiben, welcher igt vor der Lampe eines Kunsttrichters läge, und diesem eine schlaflose Nacht machte, um der Welt zu erweisen, daß etwas nicht taue, was ich halb im Schlafe geschrieben, und er halb träumend kritisirte. Wenn das ist, so sey noch igt gedankt, daß ich ihn über dein Ausgehen vergaß, denn dieser einzige Gedanke hätte vielleicht noch hundert seines gleichen bey einem andern veranlaßt, und zehen hundert Verwünschungen bey den Lesern der Journale und Zeitungen nach sich gezogen. Vielleicht entzogenst du mir dein Licht, weil meine eingefallene Wangen, mein dunkles Auge, dein Mitleiden erregten, daß ich mich lieber ungesund sitzen als ungelobt bleiben, lieber mich selbst halb blind lesen als ungelesen seyn wollte. Wenn das ist, so dank ich dir noch igt, daß mein Ohr wieder gelernt hat, auf die Stimme des Nachtwächters so aufmerksam, als auf die Schmeicheley eines witzigen Frauenzimmers zu hórchen, und den eilften Glockenschlag als einen Kabinettsbefehl zu respectiren. Habe Dank, liebe beste Lampe! denn du hast mich auf diese Art manche Stunde süß und sanft in meinem Bette verschlafen lassen, welche ich sonst mit Wieland in Athen, mit Winckelmann in Rom, und mit Petrarcha an der Quelle zu Vaucluse verwacht haben würde. Habe Dank, daß du oft dann über meine Bücher und Manuscripte eine plötzliche Finsterniß geworfen, wenn ich von ihnen unringt, die Sonne als das Zeichen zum Schlafengehen erwarten wollte. Habe Dank, daß du meiner Milz viele traurige Stunden erspart hast, in welchen sie sonst unter

der Presse geseufzt haben würde. Izt kennt sie noch nicht die ärgere Folter der Hypochondrie, die Brust athmet noch frey, das Herz schlägt noch ruhig, und die sanfte Schwermuth ist noch wie sonst, die angenehme Gefährtin meines Lebens. Noch ist die Farbe der Jugend, und der Ausdruck einer bewahrten Unschuld den Wangen nicht entflohen, und noch kan das Auge die Blicke eines tugendhaften Mädchens auffangen und zurückwerfen. Alles dieses würde ich nach und nach verloren haben, wenn ich länger so athemlos auf der Bahn fortgelaufen wäre, worauf ich den Ruhm suchte. Meine Schwermuth würde in mürrißches Wesen ausgeartet seyn, der Körper sich in ein Skelet, und das Licht der Augen sich in den blasfen Schimmer einer erldschenden Nachtlampe verwandelt haben. Denn gesetzt; daß ich diesen angebeteten Gott, den Ruhm auch endlich gefunden hätte, wo würde ich ihn wohl angetroffen haben? Gewiß nirgends anders als in den Armen der Krankheit. Statt mit ihm und seiner Gesellschafterin nun noch eine Reise von dreyßig, vierzig Jahren durch eine lachende Landschaft zu thun, wár ich etwa drey, vier Jahre durch eine Wildniß matt und verdrießlich dahin gekrochen.

Der Ruhm ist für das stolze Herz, was dein Licht für ein Auge ist, welches so gern Nächte durch lisset als das meinige. Aber so leicht wie deine Flamme von einem jeden Lichte unversehens ausgelöscht werden kan, eben so oft wird auch von dem Zischen des Meides ein guter Ruf verwehrt. Deine Flamme brennt nicht heller, nicht schönér, als kurz nachher, wenn sie angezündet ist; dann hat sie ihre volle Nahrung, sie zehrt sich aber bald auf, wird dunkler, und erldscht. Das ist das Bild eines Mannes, dessen Geist sich entflammt, der nach und nach einen strahlenden Kreis

von

von Talenten um sich her wirft, eins nach dem andern schnell aufbrennt, und endlich stirbt.

Doch meine gute Lampe, schließe ja nicht aus diesem allen, daß ich just Unrecht gethan hätte, deine Dienste beschwerlicher zu machen, als irgend die Dienste einer Lampe in der Stadt sind. Glaube nicht, daß du Ursach hättest auf mich böse zu seyn, weil ich die Stunden, welche dein Licht erhellete, igt mit leichteren Gewichte zu wägen scheine als sonst. Willst du dich mit andern deines Geschlechts vergleichen, willst du mir Nachlampen anführen, welche glücklichere Abende hätten als du, so komm und laß sie uns näher betrachten.

Die Nachlampe des Papills hast du vielleicht oft heimlich beneidet, aber bist du je an ihrer Stelle gewesen, hast du je seinen Abenden geleuchtet? Sie scheint dir bloß glücklich, weil sie um neun Uhr ihrer Ruhe genießen kan? doch was muß sie nicht von fünf Uhr an, bis er zu Bette gehet mit anhören, mit ansehen? Würdest du, die sich an eine einsame Stille gewöhnt hat, in Papills Zimmer aushalten können? Ich will dir sagen, wie es darin hergeht. Wenn es dunkel wird, stellt man deine Freundin auf einen Tisch, und die vier Töchter des Hausherrn setzen sich um sie her, fangen an mit ihren Füßen vier schnarrende Maschinen zu treten, und mit dummen böshaftern Gelächter, die Anmerkungen, welche sie hinter den Jaloussen am Tage gemacht haben, zu erzählen. Da aber eine immer mehr gesehen, mehr gehöret hat, als die andere, so fallen sie sich bald in die Rede, freisprechen mit so vielen Schwüren durch einander, bis Papill aus seinem Schlummer erwacht, geschwind die halb ausgegangene Pfeife wieder anraucht,

und dann einen Zeugen nach dem andern selbst vernimt. Derjenigen wird der Beyfall mit tölpisch-lachender Wastimme ohnfehlbar zuerkannt, welche die drolligste Verleumdung hervorbringt, und dadurch seine Verdauung befördert. Aber, da der älteste Böfewicht nicht einmal immer verleunden kan, so ist es nicht Wunder, daß es diesen jungen Mädchen gewöhnlich schon um acht Uhr schon an weitzern Stoff zum Gespräche fehlt. Nun nimt der Alte selbst das Wort, und ertheilt ihnen Unterricht; nicht in trocknen Lehrsätzen und ernsthaften Sentenzen, sondern wie sich für die Jugend schickt, in Erzählungen, Märchen und Räthseln. Hast du Lust, meine treue Lampe, die Schicksale des gehörnten Siegfried von seinem Collegen Papill, und die Begebenheiten der Magelone von ihren Nachahmerinnen, seinen Töchtern, erzählen zu hören, so will ich dich auf ein paar Abende, unter irgend einem Vorwande in sein Haus leihen. Da du bey mir wol eben keine Räthsel gehört hast, so wirst du bey dieser Gelegenheit alle Arten von Zweydeutigkeiten von Herrn Papill in Räthsel eingekleidet lernen können. Ja hast du just das Glück Gesellschaft dort anzutreffen, so kaufst du allen möglichen Pfänderspielen zusehen, welche in den Gesindestuben zu Querlequitsch mode sind, denn sie bey den Mägden selbst zu sehen, dazu bist du vielleicht zu stolz, damit du aber nicht etwa glaubst, daß ich von der geringen Lampe des ehrlichen Bürgers Papill spreche, so muß ich dir ausdrücklich sagen, daß hier von der Lampe des Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn Papills die Rede ist.

Was hast du noch mehr für beneidete Kameradinnen? die Lampe des Herrn von Marmonides? Vielleicht gefällt dir diese in ihrem neu-modigen Puz und in dem
verz

vergoldeten Schirme, welcher sie bedeckt? Das kan ich dir eben nicht verdenken, da so gar unter uns oft eine Dame mit einer nemmodigen Dornrose, von zehen andern beneidet wird. Aber glaubst du, sie trinke nichts als Del aus Provence? Wenn das wäre, so würde sie ihn auf Kosten der Schuldner ihres Herrn trinken, und dafür würdest du dich schon bedanken. Aber laß dir im Vertrauen sagen, daß er ihr nichts als den gemeinsten Müßel giebt. Sie gleicht hierin dem jungen Pipin, welcher alle Tage in einem besetzten Kleide auf dem Markte steht, und sein Mittagessen vom Beckerladen holen läset. Glaube mirs, die Lampe des Marmonides ist noch übler daran, als die vorige. Vor Mitternacht geht zwar ihr Dienst nicht an, denn ehe kömmt ihr Herr nicht aus seiner Spielgesellschaft, und sie leuchtet ihn überhaupt kaum eine Stunde. Aber eben um dieser Stunde willen, würdest du wol seine Lampe nicht werden wollen. Sein Zuff kleidet ihn aus; hat Marmonides verlohren, so sind schon zehn entsefliche Flüche aus seinem Munde gefahren, ehe er noch ein Kleidungsstück abgelegt hat. Hat er gewonnen, so wird Zuff aus lauter Freuden mit den vertraulichsten Schimpfnamen beehrt. In beyden Fällen werden sogleich wieder neue Pläne gemacht, welches unschuldige Opfer nun zur Schlachtbank, welche er Pharobank nennet, geführt werden soll. Du kanst leicht denken, wie sehr er bey allen diesen in Hitze geräth, da er seine Nachtlampe, wenn sie nur irgend, vielleicht aus Verträbniß, dunkel brennt, schon mit einem solchen Schwure anfähet, daß ihre Flamme davon hin und her zittert, als wenn sie in Dhnmacht sinken wollte.

Hast du auch wol einmal gewünscht die Lampe des Arell zu werden? Wahrscheinlich ist es mir, denn du hast ihn einst zufälliger Weise bey mir gesehen. Du schämtest dich wol gar, als du in deinem ries-

singenen Putze vor dem goldenen Herrn standest? Wenigstens glaubte ich das, und darum ließ ich dich auch wegsehen. Wenn du urtheilstest, daß ein Mann, welcher dich mit den Strahlen seiner reichen Beste verdunkelte, auch wol seiner Nachtlampe einen statlichen Puz geben müßte, so hast du dich nicht betrogen. Ich habe sie gesehen, sie ist silbern, und wenn du nun noch Lust hast, es in seinen Diensten zu versuchen, so weiß ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich dich für die Erfindung irgend eines witzigen Ausländers ausgabe, denn unter jeder andern Empfehlung, würdest du nie in sein Zimmer kommen dürfen. Ich will dir sagen, welchen Verrichtungen du würdest leuchten müssen. Er ist gewöhnlich zu Hause, weil er übrigens so dumm ist, daß er nicht einmal Mariage, vielweniger Caroc lernen könnte; um sich in Gesellschaften mit Vortheil zu zeigen. Wenn er nun allein ist, und wer hat auch Lust ihn zu besuchen? so fängt er mit der Dämmerung an, Gassenliederchen zu pfeiffen, oder weil die abendliche Stille, dem tiefen und scharfsinnigen Nachforschen günstig ist, so überlegt er mit seinem Schneider, wie der Schnitt eines von seinen Kleidern zu verfeinern, mit seinem Huthmacher, wie die Schleife am Huth zu verschönern sey; Weil beyde Handwerksleute Franzosen sind, welche nur gebrochen deutsch sprechen, er aber kein französisch versteht, so nimt beydes einige Stunden weg. Dann geht alles im Hause zu Bette, bis auf seine Haushälterin, welche nun zu ihm herauf schleicht, und sich neben ihm auf das Sopha niederläset. Alles was nun vorgeht, kan ich dir nicht deutlich machen, und wenn ich dir auch den ganzen Actin aufschreiben wolte, so würdest du es doch nicht verstehen. Indessen wirst du ohnehin wol kein Verlangen haben, Arells Lampe zu werden, wenn er sie gleich schon gegen zehn Uhr ihrer Dienste entläßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indische Beyträge

zum

Kuizen und Vergnügen.

3tes Stück.

Den 18ten Januar 1773.

Fortsetzung

An eine Nachtlampe.

Erinnerst du dich noch der italiänischen gläsernen Lampe, welche man mir einst zum Verkauf anbot, und ich dennoch nicht nehmen wollte, wenn sie gleich mit dem Dehle, welches man ihr giebt, zehnmahl sparsamer umgehen soll als du? Schäme dich, wenn du damals wünschtest, daß ich sie kaufen möchte, weil du meiner Nachtwachen müde warst, denn in der That nahm ich sie bloß deshalb nicht, weil ich deiner Treue gewiß war, und mir die andere verdächtig schien. Wünschtest du damals an ihrer Stelle zu seyn, so wirst du jetzt anders denken, wenn ich dir ihr Schicksal erzähle. Sie ist in die Dienste des silzigen Nasiden gerathen, und diesem muß sie von zehn Uhr an, wenn er seinen Laden und mit ihm die Betrügeren des Tages schließt, bey seinem Geldzählen leuchten. So oft er einen Mariengroschen statt eines Sechfers gezählt hat, so schimpft er auf die arme Nachtlampe ärger, als

sein Ladenjunge auf das Verschließen der Kassen. Und dennoch ist sie eigentlich nicht Schuld daran, sondern seine Brille voll Ritzen; oder diese auch nicht einmal, weil sie länger bey ihm ausgehalten hat, als es einer von seinen Leuten im Stande gewesen ist. Deine benedicte Lampe muß also seinen Geiz, daß er also keine neue Brille kaufen will, entgelten. Auch den Vortheil der vorigen hat sie nicht einmal, daß ihre Qual mit wenigen Stunden vorüber ginge. Nein, sie muß, wenn er sich hinlegt, auf seinem Geldkasten bey dem Bette, vor den Dieben Schildwache stehen, und ich wollte ihrs nicht rathen, daß er einmal erwachte und sie eingeschlafen fände; ich glaube, er würde vor Wuth und Schrecken sie so gegen die eisernen Reifen des Kastens stoßen, daß ihr alle Glieder zerbrochen würden. Wacht sie aber auch getreulich, so ist sie nicht besser daran; denn ihres Herrn wildes Auffahren im Schlafe, sein Rufen über Diebe, sein

E 2

Schrey-

Schreyen über Mörder erschreckt sie alle Augenblicke.

In wessen Dienste hast du dich sonst gewünscht? in die Dienste des Servil? das hätte mir leid thun sollen, wenn du zu diesem gekommen wärst. Dieser Mensch prahlt in allen Gesellschaften, daß seine Augen schwach würden, und er hat Recht, wenn man seines Arztes Erklärung davon hört. Doch diese würdest du wieder nicht verstehen. Servil aber ist ein eingebildeter Thor, wenn er die Leute zu bereden sucht, daß sein Gesicht durch vieles Lesen abgenommen habe, und deshalb nöthiget worden, eine Nachtlampe zu gebrauchen. Einen Vorwand mußte er freylich haben, weil es ihm sehr gemein deuchten würde, ohne höchste Noth sich einer Lampe statt des vornehmen Lichts zu bedienen; aber warum nimmt er just den unwahrscheinlichsten; das viele Nachtlese? Seine ganze Bibliothek besteht aus einem Lexicon und einigen Lehrbüchern, welche er auch von der Universität mitgebracht hat; zusammen sieben Stück. Aber auch diese kan er nicht einmal lesen, weil sie lateinisch geschrieben sind. Uebrigens liest er auch wenig, doch macht dasjenige, was darin von seiner Hand geschrieben ist, eine Ausnahme, denn dieses liest er sich niemals müde. Wenn er nun ja vor seiner Nachtlampe sitzt, so beschäftigt er sich entweder damit, daß er seine Tobacksinstrumente rein macht, alte Treppen aufputzt, oder Bilber ausschneidet. Köndest du wol ohne Unwillen solchen Handlungen bey einem Manne zusehen, welchen seine Stadt als einen geschickten Kopf bewundert, welcher mit dem Stolze eines zweyten Duns unter dem charakterisirten Pöbel seines Orts daher treten darf, und welchen du alle Abende in so wichtigen Geschäften vertieft vor dir sitzen sehen würdest? Eben so sind seine Gespräche, und diese könntest

du allemal mit anhören, denn er würde dich nicht bey einem empfangenen Besuche wegsetzen lassen. Wenn aus einer Nachtlampe jemals ein Stallknecht werden könnte, und du hättest Lust zu dieser Metamorphose, so wollte ich dich gleich noch heute Abend an Servilen schenken. Du würdest bey jedem Besuche, welchen ihm seine Freunde geben, dir leicht zu diesem Posten gehörige Geschicklichkeit erwerben können. Er hält zwar selbst keine Pferde, aber es ist ihm doch angenehm, das Striegeln, das Satteln eines Pferdes, und dergleichen schwere Aufgaben, durch Hin- und Wiederdisputiren auseinander zu setzen. Vielleicht fühlt er, daß sein eigentlicher natürlicher Beruf, ihn zu einem Kutscher bestimmt hatte, und man muß ihm nun das Vergnügen lassen, davon zu reden, weil er nicht davor kan, daß er einen ganz andern Posten bekleidet.

Nunmehr wirst du wol wünschen, daß du irgendwo auf dem Studiertische eine einsamen Gelehrten deine Tage beschließen mögtest? Ja, weil vielleicht auch selbst die Lampen etwas eitel sind, so wirst du dich in die kleine Stube des Battus sehnen, um von ihm besungen zu werden, und freylich verdienst du noch wohl eher ein Lied, als hundert Dammköpfe vom ersten Range, welche sich gern als Mäcenaten preisen lassen. Battus würde dich gewiß sehr gepriesen haben, wenn er anders vor dem Lobe so vieler Gönner hätte dazu kommen können. Aber wenn du seinen Arbeiten nur einige Abende zugesehen hättest, so würde dir ein Lob von ihm nicht mehr schmeichelhaft dünken. Was er schreibt, Prose und Verse, das wird unter seinen Händen zu Lobsprüchen. Seine Doris, Phyllis, Calage, sind keine Ideale. Es sind seine Dienstmädchen, welche nach und nach von ihm weggezogen sind. Doch das würdest du nicht errathen

und

und folglich dich auch nicht darüber ärgern. Aber wenn er über einem Buche sitzt, und bald die Vorrede, bald den Brief des Verfassers, bald die Wignette auf dem Titulblatte, bald den überschickten Dukaten ansiehet, und begeistert von dem Werthe des einen oder des andern, die Feder ergreift, um keine Recension sondern einen Panegyricus zu schreiben; dann, meine ehrliche Lampe, würdest du gewiß bald wieder weg verlangen; denn ich zweifle nicht, du würdest das Buch selbst lesen, weil du ohnstreitig in so langer Zeit, verkehrte Schrift zu lesen, gelernt haben wirst. Würdest du gar noch zusehen, wie geschickt er ist, einen Reim nach den andern zu haschen, so bald er es auf einen neuen Gönner in der gelehrten oder politischen Welt angelegt hat; ich glaube du kröchest vor Unwillen in deine Röhre zurück.

Doch du wirst mir vorwerfen, daß ich dir lauter Thoren nenne, zu welchen du dich hingewünscht hättest. Nein, meine liebe Lampe, ich lasse sie nur voran gehen, weil das eins ihrer Hauptkennzeichen ist, daß immer den Rang über den Klugen nehmen. Ich erinnere mich wohl, daß so oft Gelasius nur in meine Stubenthür trat, du mit deiner Flamme hin und her nicktest, um ihn vielleicht nach deiner Art zu bewillkommen. Mir deucht so gar, deine Flamme brenne seit den zwey Jahren, daß er mich nicht mehr besuchen kan, viel trauriger in meinem Zimmer. Hast du jemals dich gefehnet seine Lampe zu werden, so soll mich das wehr freuen als ärgern. Aber wenn du dir eingebildet hast, daß du vieles von seinen Arbeiten zu lesen bekommen würdest, so berrügst du dich. Hättest du dieses Vergnügen genießen wollen, so hättest du schon vor sechs Jahren zu ihm ziehen müssen. Damals

würdest du Abende genossen haben, wie unter hundert Nachtlampen der Gelehrten kaum eine sie genießt. Was er damals schrieb, das ist izt zwar die Lieblingslecture der Männer von Geschmack, allein das damalige Geschrey der Rabale über seine kleine Fehler, bestimmte seine nachherige Lebensart. — Unter allen Nachtlampen, welche seit Jahrhunderten gelehrten Männern bey ihren Nachtwachen geleuchtet haben, hat keine größere Werke unter ihrem Schirme entstehen sehen, als die Nachtlampe Newton's, du kennst ihn, denn du hast manche Nacht über seine Schriften mit mir verwacht. Eins dieser unsterblichen Bücher *) war izt fertig, und sogleich fing man auch an, Ewendungen dagegen zu machen. Der Philosoph ließ es liegen; denn, sagte er, es war nicht klug gehandelt, wenn ich eine so wesentliche Sache als die Ruhe verliessen, und dafür einen Schatten nachlaufen sollte. Von da an, that er vielleicht seine Lampe alle Nächte eine Stunde früher aus, und dann waren gewiß mit ihr allemal einige große Gedanken für die Nachwelt ausgeleuchtet. — Gelasius ist kein Newton, aber er dachte wenigstens in diesem Stücke wie er. „Warum sagte er, soll ich meine Nächte verwachen? Um meinen Mitbürgern nützlich zu seyn, oder sie zu vergnügen? das war meine Absicht, denn einige Männer, welche die Welt für Kenner hält, bildeten mir ein, daß ich sie erreichen könnte. Es kan seyn, daß ich mich betrogen habe, aber, ich bin wenigstens nicht unverschämt gewesen. Soll ich arbeiten, um das Gespötte roher Jünglinge zu werden, welche izt die Schriften ihrer Väter ausziehen, ehe sie noch ein vernünftiger Kunstfrichter in die Hände genommen hat? Nein, mein Herz will auch selbst ihren Beyfall geru entbehren

*) Seine Grundsätze der Optik,

ren.“ Nun lebt *Gelasin* seiner Familie, seinen Freunden, und der praktischen Tugend ganz allein. Mehr noch wird er bewundert, wenn ihn jemand sprechen hört, und frägt: warum ein Mann wie er, nicht schreiben? als wenn man sagte: daß er nichts höhers schätze, als den Ruhm eines Autors, und solchen mit Verlust seiner Ruhe und Gesundheit erkaufe.

Du wirst mich nun fragen, ob ich Niemand kenne, welcher seine Abende mit gelehrten Arbeiten zubringt? Wenn du bloß die Abende meynest, so weiß ich dir nur wenige zu nennen; denn unter den Schriftstellern schreibt vielleicht nur der hundertste Theil nach seiner Bequemlichkeit, und was diese kleine Anzahl bey völliger Ruhe ausarbeitet, dazu gebrauchen die mehresten vielleicht das Licht der Sonne mit größern Vortheil; denn *Jason Mairus*, welcher auch am Tage sich bey verdunkelten Zimmer von seiner Nachtlampe bedienen ließ, wird wol nicht viel Nachahmer gefunden haben. *) Aber wenn du jemals in den Laden und in die Magazine eines Buchhändlers kommen, und die Menge der Folianten und Quartanten sehen solltest, so würdest du gleich gewiß den Schluß machen, daß eine große Menge Nachtlampen darüber die Mitternächte durchwachen müssen. In beyden Fällen würdest du nicht zufrieden mit deinem Schicksale seyn.

So beruhige dich denn, und bleib deinem alten Herrn getreu. Du selbst wirst finden, daß du mit dem vergangenen dennoch zufrieden seyn kannst, wenn dein Dienst gleich sehr beschwerlich war. Bin ich es doch, obgleich ein kurzer unruhiger Schlaf auf meine Nachtwachen erfolgte, und nicht selten mein Erwachen von Kopfschmerzen begleitet wurde. Wenn ich aber betrachte, daß ich unter tausend Nachtarbeitern vielleicht allein mit einem gesunden Körper dason gekommen bin, und dann die Schriften überdenke, wovon ich sonst kaum die Hälfte würde durchdacht haben, denn mögt ich gleich wieder anfangen, wo ich izt aufhöre, wenn nicht der ernsthafte Verstand das leichtsinnige Herz warnete. Auch du selbst hast zwey tausend Nächte gelehrt, und bist noch eben so geschickt, dein mildes Licht mitzutheilen. Künftig wirst du früher deine Ruhe genießen, und mir dennoch eben so werth seyn. Ja, liebe Lampe, wir wollen uns beyde der vergangenen Zeit freuen, weil es noch Zeit dazu ist, und uns die zukünftige mit einer heitern Aussicht in das Alter, zwar nicht so geizig wie sonst, aber doch mit Sparsamkeit zu Nutzen machen. Dein Schirm soll mich auch ferner in einer glücklichen Dunkelheit verbergen, damit alle efelhafte Schwäger, welche am Abend vor meinen Fenstern vorüber schleichen, ihre gefällige Absicht, mir die Zeit zu stehlen, aufgeben mögen.

*) *Bayle* in seinem Wörterbuche unter dem Art. *Mairus* in der Anmerk. k. der gleich darauf folgende Art. *Majoraging* verdient von allen Gelehrten, welche ausschweifend studiren, gelesen zu werden; denn er enthält ein trauriges Beispiel wie weit diese Leidenschaft hinreißen kan.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum Kuzen und Vergnügen.

4tes Stück.

Den 25ten Januar 1773.

Beschluß

An eine Nachtlampe.

Neber diese Räuber, hat schon mancher Gelehrter, nicht bloß einige Jahre, welche sie ihm von seiner Lebenszeit abplünderten, verlohren, sondern auch das Ziel seiner Tage einige Jahre früher erreicht. Glaube mir, gute Nachtlamp, hundert deiner Schwestern hätten ruhigere Nächte, wenn dies Volk nicht wäre. Was soll ein Gelehrter von großem Ruhme machen, wenn ein jeder Tropf, dem es einfällt, ihm bey seiner Durchreise sein Stammbuch zu präsentiren, zugleich eine Stunde das Vergnügen genießen will, den Mann mit faden trockenen Erzählungen zu quälen? Läßt er sich verleugnen, oder nicht sprechen, dann wird er gewiß für den unhöflichsten Mann ausgeschrien, oder dennoch so lange aufgesucht, bis er angetroffen und mit einer barbarischen Grausamkeit festgehalten wird. Jeder berühmte Mann ist diesem Uebel vorzüglich von den Schwägern seiner Stadt ausgesetzt. Sie haben tausend Vorwände ihn zu belagern, und in ihrer Art von Belagerung zehnmal mehr Listen, als Dauban

in der seinigen. Fener Thor glaubt, weil er einen hohen Rang hat, so müsse sich der Gelehrte gar für eine Ehre schätzen, wenn er die Gnade hat, ihm ein Paar Stunden zu stehlen, und es fällt ihm nicht ein, daß er dem Manne oft weher thut, als wenn ihm Geld genommen würde. Ein anderer bildet sich ein, Wunder! wie angenehm es dem Gelehrten sey, wenn er sich einen ganzen Nachmittag bey ihm hinsetzt, mit ihm aus Büchern zu sprechen. Ein dritter schleicht sich mit einem dicken Manuscripte in seine Studierstube, ist ihm anmuthen es durchzulesen, und denkt, daß er ihm damit keine geringe Schmeicheley mache. Ein vierter will seine Bibliothek sehen, um ihm bey dieser Gelegenheit zu sagen, daß er schon mehrere gesehen habe. Ein fünfter — aber wer kan sie und ihre hinterlistige Kunstgriffe alle zählen? Bedauere du eines solchen Mannes Nachtlampe, ich will ihn selbst bedauern. Denn die Stunden zusammen gerechnet, welche durch die nie zu ermüdenden Schwäger verlohren gehen,

hen, mögen bey dem, welcher noch, so ziemlich verschont wird, dennoch leicht in einem Jahre vierzehn Tage ausmachen, und er hat also in vier und zwanzig Jahren, ein ganzes Jahr von seinem Leben verlohren. Diese Zeit wird nicht bloß ihm, sondern auch seinen Mitbürgern, und bey dem großen Gelehrten der Welt geraubt. Alle andere Räuber kan man zu Ersehung des Schadens anhalten; was soll man aber den Schwächern nehmen? den Verlust welchen sie verursacht haben, kan nur ein eben so geschickter Mann als der heraubte ist, ersetzen. Daher ist es auch kein Raub, wenn ein Mann von Talenten, Gelehrsamkeit, Verstande oder Witiz, einige Stunden des Gelehrten an sich nimt, denn er selbst giebt so viel wieder als er empfängt. Hat sie ihn aber ein Schwächer geraubt, so weiß er sich über diesen Verlust nicht anders zu beruhigen, als daß er ihn durch Nacharbeit wieder einzubringen sucht, und er legt sich erst nach Mitternacht nieder, da er sonst früher der Ruhe genossen hätte. Dieses sezt er zwanzig Jahre, oft wohl kürzere Zeit fort, dann stirbt er, und Elixor *) würde nicht lange auf die Ursach seines Todes rathen. Ist denn dieses Geschlecht von Mördern der Zeit nicht auszurotten? nein, denn vom Horaz **) an bis auf Sagedornen †) hat man über sie geklagt, ohne ihren sumfenden Schwärm zu vermindern. Kein Mann von einigem Ruf ist vor ihnen sicher, und Voltaire kan selbst in dem einsamen Ferney sich ihren Ueberfällen nicht

entziehen, doch hat dieser wenigstens den Vortheil, daß sie mit aller ihrer Geschicklichkeit sein Leben nicht haben verkürzen können.

Es ist wahr, die Schwächer, vor denen ich mich fürchte, meine liebe Lampe, und vor denen dein Schirm mich auch künftig verstecken soll, sind von einer andern Art. Aber wenn sie gleich die Stunden, in welchen sie mich umringen, weder meinen Mitbürgern noch der Welt, sondern mir ganz allein rauben, wenn ich gleich nicht nöthig habe, sie durch Nachwachen wieder einzubringen; So ist doch der Verlust für mich noch immer sehr groß, weil ich den Werth der kurzen Lebenszeit fühle. Der Gelehrte, welcher entweder dem Ruhme nach entgegen arbeitet, oder ihn schon errungen hat, wird nur öfterer und in größerer Anzahl von den Schwächern überfallen, als ein Dicitante, welcher seine Zeit entweder der Lecture und dem Selbstarbeiten, oder dem vernünftigen Gesprähe widmen will, und dieser hat für jenen nur den einzigen Vortheil, daß er nicht nöthig hat, so viele Briefe von auswärtigen Schwächern zu lesen und zu beantworten, außerdem aber ist er nur wenig besser daran als jener. Denn auch jeder, welcher nur gelernt hat den Unterschied zwischen einem guten Gesellschafter und Schwächer zu fühlen, wird eine nicht viel geringere Angst in der Gesellschaft des letztern empfinden, als der Gelehrte. Tausendmal, du getreue Lampe, hab ich mir deinen Schirm über das Licht gewünscht, wenn

*) S. Tissots Abhandlung von den Krankheiten der Gelehrten.

**) Horaz, Satyr. IX. lib. II.

†) Dieser senft verschiednenmal über die Schwächer, als, in der nachgehenden IX. Satyre des Horaz, und in diesen auch andern Stellen:

Zhr Schwächer, die ich meyde

Bergeßt mir nachzuziehn.

o Himmel schütze mich für jeden Müßiggänger.

wenn über die Markttagserzählungen und Erdbelubden = Scherze eines vornehmen Schwägers, Verwirrung und Röthe mir in das Gesicht stiegen! Tausendmal wünschte ich mich dann, aus der zahlreichsten Gesellschaft, zu dir, du Freundin meiner Einsamkeit, zurück.

Jetzt, o Lampe, da das Schicksal mich von den Freunden für den Verstand und das Herz getrennt, aber um mir diesen Schaden zu vergüten, zum Herrn meiner Abende gemacht hat, will ich diese Vergeltung auch in meinen Nagen verwenden. Dein blasser Schimmer und dein schwarzes Dach, soll mir in der Unterhaltung mit unsterblichen Schriftstellern ein schönerer Anblick seyn, als der helle Schein der Wachlichter und der Glanz von silbernen Armleuchtern an der Tafel eines gedankenlosen Stertin. Die Dunkelheit meines kleinen Zimmers wird mir reizender dünken, als der blendende Schimmer eines Saals, wo ich mit beweglichen Statuen nicht tanzen, sondern Lustsprünge machen soll. Die Arbeiten meiner Nächte werden zwar nicht so berühmt werden, als die attischen Nächte des Gekins, und man wird dich geliebte Lampe, nach meinem Tode nicht zu theuer verkaufen, als die Nachtlampe des Epikret^{*)}, aber ich weiß mich bald darüber zu trösten, denn ich habe schon Vortheil genug von meiner Einsamkeit gehabt. Wie hätt ich in meiner Verbindung die Ruhe meines Herzens besser erhalten; wie hätt ich bequemer den schweifstreibenden Gesprächen der Schwäger entfliehen; wie hätt ich mir mehr Schätze für den Verstand sammeln können, als in meiner Einsamkeit? Vielleicht würde ich von der

epidemischen Krankheit der Schwäger angesteckt, in ihrer Gesellschaft selbst hundert mal etwas gesagt haben, wofür ich mich näher hinter deinem Schirme geschämt hätte; vielleicht würde ich nicht Mäßigkeit genug besessen haben, auch selbst mit meinem Schaden einem Thoren zu verstehen zu geben, daß er ein Thor sey. Allen diesen Verdruß hab ich mir erspart. Aber wenn eine gedrückte Unschuld meinen Trost, meinen Rath, meine Hilfe nöthig hat, dann will ich so schnell von meinem Zimmer zu ihr fliegen, als Diogenes^{**)} aus seiner Lonne auf den Markt zu Athen. Wenn ein Mädchen für Eifer brennt, ihren Geist zu bilden, dann will ich hundert von meinen Abenden daran wenden, durch Gespräche und Unterricht ihrer Seele einigen Reitz zu geben; Wenn das Schicksal barmherzig genug ist, mir hier wieder einen Freund zu schenken, dann will ich ihn durch meine Scherze am Abend die ermattende Arbeit des Tages zu versüßen suchen; wann der Geschmack erst wieder Walle und Concerte ankündigt, dann will ich dem Geist seine ernsthaftere Stunden, durch eine ihm gefällige Zerstreuung bezahlen. In diesen Fällen, meine gute Lampe, so sehr ich dich auch liebe, will ich dich mit Freuden verlassen. Du selbst aber, wenn du gleich nicht nach meinem Tode als ein seltenes Familienstück aufbewahrt, oder in einem Cabinette von Seltenheiten aufgestellt wirst, so brauchst du doch diese Ehre, welche das Glück nur wenigen deines gleichen ertheilt, nicht zu beneiden. Bedenke, daß dein Schicksal auch deshalb ganz erträglich war, weil du dich aller Bücher, welche ich je unter

*) Ein Grieche kaufte diese Lampe vor drey tausend Drachmen, weil er sich einbildete, daß er durch sie eben so weise werden würde, als ihr voriger Besitzer gewesen.

***) S. Wielands Dialogen des Diogenes.

deinem Schirm gelegt, nicht zu schämen
Ursach hast, so wie deine Flamme nie
über das hat erblaffen dürfen, was ich
bey ihr schrieb. Wenn ich auch viele

dieser Auffäße vor dem Auge des Kunst-
richters verberge, so könt ich sie doch
alle vor dem Auge des Moralisten aus-
breiten.

W bleib dann, du Freundin stiller Nächte,
Bleib deinen Freund getreu, der wenn er vor dir sitzt,
Den Kopf mit schwerer Hand nicht darum unterstützt,
Weil er mit Qual an schndde Thaten dächte;

Der Stubenlang bey deinem Schimmer
Nicht darum auf und ab mit starren Blicken schleicht,
Weil ihn die Angst, der nie ein Bbsewicht entfleucht,
Verfolgete bis in sein dunkles Zimmer.

Nein, der in süßen Neverien,
Nach Damon laute seufzt, von seiner Freundin träumet
Und wann er dann für sie etwan ein Liebchen reimt,
Nach Reimen hascht, die vor ihm stiehen.

Doch öfterer noch durch hohe Lehren
Die aus der Weisheit Mund ihr Lieblich niederschrieb
Sich nicht die Zeit, die selbst sich leider treibt, vertrieb,
Nein nur die Ruh der Seele wollte mehren.

Denn, wann ihm deine Flamme leuchtet,
Das ist die Zeit, worin kein Sturm dem Herzen droht,
Worin ihm selber auch der Fürst der Furcht, der Tod,
Oft angenehm, nie aber schrecklich deuchtet.

Kaus seyn, so treff aus seinem Munde
Der Ruf in jene Welt, wo das enträthsel wird
Worauf die Seele hier oft rathet, oft auch irrt,
Just beinen Freund in solcher Abendstunde.

Du aber, wenn sein Geist entflieget,
So leite noch, wie sonst der Rdmer Lampe that,
Dein blasser Schein, der Freund, der um ihn klagt, den Pfad
Zum Grabmahl hin, wo seine Asche lieget.

33 34

Indische Beyträge

zum

Kuhen und Vergnügen.

5tes Stück.

Den iten Februar 1773.

Fortsetzung des Auszugs aus des Herrn von Haller
Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung.

Sechster Brief.

Wie glaube, es wird zuerst die Sache aufzuheitern nöthlich seyn, einzusehen, was für einen Anfang das Christenthum genommen habe, und durch welche Mittel sein Stifter dieser dem verdorbenen Menschen so schwere Lehre den schnellen und täglich zunehmenden Beyfall erworben, und die Zeugnisse zu präsen, die er von einer göttlichen Absendung gegeben hat.

Das Christenthum war zu Constantins Zeiten schon so weit ausgebreitet, daß in der ersten Versammlung zu Nicäa etliche hundert Bischöfe, oder eben so viele Vorsteher der in den vornehmsten Stätten des Reichs eingerichteten Kirchen gezählt werden könten. Vom Partherland bis in Britannien waren alle Provinzen mit Christen angefüllt, und zu dieser Größe waren die Gemeinden der Anbeter Jesu gelanget, nachdem sie durch die Gesetze lange gedrückt, viele Verfolgungen ausgestanden hätten, und wenige Jahre zuvor vom Mitherrscher des Waters eben dieses

Constantins, vom schlaunen Diocletian, das Feuer und das Schwerdt, die Christen auszurotten, mit solchem Ernste gebraucht worden war, daß er eine triumphirende Aufschrift in Marmor graben ließ, der Namen der Christen sey vertilget. Eben diese Christen findet man im Anfange des zweyten Jahrhunderts, siebenzig Jahre nach dem Tode Jesu, so zahlreich, daß ein heidnischer Landpfleger, der beredsame Plinius, in Bithynien die Märe der Götter verlassen, und das Opfern in Vergeß gerathen antraf. Viele Jahre vorher, etwa dreyßig Jahre nach dem Tode Jesu, waren die Christen so bekannt, daß man ihre Secte, eine der ganzen Welt verhasste Secte nannte, weil überall die Heiden sie anfeindeten, deren Götter sie stürzte, und auch die Juden sie hasseten, aus deren Gemeinschaft sie ausgetreten war. Ihnen legte Nero, der Unmenschliche, den Brand zur Last, den er aus einem unbegreiflichen Uebermuth in Rom selber angezündet hatte. Die Christen waren also sehr bald nach dem Tode ihres Stifters schon zahlreich. Noch etwas frü-
her

her findet man, wenige Jahre nach dem Tode des Heilandes, in Babylon, in klein Asien, in Palästina, in Griechenland, in Italien, zu Rom, in allen Provinzen des Reichs gestiftete, und eingerichtete Gemeinden der Christen. Man müßte alle Gesetze der Geschichte vernichten, wenn man aus des Paulus Briefen nicht annehmen wollte, unterm Nero, und schon unterm Claudius seyen zahlreiche Kirchen in den vornehmsten Stätten versammelt gewesen, die ihre Aufsesser, die nachwärtigen Bischöfe, ihre Aeltesten, die in spätern Zeiten Priester hießen, ihre Diener, (die Diaconos) ihre Gläubigen gehabt, sich zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienste versammelt, daselbst das Brodt nach dem Befehle ihres Stifters gebrochen, sich an seinen Tod erinnert, die Schrift erklärt, und Predigten angehört haben.

Weiter hinauf finden wir die Anfänge der christlichen Kirche zu Jerusalem, zu Antiochia, und in den benachbarten Ländern. Eine erste Einrichtung wird von den noch lebenden zwölf Boten Jesu gemacht: diese Männer sondern sich zur Verkündigung seiner Lehre ab, und überlassen die zeitlichen Geschäfte besonders dazu erwählten Kirchendienern. In einer zu Jerusalem gehaltenen Versammlung der vornehmsten Jünger Jesu wird die große Frage abgehandelt: ob man die Heiden nöthigen solle, den Gesetzen Moses sich zu unterwerfen. Wann wir etwas weiter hinauf zurücktreten, so sehen wir die Anfänge der christlichen Lehre unter den zwölf Boten, ungelehrter, gemeiner Landleute, die den Tod, den schmähligen Tod Jesu ihres Stifters verkündigen. Wir finden hier die Verwandten, die Begleiter Jesu selber, die mit ihm gelebt, die seine Lehren angehört haben, und mit seiner Weisheit ausgerüstet, selbst zu Lehrern der Welt worden sind,

Und nun komme ich zu dem großen Stifter der Christen selbst, Jesu, aus dem Stamme Davids entsprungen, der sein Leben dem großen Zwecke ungetheilt gewidmet hatte, für den er in die Welt gekommen war. Dieser Jesus lehrt, wie ein von Gott unterwiesener, er lebet aber auch, wie ohne Gott kein Mensch gelebt hat, ohne Schwachheit. Ohne Fehler, selbst ohne Beschuldigung eines Fehlers, war sein Leben eine ununterbrochene Reihe von weisen Lehren, und von Gutthaten. Die erbosten Feinde seiner Kirche haben alles versucht, ihren Fortgang zu hindern, und ihr Aufsehn zu schwächen, nur an die Eigenschaften ihres Stifters hat weder Celsus noch Porphyrius, noch Julianus, noch die Juden, noch die neuern Spötter sich gewagt, deren Schlüsse doch alle fallen mußten, so bald Jesu Tugend ohne Flecken ist.

Man findet in seinem ganzen Leben keine Spur von Ehrgeiz und von zeitlichen Absichten; er lehnt selbst den Dank der von seinen Wundern gerührten Erretteten ab; er verbirgt sich, wenn die Größe und die Menge erwiesener Gutthaten das Volk aufmuntern, ihn auf den Thron Davids zu setzen; er widerspricht den weltlichen Hoffnungen seiner Schüler; er lebt in Armuth und selbsterwählter Niedrigkeit.

Ohne sich dem Untergehen der Menschen zu entziehen, unter denen sein Licht zu scheinen im Himmel selber war angezündet worden, lebt er die Nächte durch einsam, und im Gebete: alle seine Reden haben den Ernst und die stille Majestät eines Göttlichen: niemals hat ein Mensch geredet, wie er, so sagten die ihn selber hörten, so kan ich noch mit Ueberzeugung sagen, wenn ich seine letzten Reden, eh er zum Tode ging, gegen alles dasjenige vergleiche, was die Weisen von Griechenland und von China geredet haben.

Sein

Sein ganzes Leben war eine Reihe von Gutthaten, nicht von schimmernden Wundern, und Befehlen, die die Natur umstürzten, oder von strafenden Gerichten: nein von den stillsten, und dennoch von den wirklich die größte Noth der Menschen hebenden Heilungen unheilbarer Gebrechen. Ich will diese Wunder hier nicht beweisen, dazu wird eine bessere Stelle seyn, ich spreche nur von der Art der Wunder, so wie seine Jünger sie aufgezeichnet haben.

Ein solcher unsträflicher Mann, der sichtbarlich seinem Tode entgegen geht, und auf die gesetzte Stunde sich der Grausamkeit seiner Häßer überliefert, was kan er zur Absicht gehabt haben, wenn er ein Betrüger gewesen wäre? eine Lasterung, die dennoch die wenigsten der Feinde der Offenbarung vorzubringen gewagt haben. War es Wollust, war es Reichthum, war es irdische Hoheit die er suchte? er der mit der standhaftesten Strenge auf den großen Pflichten der Religion bestand, und es seinen nächsten Schülern freystellte, ihn zu verlassen, da die Härte dieser Pflichten einen Theil von ihnen so sehr erschreckte, daß sie den Wunderthäter lieber verließen, als daß sie seine Reden länger anhören wollten.

Alles das Thun Jesu hängt in der richtigsten Ordnung zusammen, wenn er der Botschafter Gottes ist. Alle seine Reden sollen auf die Ewigkeit gehn, er ist nicht wegen der Geschäfte des kurzen Lebens aus dem Himmel gesandt worden. Alle seine Bemühungen sollen auf die Erfüllung seiner hohen Pflicht zielen, die Sterblichen Wahrheit zu lehren, und für ihre Sünde sich aufzuopfern.

Giebt man Jesu eine andere Absicht, so werden die Ursachen mit den Wirkungen in einen sichtbaren Widerspruch gesetzt. Ist er ein Betrüger, warum sucht er die Armut, die Einsamkeit, den Tod? war-

um schreckt er seine Jünger mit der Androhung künftiger Leiden, mit der Strenge der erfordernten Keinigkeit ab? Ist er ein Schwärmer, denn dieses ist die Sprache der heutigen Spötter, warum sucht er nichts außerordentliches, warum unterwirft er sich, und selbst diejenigen den Feyerlichkeiten des Gesetzes, auf die er durch seine Errettung eine Macht erworben hatte? Warum lehrt der Verwirrte Worte, die keine menschliche Weisheit ihm vorgesagt, keine hat nachahmen können? warum herrscht in allem seinem Thun eine fortwährende ununterbrochene Absicht? denn sein ganzes Leben ist eine Reise zu seinem Leiden? welches er aber weder eher noch später tritt, als auf die Zeit, die dazu bestimmt und verkündigt war.

Alle diese Anfälle aus Noth zum zweifeln gezwungener Feinde der Offenbarung können nichts von der reinen Verehrung wegnehmen, die auf seinem Leben und auf seine Lehren sich gründet. Dieser ungetadelte Mann sagte ohne Scheu von sich, er sey derjenige, dessen die Schriften der Propheten gedanken, den Gott den Menschen versprochen habe, der von Gott unterrichtet in die Welt gekommen sey, die Wahrheit zu lehren, der die Menschen erlösen sollte. Man sind allerdings alte Schriften in unsern Händen, die ohne den geringsten Zweifel überaus viel älter als Jesus und als des Liberius Herrschaft sind, und diese Schriften verkündigen einen Propheten, einen mit außerordentlichen Gaben ausgerüsteten Knecht Gottes, den Gott seinem Volke versprochen hatte.

Siebenter Brief.

Meine Absicht ist nicht, meine Werthe, alle die Weissagungen zu wiederholen, die einen Messias, einen Propheten, einen Wiederhersteller des Reichs Gottes, einen Bemühtner für die Sünden der Welt ver-

ver-

verkündigen. Ich werde nur wenige von den Stellen anführen, in denen die alten Propheten die Zukunft eines Mannes vorgegagt haben, der die Zuflucht der Sterblichen seyn sollte.

Nur muß ich erstlich mich dahin bey dir verwahren, daß wider das Alterthum dieser Weissagungen keine, auch keine unvernünftige Einwendung gemacht werden kan. Dann dreyhundert Jahr vorher, eh Jesus geböhren war, hatte man alle die Bücher, die ich anführen werde, in die griechische Sprache zu Alexandria übersezt; sie waren damals uralt, es ist aber genung, daß Jesus sich auf Weissagungen bezieht, die so deutlich älter als er waren, und mit denen die Welt angefüllt war, eh er geböhren wurde; dann es ist vielen nicht genugsam bekannt, wie weit ausgebreitet die Religion der Hebräer war. Man findet in dem Satirenschreiber, dem Liebliche Augustus, daß zu Rom, in dem Zusammenflusse aller Größe der Welt, viele Leute sich ein Gewissen machten, am Sabbath etwas vorzunehmen. Und alle diese Juden hatten ihre Schulen, ihre Gesetzbücher, entweder auf griechisch oder auf hebräisch.

Die zweyete Anmerkung ist auch nöthig. Wir sind einige tausend Jahre von den Zeiten entfernt, in denen die Bücher geschrieben sind, auf die ich mich berufe. Die Sitten der Menschen, ihre Sprache, ihre Ausdrücke waren von denjenigen unterschieden, die bey den kältern Abendländern herrschen; vieles war ihnen leicht und drang ein, wovon uns der wörtliche Verstand schwer ist. Viele Figuren hatten bey ihnen ihre angenommene Bedeutung, die uns izt fremd vorkommen. Es

scheint auch durchaus, eine mündliche Ueberlieferung sey in den ältesten Zeiten die Auslegerin desjenigen gewesen, was bey den Anfängen der Künste nur selten, und nur sparsam, in Schrift verfaßt wurde.

Wir finden indessen deutlich, daß vom Anfange der Zeiten her den gefallenem Menschen ein Erretter versprochen worden ist. Die alten persischen Weisen, die Brachmanen, deren Schriften erst zu unsern Zeiten wieder ausleben, sprechen von der künftigen Erscheinung eines Mittlers häufig und zuversichtlich. Um desto gläublicher ist es, daß die allererste Weissagung zum Mesias gehört, worin vom Sohne der Frau gesagt wird, er werde die Schlange zertreten, die Schlange, die unsere erste Mutter verführet hatte 1).

Wann zum Abraham 2), zum Isaak 3), und zum Jakob 4), gesagt worden ist; in ihnen werden alle Völker gesegnet werden, so kan der Verstand wohl kein andrer seyn, als der Heiland aller Welt werde aus ihrem Stamme geböhren werden: dann sonst wären die Nachkommen dieser Ahväter ein von allen andern Völkern so sehr abgeordnetes Volk, daß von demselben auf die übrigen Einwohner der Welt sich kein Segen ergießen konte. Ungeacht aller erregten Schwierigkeiten scheint die Weissagung vom Schiloh 5) sich durch eben diese ältern Weissagungen zu erklären, da zumal der Heiland der Welt eben zu der Zeit geböhren worden ist, da das Szepter von den Asmonäern gerissen, und in die Hände eines Fremdlings, eines Idumäers, gerathen war, auch nach derselben Zeit niemals wieder zum hebräischen Geblüte gekommen ist.

1) I Mosis 3, 15.

2) I Mosis 12, 3, 18, 18. 22, 18.

3) I Mos. 26, 4.

4) I Mosis 28, 14.

5) I Mosis 49, 10.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

6tes Stüd.

Den 8ten Februar 1773.

Fortsetzung des Auszugs aus des Herrn von Haller Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung.

Moses verspricht ausdrücklich einen, und nur einen 6) Propheten, der ihm gleich seyn, der nemlich wie er, die von Gott unmittelbar empfangene Befehle den Menschen verkündigen sollte, dann hierin bestund der Moses besonderer Vorzug, in welchem ihm kein anderer Prophet gleich kam 7).

Die Kürze, die ich suche, hindert mich, von den vielen Stellen in den Psalmen zu sprechen, in denen eine Person angekündigt wird, die David mit viel zu hohen Farben abschildert, als daß von einem bloßen Menschen die Rede seyn könne.

Aber Jesaias beschreibet den künftigen Messias mit Ausdrücken, die auf niemand als auf Jesum sich schicken. Das ganze, nicht kurze Buch, ist nichts anders, als eine Geschichte des Messia und der neuen Kirche, deren Haupt er seyn wird. Der Prophet frohlocket in seiner erhabenen

Schreibart über das große Geschenk Gottes, den Erbsen, „Uns ist ein Kind gebohren, uns ist ein Sohn gegeben, die Herrschaft ist auf seiner Schulter, sein Namen wird heißen Wunderbar, Rath, der mächtige Gott 8), der ewig daurende Vater, der Fürst des Friedens. Sein Geburtsort wird genannt: ein Licht wird scheinen 9) im Galiläa der Heiden (zu Nazaret). Sein Ursprung, aus dem Stamme Jesse wird bestimmt 10). Eine Stimme in der Wüste wird ihn verkündigen 11). In seiner Regierung wird lauter Frieden herrschen, und sein Reich soll ewig dauern. Er wird lauter Milde in seinem Antze zeigen. Schafe und Wölfe sollen heysammen wohnen, und der 12) Säugling mit der giftigsten unter den Schlangen spielen. Er wird weder schreyen noch drohen, den glimmenden Tacht wird er

8) Jes. 9, 6.

9) = = 1, 2.

10) = 11, 10.

11) = 40, 1.

12) = 11, 6, 7.

§

6) 5 Mos. 18, 15.

7) = = 5, 34, 16.

er nicht auslöschet 13). Aber die Gerechtigkeit wird er einführen, und die Inseln sollen auf sein Gesetz warten. Seine Kirche soll sich über die ganze Erde ausbreiten, die entferntesten Völker sollen ihm anhangen, und endlich den Vorzug vor dem undankbaren 14) Volke der Hebräer gewinnen.

Auf daß aber der fleischliche Sinn der Hebräer nicht einen sterblichen König, einen gewalthätigen Herrscher erwarten sollte, so wird der Stand der Niedrigkeit des Heilandes und sein Leiden aufs deutlichste beschrieben: Er soll hoch erhoben werden; und dennoch war sein Angesicht 15) mehr verstellt, als an keinem andern Menschen, und seine Gestalt mehr erniedrigt, als bey einem Sterblichen. Er wird aufwachsen wie 16) ein zartes Gewächs in dürrem Grunde, ohne Zierde und Schönheit. Er ist verachtet, und von den Menschen verworfen, ein Mann der Sorge, mit dem Kummer bekannt: wir verbargen unser Angesicht vor ihm. Gewiß hat er unsere Beschwerde getragen, aber wir glaubten, er wäre von Gott geschlagen. Dennoch war es für unsere Uebertretungen, daß er verwundet war, für unsere Ungerechtigkeit war er zerschlagen, die Strafe, die unsern Frieden bewirken sollte, war auf ihm, und durch seine Streiche sind wir heil worden. Wir irreten alle als Schafe, jeder folgte seinen eignen Wegen, aber der Herr hat unsere Missethat auf ihn gelegt. Er war gedrückt und betrübt, dennoch öffnete er seinen Mund nicht. Er wurde vom Kerker und vom Gerichte genommen, er wurde abgesehritten aus dem Lande der Lebendi-

- 13) Jes. 42.
 14) = 65, 2. und folgende.
 15) = 52, 13-15.
 16) = 53.

gen. Sein Grab wurde mit dem Reichen gemacht, weil er keine Gewalt ausgeübt hatte, und kein Betrug in seinem Munde war gefunden worden. Doch hat es dem Herrn gefallen ihn zu verwunden, und ihn zum Leiden zu verurtheilen. Aber wann du (Herr) seine Seele zum Opfer für die Sünde machen wirst, so wird er seinen Samen erblicken. Er wird seine Tage verlängern, und das Wohlgefallen des Herrn soll in seiner Hand gedenen. Er wird die Arbeit seiner Seele sehen, und ihm wird genug geschehen: durch sein Kennntnis wird mein gerechter Diener viele rechtfertigen, dann er wird ihre Missethat tragen. Deswegen werde ich (der Herr) ihm mit den Großen einen Theil geben, er wird mit den Starken den Raub theilen, weil er seine Seele in den Tod ausgegossen hat; und er ist mit den Uebertretern gerechnet worden, und hat vieler Sünde getragen, und für die Uebertreter seine Fürsprache gethan.

Fast alle Propheten haben auf der einen Seite die Bestrafung des jüdischen Volkes, und dann hinwiederum ein neues Reich vorgesagt, dessen Schranken sich weit über die Gränzen des gelobten Landes erstrecken, und dessen Herrlichkeit weit größer seyn würde, als sie zu den Zeiten der Könige aus Davids Stamme war, davon die Herrschaft aber doch bey dem Stamme Davids unveränderlich bleiben sollte. Die Bilder sind morgenländisch, und konnten keine andern seyn, wann sie auf die Einwohner eines so warmen Landes einen Eindruck machen sollten, dessen Lebenszeiten schon seit vielen Jahrhunderten, schon vor Moses, figürlich gewesen waren, und denen eine nördliche Gelassenheit wie ein unerträgliches Frost vorgekommen wäre.

In verschiedenen Stellen ist der künftige Heiland näher angedrückt, und selbst
 sein

sein Stammort Bethlehem 17) bestimmt, wobey ungeacht einiger andern Umstände dennoch eben eine Person angezeigt wird, deren Fortgang, von altem her, und aus der Ewigkeit herkömmt, und mit welcher die Ausrottung des Götzendienstes verknüpft wird.

Endlich erfolgte Daniels Weissagung, die so deutlich ist, daß Porphyrius ihr das Ansehen einer göttlichen Eingebung nicht anders streitig zu machen wußte, als durch den Verdacht, sie seye nach der Geschichte geschrieben. Dieser Verdacht des alten Vorgängers der heutigen Feinde des Christenthums konte von der Geschichte der syrischen und ägyptischen Könige noch einigermaßen behauptet werden: aber gegen die Weissagung vom Messias hat es keinen Schein einer Möglichkeit, dann Daniels Werk war mehr als zweyhundert Jahre vor des Heilandes Geburt auf griechisch übersezt, und in den Händen der jüdischen Kirche, und der Heiden.

Daniel bat um die Vergebung der Sünden seines Volkes, und um die Wiederherstellung Jerusalems. Ihm wurde durch ein Gesicht geantwortet: siebenzig Wochen 18) sind bestimmt auf dein Volk, und auf die heilige Stadt, die Uebertretung zu endigen, der Sünde ein Ende zu machen, eine Versöhnung für die Ungerechtigkeit zu finden: für das Aufrichten einer ewigen Rechtschaffenheit, für das Versiegeln der Gesichter und der Weissagung, und für das Salben des Heiligsten. Wisse also und verstehe: von dem Ausgange des Befehls Jerusalems wieder aufzubauen, bis zum Messias (dem Gesalbten) dem Fürsten, werden sieben und zwey und sechzig Wochen vorgehn; nach zwey und

17) Michä 5, 2.

18) Daniel 9, 24.

sechzig Wochen aber wird der Messias weggeschnitten werden, aber nicht für ihn selber: und das Volk des Fürsten, der kommen wird, wird die Stadt und das Heiligthum zerstören, und das Ende wird mit einer Flut seyn, und bis zum Ende des Krieges sind Verwüstungen verordnet. Und er wird den Bund mit vielen bestätigen, und in der Mitte der Woche wird er das Opfer und die Schaubrode aufhören lassen, und für die Ueberspreitung des Greuels wird er es wüste machen, bis zur Vollbringung ic.

An einer andern Stelle 19) werden dem Diener Gottes noch mehrere Schicksale eröffnet, die Lage bestimmt, und ihm endlich angezeigt, daß diese Zeiten weit entfernt seyen, und daß er in seine Nähe eingehen werde, bis er am Ende der Tage sein Loos empfangt. Das Ende der Welt, dann so muß man es verstehen, wird wiederum von der Zeit an gerechnet, in welcher das tägliche Opfer wird weggenommen, und der verwüstende Greuel aufgerichtet seyn.

Ich übergehe wiederum mit Fleiß verschiedene einzelne Kennzeichen des Messias, die hin und wieder in den Weissagungen zerstreut liegen, oder bey denen einiger Zweifel statt haben könnte, und sammle nur das wenige, was ich den alten Sehern nachschreibe, in folgende Schlüsse zusammen.

In allen Büchern des alten Bundes herrscht die ununterbrochene Lehre von einer künftigen erhabenen Person, durch welche die Welt gesegnet, und die Gerechtigkeit hergestellt werden soll.

Diese erhabene Person wird näher bestimmt, daß sie aus den Enkeln Abrahams,

19) Dan. 12, II, 12.

hams, Isaaks, Jakobs, und Davids herkommen soll. Sie wird ein Prophet seyn, und Wunder thun.

Die Macht dieses Versprochenen wird nicht in der Gewalt bestehn, er wird durch Sanftmuth und Gutthaten herrschen.

Sein Geburtsort wird bestimmt, und die Zeit genau ausgefetzt, die nach dem ausgegangenen Befehl des Königs der Perser bis zu seiner Geburt verstreichen wird.

Sein Leiden ist umständlich, und rührend abgemahlt, und sein Tod angekündigt.

Was aber mich am meisten bey diesen Vorsatzungen rührt, das ist die Vermischung der Größe, des ewigen Ursprungs, des Mitteramts, und dann des Leidens und der Niedrigkeit des Erldfers. Dieses Gemählde hat kein Urbild unter den Sterblichen, es ist auch in keines Menschen Gedanken jemals gekommen. Selbst die Hebräer, deren besonderer Retter Jesus seyn sollte, selbst seine Schüler, seine Nächsten, mißkannten das Urbild des Gemählde. Das irdische Herz der Menschen konte sich nicht vorstellen, daß der Fürst aus dem Stamme Davids nicht ein herrschender König, nicht ein Sieger seyn sollte.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Und dennoch hatten die Propheten das hohe, und das anscheinlich niedrige, an dem Heilande der Welt gleich kräftig ausgezeichnet. Eine Person, die von Ewigkeit ausgeht, die eben die Titel führt, welche sonst nur von Gott können gesagt werden, wird geboren, lebt in der Niedrigkeit, leidet, und verliert ihr Leben.

Eben diese Person überlebt ihren Tod, sie herrscht in Ewigkeit, durch sie werden alle Völker gefegnet, sie verfühnet Gott, sie bringt den Menschen die verlohrene Gerechtigkeit wieder.

Dann sie stirbt nicht für sich selbst, sie leidet für unsere Sünden, und legt ihr Leben zum Opfer für unsere Uebertretungen nieder.

Nun ist seit dem Ursprunge der Menschen ein einziger Mann erschienen, der diese Kennzeichen an sich hatte, Jesus zu Nazareth, in Galiläa geboren, von Bethlehem ursprünglich, ein Abkömmling Davids, den die Hülfbedürftigsten allemal mit diesem Namen anriefen, den das Volk mehr als einmal zum Könige wählen wolte, dessen Verwandte noch unterm Domitianus wegen ihres Herkommens in Gefahr kamen, und dem Tode durch die Niedrigkeit ihrer Nahrung entziengen.

Indische Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

7tes Stüd.

Den 15ten Februar 1773.

Fortsetzung des Auszugs aus des Herrn von Haller Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung.

Beschluß des 7ten Briefes.

Dieser Jesus lehrt in der Stille, und ohne Geräusche, er thut lauter gutes, und sein Tugendlauf bleibt unangefochten, auch da dreyhundert Jahre lang die Christliche Religion unter der Verdamnung der heidnischen Gesetze lag, und von den Juden und den Heiden mit dem bittersten Hasse verfolgt wurde, wo keine Furcht die heftigen Gegner des Glaubens hinderte, seine Fehler anzufinden: da ein Sophist auf dem ersten Throne der Welt wider die Christen schrieb, und alle die Schlaueigkeit des feinsten Verfolgers anwandte, ihre Lehre anzurotten: da ein Celsus die unwürdigsten Vorrückungen sich erlaubte: da ein Lucian der Christen mit aller Schärfe der Satire spottete, und die Juden mit ihnen angebohrnem Grimme die von ihnen ausgetretenen Christen hasseten und verfluchten. Dennoch hat niemand sich an der Unschuld seiner Sitten, niemand an dem einfältigen und tugendhaften Wandel seiner ersten Nachfolger vergriffen. Dieser Je-

sus sagt von sich selbst, und dieses ist der beständige Inhalt seiner Reden, und der Reden seiner Nachfolger, er sey gekommen, für die Sünden der Welt zu leiden; aus diesen Grundfäden eilt er selber in die Hände seiner Feinde, und liefert sich ohne Widerstand in seines ihm wohlbekannten Verräthers mörderische Umarmungen. Seine letzten Worte sind noch eine Fürbitte für sein verleitetes Volk, und die letzte Silbe bezeugt, nun habe er sein Amt vollbracht.

Er stirbt; aber die glorreichen Versprechungen der Propheten gehen in die Erfüllung: Ein großes, ein über alle Welttheile ausgebreitetes Reich; wächst aus seinem Blute auf: die Heiden nehmen zu vielen tausenden einen Glauben an, mit dem die offenbarste Todesgefahr verknüpft ist: die Sitten verbessern sich, Mildigkeit und allgemeine Liebe keimen in den eingefähranchten, und nur an ihr eigenes Volk gebundenen Herzen: die Keuschheit unterdrückt die Ausgelassenheiten, die selbst der Gottesdienst anrieth: die Bande der Slavery

G

wer-

werden aufgelsbet, und die Welt wird eine Familie liebender Brüder.

Dieser durch die Vernunft unvorhergesehene, und für menschliche Gedanken alzuverhabene Charakter ist also nach allem Zeugnis alter Weissagungen in der Person Jesu überschweniglich erfüllt, und derjenige, den Gott allein viele Jahrhunderte vorher durch seine Diener abmahlen lassen konnte, erscheint in seiner wahren Größe, der Größe, die aus der Vollkommenheit der Güte, die aus der Aufopferung seiner selber entsteht, die kein Mensch vorfah, weil kein Mensch ihrer fähig ist.

Das ganze Gemälde eines göttlichen und dennoch zur Hinrichtung ausgewählten Lehrers, ist niemals in eines Menschen Gedanken gekommen: es war auch, nachdem das Urbild sich der Welt gezeigt hatte, den Griechen eine Thorheit, und den Juden ein Stein des Anstosses. Die klugen Lehrer der scharfsinnigsten unter den morgenländischen Nationen haben es für ihre Absichten nothwendig gefunden, diese Niedrigkeit eines Erlösers ihren Schülern zu verhehlen: weit weniger konnte viele hundert Jahre vor der Erfüllung Jesaias aus seiner eigenen Weisheit ein Bild entwerfen, das nichts ihm ähnliches weder in der Geschichte der Menschen, noch in ihren Begriffen hatte. Und eben so wenig hätte es der Wunsch eines ungdttlichen Menschen seyn können, das Schicksal eines Heilandes zu übernehmen, wobey zwar das menschliche Geschlecht unendlich gewinnen, er selbst aber in einem ganzen mähvollen Leben, und in einem schwächlichen Tode, die Weissagungen des Propheten erfüllen sollte.

Doch es ist nicht schwer, aus der Geschichte Jesu zu erkennen, daß er seine Gleichförmigkeit mit dem durch die Reihe der Propheten geschilderten Gemälde durch keine Kunst hätte bewirken können,

wenn er nicht selbst das Urbild gewesen wäre. Er mußte von einem bestimmten Stamme, vom Blute Davids geboren seyn, er mußte zu Bethlehem auf die Welt kommen, und doch als ein Licht für Galiläa leuchten: die Zeit seiner Erscheinung, die Zeit seiner Aufopferung war vorgeschrieben, selbst sein Grab bezeichnet: Nach seinem Tode sollte das Opfer aufhören, und die Zeichen des Götzendienstes der zerstörenden Römer an demjenigen Orte, in dem Tempel selber aufgeführt werden, wo sie niemals hätten sehn sollen. Er selbst sollte niedrig leben, und sein Blut für die Sünden der Menschen vergießen; aber sein geistliches Reich sollte ohne Gränzen sich ausbreiten, und ohne Ende dauern. Alle diese Ähnlichkeiten mußte Jesus haben, wann er der versprochene seyn sollte, auf den Israel seit Jahrhunderten harrete.

Viele von diesen Kennzeichen des Messias konnte kein Mensch sich geben, in welchen sie die göttliche Ordnung nicht gelegt hätte, wie die Herkunft, die Zeit der Geburt, den grossen Erfolg geringer Ursachen, und die allgemeine Wirkung weniger in einem verachteten Lande auf das Lehren verwendeten Jahre, und die sich dennoch auf alle Länder und alle Zeiten erstrecket hat. Andere dieser Kennzeichen sind der menschlichen Natur zuwider, und niemand ist noch gefunden worden, der sein ganzes Leben aufopferte, und in beständiger Niedrigkeit und Gefahr zu leben wählte, um zu einem unvermeidlichen Tode zu gelangen.

Die Vernunft zeigt uns also, daß keine menschliche Schlaunigkeit dem Nazarenischen Jesu die Zeichen des Messias hat anhängen können, und daß eben auch keine menschliche Klugheit einen Sterblichen hat bewegen können, diese Zeichen sich anzulegen, wobey nichts als Elend für ihn zu gewinnen war.

Erbau-

Erbauliche Lebensbeschreibung des weiland wohlbestallten Schulmeisters Martin Dickius zu Rumpelsdahl.

Wach glaube meinen Lesern einen angenehmen und nützlichen Dienst zu erweisen, wenn ich sie mit dem wichtigen Leben eines gelehrten Dorfschulmeisters bekant mache, dessen Schuld es nicht war, daß er nicht als Generalsuperintendent starb. Er ward in einer sehr abgelegenen kleinen Gassen der Hauptstadt L. geboren, und sein väterliches Haus sah so demüthig aus, daß man unserm Helden sein Schulmeisterschicksal leicht hätte weiffagen können, wenn man sich auf Vorherbedeutungen verstanden hätte. Sein Vater war ein ehrlicher Tagelöhner Peter Dick und seine Mutter, Frau Isabein Lüning rühmte sich, in ihrer Familie einen Prediger gehabt zu haben. Der Anblick des fetten Ehesegens, unsers wohlbeleibten Martins, der schon einen Unterkim mit auf die Welt brachte, wüßte den Entschluß seiner Frau Mutter, ihn zum Dienste der Kirche zu widmen. Damit nun nichts versehen würde, was in die künftige Würde des grossen Manns einen Einfluß haben könnte; so ward in der Wochenstube eine wichtige Rathöverammlung von alten Weibern niedergesetzt, die sich um den Namen unsers künftigen Gelehrten berathschlagen sollten, wobey die Hebamme präsidirte. Endlich ward der Name Martin beliebt, die Ursache dieser Wahl aber ist nicht bekant geworden, so sehr die Conferenzen auch alte Weiber waren. Peter Dick, ein gutherzig Geschöpf, ließ sich alles, folglich auch diesen Entschluß gefallen, seinen Sohn Martin nennen zu lassen, obgleich seine Frau, zankfüchtigen Andenkens, sich oft nicht wenig ärgerte, daß er so ausweichend nachgebend war. Unser Martin, oder Märten, wie man ihn dazumal noch nannte, wuchs, und nahm zu an Alter, Grösse

und Fettigkeit, zum Erstaunen aller Nachbarinnen, die ihn sahen. Mit sechs Wochen fing Märten schon an, mit den Händen artige Bewegungen zu machen, wobon Frau Krumbholz, Frau Gevatterin Habergütz und die Hebamme, nebst der Frau Mutter die besten Vorbedeutungen seiner künftigen Würde herleiteten. Mit acht Wochen war seine Bestimmung außer allen Zweifel, denn der Junge hatte sich einen dicken Kopf gezeugt, und schrie bereits einen ziemlichen Saß. Um aber gewiß zu gehen, und keinen wesentlichen Punkt aus der Acht zu lassen, versfertigte die Mutter unsers Märtenens von Flachse eine Perücke, und steckte den fetten Kopf des Säuglings hinein, der sich trefflich wohl gebedete, und beynah mehr als einen simplen Geistlichen hoffen ließ. So viele wichtige Anzeigen bewiesen nun zur Güte, daß der Himmel und die Mutter einerley Meinung wären, und wenn Peter auch widersprechen gekont hätte; so würde er sich doch bey so bewandten Umständen haben ergeben müssen. Außer den vielen wichtigen Träumen, die Isabein von der hohen Bestimmung ihres Märtenens hatte, fiel die ersten drey Jahre nichts merckwürdiges mit unserm Helden vor, das wir für wichtig genug hielten, hier anzuführen. Nun aber nahm ihn die sorgfältige Mutter schon mit zur Kirche, und zeigte ihm die in blaue Mäntel gehüllte Studenten bey jeder Gelegenheit. Märten fing Feuer, bemächtigte sich der Mutter Schürze, um sie als Mantel zu gebrauchen, und predigte schon derbe in einer Seifentonne. Die Mutter heutete vor Freuden wie ein Wolf, bey so deutlichen Merkmalen des sich entwickelnden grossen Geistes ihres Märtenens; und der

trockene Peter selbst weinte die erste Freudenthräne während seines Ehestandes. Da aber auch, löblicher Gewohnheit zufolge, die kleinsten Umstände in den Biographien grosser Männer pflegen angeführt zu werden; so darf ich einen verdrieslichen Vorfall nicht übergehen, der unserm kleinen mimischen Redner begegnete. Er purzelte nemlich mitten im heftigsten Affekte mit seiner Seifentonne um, und fiel sich die Nase platt, die das ausserordentliche hatte, daß sie nicht elastisch war, und also bis an sein selbiges Ende platt blieb.

Man übersah bazumal die wichtigen Folgen dieses Unfalls noch nicht, und dachte: höchstens werden die Schönen künftig einmal die platte Nase bemerken; allein im Buche des Schicksals stand noch mehr von dieser platten Nase, wie wir unten zeigen werden. Die Nase war aber nicht allein eingedrückt, sondern auch schief gewachsen, folglich konnte Märten seiner Nase, nach Yoricks Anweisung, nicht mehr folgen, weil sie ihn immer in einem Zirkel herum geführt hätte. Märten war so klug, sich um seiner Nasen willen keine graue Haare wachsen zu lassen, er aß mit vielem Appetit, und wuchs zu einem viereckigten Jungen heran. Mit dem siebenten Jahre hatte er schon die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit, das A. B. C. gefaßt, und buchstabirte mit dem achten beynähe fertig. Im neunten begann er zu lesen, und stieg von einer Stufe zur andern, von der Fiebel bis zum Catechismo. Nun kam die wichtige Epoche, die Epoche des Lateins, und Märten ward zum Rektor gebracht. Isabein scharrete so viel Geld zusammen, ihm einen blauen Mantel und eine Grammatik geben zu können, und so ausstaffirt, war Märten Student, oder ein lateinischer Junge, wie sie in L. heißen. Zwey Jahre wurden bis zu Mensä erfordert, und Märten war noch immer ein Hoffungsvoller Junge bey seinen Eltern. Der Rektor forschte lange den Ursachen nach,

warum Märten so wenig lernte, und fand sie endlich ——— in der Nase. Non est homo emuncti naris, sprach er, und jagte Märten weg. Nun war die Noth groß, und Isabeins Entwürfe platzten wie Seifenblasen. Man durfte und konnte den Rektor nicht zwingen, den Knaben zu behalten, und doch schien der Himmel noch immer zu fordern, daß Märten studiren, und zwar geistlich studiren sollte. Märten mußte also außer Landes geschickt werden, es fehlte aber an einer Kleinigkeit, an die man bisher eben nicht gedacht hatte — an Gelde. Peter fing an nachzudenken, und Isabein selbst war verlegen, so gut sie auch immer mit dem Himmel ihres treflichen Märten wegen zu stehen glaubte. Das ganze Vermögen dieser zärtlichen Eltern bestand in einem kleinen Häuschen, einer Ziege, und einer etwas betagten Katze. Das Haus fand keine Käufer, die Katze ward nicht gesucht, folglich blieb nichts übrig, als die Ziege, die den Sack lappen mußte. Sie ward also verkauft, und Märten reiste ab. Die Eltern, welche der gelehrte Sohn nun nicht mehr persönlich hinderte, arbeiteten fleißig, und aßen sich selten, ausser bey andern Leuten, satt, und schickten ihrem Sohne alles, was sie nur zu erwerben im Stande waren. Der neue Rektor ließ sich durch die platte Nase nicht irre machen, und Märten lernte in Jahresfrist ziemlich dekliniren. Im vierzehnten Jahre wagte er sich mit einem vielversprechenden Muthen an Langens Colloquia, und da er sechzehn alt war, konnte er schon einige Seiten im Cornelio expliciren. Die Eltern, die er mit vielen lateinischen Brocken unterhielt, weinten zwar für Freuden, allein die überaus grosse Geschicklichkeit ihres einzigen Sohns machte einen ängstlichen Gedanken bey ihnen rege, den sie nicht widerstehen konnten. Ach Gott! lieber Mann sprach Isabein, wenn er nur alt wird, denn kluge Kinder pflegen früh zu sterben. Der Beschluß künftig.

57 78

Indische Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

8tes Stüd.

Den 22ten Februar 1773.

Schluß der erbaulichen Lebensbeschreibung des weil. wolbestallten Schulmeisters Martin Dickius zu Kumpelsdahl.

Märten aber nahm immer, trotz seiner Klugheit, an Gaben des Wauchs und breiten Schultern zu, und behielt bey allem Fleisse einen gesunden dicken Kopf. Seine Mine wolte den Kindern dieser Welt nicht gefallen, und einige waren so ruchlos, ihn für einen dummen Zungen zu halten; allein er ertrug diese Verleumdungen mit vieler Gedult, und ganz pfelegmatisch. Die lateinische Periode hatte ihr Ende erreicht, und sein Rektor führte ihn zum Griechischen, Hebräischen, der Dogmatik, Logik, Rhetorik, und andern Wissenschaften an, von welchen er in zwey Jahren die Namen schon recht gelehrt zu nennen wuste. Der Fleiß seiner Eltern reichte nicht zu, die Kosten zu bestreiten, die Märtens studiren verurthsachte, so sparsam er auch außer dem Essen und Trinken war, und hätten nicht einige andächtige Matronen, die sein frommes Genie bewunderten, ihm unter die Arme gegriffen, so würde man das grosse Projekt haben fahren lassen müssen. Der Himmel schien sich aber noch immer für Märten zu erklären, und erweckte einen

reichen Kaufmann, Peter Dick's nächsten Nachbahrn, daß er Lust zum bauen bekam, und das Dick'sche Häusgen nothwendig an sich kaufen muste, wenn er seinen Bau nach seinem Kopfe ausführen wolte. Das Collegium der andächtigen Weiber und einige sehr fromme Männer, die unsern Märten großmütig mit Schuhen, Strümpfen, alten Beinkleidern und andern Bedürfnissen bis dahin beygestanden hatten, waren der Meinung, daß man sich der Verlegenheit des Kaufmanns, zur Ehre Gottes, bedienen müßte, um so viel Geld für den alten Brack zu bekommen, als möglich wäre. Dis glückte, und nun war die Dick'sche Familie über hundert Thaler reich. Märten ließ sich sein väterliches Häusgen gut schmecken, und vom Satan zur Faulheit verleiten, so daß er wenig Geld und noch weniger Geschicklichkeit mit auf die Universität brachte. Zum Glück hatte er ein gutes, dummes ehrliches Gesicht, wozu sich Liebhaber fanden. Er fand Stipendia für fromme Studenten, und einen Ephorum derselben, der ascetische Collegia las, und wider alle

Wis-

Wissenschaften, als Stricke des leidigen Teufels eiferte. Märten, der nun schon Martin Dickius hieß, zog die Livree der Frömmigkeit an, trug keine Manschetten, ließ sich seine Perücke nicht pudern, hatte einen Rock mit langen Schößen, und stumpfe Schuh. Zur Ehre Gottes und seinen dicken Bauch zu kasteien aß er ein halb Jahr nichts als Grütze, die ihn nichts kostete, und brachte es in kurzer Zeit in der Frömmigkeit so weit, daß er alles wieder vergaß, was seine Rectores in der Jugend in ihn gepeitscht hatten. Seine Lehrer rühmten seine Frömmigkeit, und dieser Ruhm eröfnete unserm Dickius Herz und Beutel einiger christlichen Seelen, so, daß er von der Grütze zu bessern Gerichten übergehen konnte. Der Satan ärgerte sich schrecklich an der Frömmigkeit des Dickius, besonders, da er schon Prosphiten der Heiligkeit machte. Um unsren Palodin also eins zu versehen, streute er ein Gerüchte aus, daß der Keuschheit des Dickius eben nicht zur Ehre gereichte. Jedoch auch diese Stricke der Hölle dienten zu weiter nichts, als die Frömmigkeit unsers Martins in einer mehr einleuchtender Gestalt zu zeigen. Zwey akademische Jahre waren nun verflossen, und Martin, der dem Himmel es aufgetragen hatte ihn ohne eignes Zuthun auszurüsten, glaubte die Vorsicht zu versuchen, wenn er länger bleiben sollte, und hielt dis um so viel unnötiger, da er auffer den ascetischen Collegiis keine andre hören wolte, und durfte. Mit einem frommen Zeugniß, und einigen kleinen frommen Büchern bepackt, reiste er also in sein Vaterland, und zog den schwarzen Rock an, der seiner erwartete. Er erstaunte, als der Himmel aufland, ihm gleich eine Pfarre zu geben, und kam mit aller seiner Frömmigkeit in grosse Verlegenheit des Auskommens halber. So weit ers auch in der Verleugnung gebracht hätte, z. E. wider die Urtheile von seiner Ungeschicklichkeit, Heuscheley 2c. 2c.

so war sein Magen doch immer irdisch und weltlich gnug gestimmt, sich dieser Tugend nicht unterwerfen zu wollen. Seine Prüfung nahm täglich zu, da er andre Candidaten, die ihr Gewissen mit humanioribus und einer weltlichen Artigkeit im Umgange besudelt hatten, als Hauslehrer ja auch als Prediger ankommen sah, seinerwegen aber gar keine Nachfrage geschah. Hierzu kam noch das Hauskreuz, daß sein Vater Peter endlich einsah, daß es besser gewesen wäre, wenn sein Sohn ein Handwerk gelernt hätte. „Dann, sprach er, hätte ich mein Häuschen und meine Ziege behalten, und dürfte jetzt keine Noth leiden, du hättest mir helfen arbeiten, und wir hätten in unsrem Alter an dir eine Stütze gehabt. Du könntest dich jetzt selbst satt essen, und glücklich seyn, ohne es nöthig zu haben, uns noch den letzten Bissen vorm Maul wegzufressen, und kurz, ich kan dich nicht mehr füttern, geh, und hilf dir, wie du kanst.“ Isabern durfte nicht widersprechen, denn die Wahrheit der väterlichen Rede war zu handgreiflich. Nur dem Himmel war sie nicht recht gut mehr, der so lange anstand, die Verdienste ihres Sohns zu belohnen. Tausend allerliebste Entwürfe, die sie geträumt hatte, verschwanden durch dis Zaudern, z. E. die schöne Tochter des Hn. Burgermeisters Bl. . . die sie ihrem Sohne zugebacht hatte, ward verheuratet, die guten Täge und schöne Kleider, die sie sich bey ihm versprochen hatte, kamen nicht, und sie hieß noch immer Petersche, da sie doch gern Frau Dickius heißen wolte. Der Herr Candidat Dickius bezwarb sich nun alles Ernstes um eine Hauslehrers Stelle, mit den akademischen Zeugnissen in der Hand, allein der Satan und Niemand anders, vereitelte alle seine Anschläge. Dieser gab den Eltern ein, daß sie gut Latein, Französisch, Musik, Geographie, Historie und eine vernünftige

tige Unterweisung im Christenthum fordern müssen, mit welchen schönen Säckelchen Hr. Dickius nicht versehen war. Er versprach zwar, alle diese Sachen zu lernen, (so tief war er schon gesunken) aber niemand wolte die Probe mit ihm machen, besonders weil er keine Lebensart besaß, auf welche die Weltkinder so sehr sehen.

Inmittelst ward eine Pfarre vakant, und Dickius, der sich nicht mehr wolte suchen lassen, kroch zum Patronen, und empfahl sich. Der Patron erstaunte über die Unwissenheit des frommen Candidaten, ließ ihn mit dem Kutscher speisen, und schlug ihn alle Hofnung ab. Nun war Holland in Noth. Herr Dickius fing an seines Vaters Meinung zu werden, allein es war zu spät. Er hatte indessen noch immer Dreifigkeit genug, sich zum Examine pro candidatura in seinem Vaterlande zu sitziren, allein der Satan verfolgte ihn bis ins Examen, band seine Zunge, daß er nichts beantworten konnte — und Dickius ward abgewiesen. Herr Dickius sann schon nach, von seinem Magen mit den entsetzlichsten Vorwürfen verfolgt, ob er Soldat werden, oder nach Judien gehen sollte, als der Himmel schnelle Hülfe sandte. Ein reicher Schuster von seinen Verwandten nahm ihn als Hofmeister zu seinen Jüngens, ließ ihn mit sich speisen, gab ihn täglich 3 Kanne Bier und wöchentlich ein Pfund Toback — dis wars aber auch alle.

Zwey Jahre ließ Herr Dickius sich dis Schicksal aus Ursachen gefallen, die wir dem Leser eben nicht nöthig haben zu nennen; allein nun stand die Uhr seines Schicksals still, sie mußte aufgewunden werden, kurz, Herr Dickius mußte einen neuen Rock haben. Er konte sich nicht bekannt machen, noch Gönner erwerben, weil er nicht predigen durfte, und ohne Gönner einen neuen Rock zu kriegen hatte allerhand Schwierigkeiten. Er sann tief nach, und fand Mittel. Der Ruf seiner Frömmig-

keit war bey einer gewissen Classe von Menschen noch nicht erloschen, so sehr auch allgemein an seiner Gelehrsamkeit gezeuvelt wurde. Er brachte also einige Weiber auf seine Seite, die vom Frommseyen Profession machten, und durch Hülfe dieser fing er Versammlungen an, die er mit dem wichtigen Namen ascetische oder Erbauungstunden belegte. Die Interessenten dieser Gesellschaft waren danckbar, und vereinigten sich, dem Hn. Dickius ein Geschenk zu machen. Eine fromme Frau bemerkte, daß seine Weinkleider am mehesten gelitten hätten, und sich gewisser Ursachen wegen, nicht mehr in den Erbauungstunden tragen ließen, folglich ward der Anfang der Erkenntlichkeit mit ein paar neuen Weinkleidern gemacht. Nach und nach ward am Hn. Dickius so viel gestickt, daß er wieder ganz wurde, und ehrbar einhergehen konnte. Nun stellte er sich aufs neue im Consistorio, und der Satan blieb weg. Freilich hatte er nur sehr leichte Fragen zu beantworten, allein er würde auch bey schweren nicht still geschwiegen haben, so dreiste war er schon geworden. Zudem war der vorige Superintendent todt, der für unbekehrt gehalten ward, und der neue hielt es mehr mit dem Gefühl, als den gründlichen Ueberzeugungen. Nunmehr fing Hr. Dickius an zu predigen und erbaute so sehr, das manches Mütterchen seinem Daß zu gefallen weinte. Die Kinder dieser Welt beschuldigten ihn einer starken Portion Unsinn, allein er brachte sie zum Schweigen, als er eine Predigt über die Stelle Luc. 16. 8. hielt, wo er zum Eingange Matth. II, 25. nahm. Diese Predigt machte viel Aufsehen, und die Gelehrten, die dem Pöbel beweisen wolten, daß Hr. Dickius diese Stellen offenbar verdreht hätte, fanden kein Gehör. Hr. Dickius hatte sich jetzt aus seinem Schuhloden herausgepredigt, und ward Schülze eines alten Predigers, der sich gleichfals der Einfalt von

von Jugend auf beflissen hatte. Wäre dieser alte Mann so höflich gewesen, in der ersten Gährung des Dickius'schen Ruhms zu sterben; so würde unser Herr Dickius nicht allein sein Nachfolger, sondern gar sein Schwiegersohn geworden seyn, denn er liebte seine Tochter recht brüderlich. Allein, der alte Knasterbart lebte noch sehr lange, und der Zahn der Zeit, (um doch einmal wenigstens dichterisch in dieser Biographie zu reden) hatte indessen so viel von dem Dickius'schen Ruhme abgenagt, daß er beynahe gezwungen war, wieder in irgend einer Schuhlade als Hofmeister zu kriechen.

Er war nunmehr ein Greis von 30 Jahren, und fühlte bey sich einen starken Veruf zum heil. Ehestande. Die gottlose Welt hatte ihm so viele Querstriche gemacht, daß er sich entschloß, vor der Hand dem Predigerstande zu entsagen, wenn er nur in irgend ein ander Amt geführt werden mögte, wo er sein Brodt haben, und Söhne und Töchter zeugen könnte. Herr Rapsus, wolbestalter Schulmeister zu Rumpelsdahl, starb in diesen Tagen, und hinterließ eine artige junge Witwe, die beym Edelmann im Kirchspiel, Patronen dieser Schulmeisterei, Kammermädchen gewesen war, und die sich der wolselige Schulmeister im 67sten Jahre ehlich beygelegt hatte. Herr Dickius, der nun die Welt schon besser kannte, hielt beym Patronen um die junge Witwe an, und bekam den Dienst in den Kauf. Freilich war er schlecht, und Hr. Dickius würde knap haben beißen müssen, wenn er keine Erbauungsfunden extra gehalten und bisweilen eine heilige Reise gethan hätte. Endlich ward er zugleich Verwalter, und sein Magen erlaubte ihm alle Erbauungsfunden aufzuheben. Der Edelmann hielt ihn freies Bier und freien Tobak, außer welchen Herr Dickius nichts verlangte. Von dieser Zeit an ist von ihm nicht viel merckwürdiges zu sagen, außer daß er Söhne und Töchter zeugte, drey Frauen überlebt hat, und im 87sten

3.

Jahr seines Alters gestorben ist. Er wußte von keinen Krankheiten, außer dem Magenkrampfe, der ihn besonders plagte, wenn er auf Hochzeiten und Kindtaufen gewesen war. Leidenschaften hatte er beynahe gar nicht, und von der Hypochondrie hat er nie einen Anstoß gehabt. Es schien bey seinem hohen Alter, als wenn seine Seele aus ihrer fetten Wohnung keinen Ausgang finden konnte, allein der Tod wil eine Ursache haben — und Hr. Dickius starb an einer Indigestion. Von seinen Söhnen hat er keinen studiren lassen, und hat sie alle als Handwerker glücklich versorgt gesehen. Von seinen Töchtern ließ er keine Kammermädchen werden, so sehr sie auch gesucht wurden, denn sie waren schön, weil er immer sagte: Vestigia me terrent, und citirte seine erste Frau. Von seinen Schriften sind nur bekant geworden:

1. Fliegender Brief an die Christen, sich vor der Gelehrsamkeit, als einem Striche des Teufels zu hüten, von Hr. Dickius, Cand. rev. Minist.
2. Schlüsselzendes und girrendes Zion, d. i. Sehr sehr schöne geistliche Pieder für die Erbauungsfunden einarrichtet, von Hr. D. E. C.
3. Getreue Warnung an alle geringe und arme Eltern, ihre Söhne nicht studiren, sondern Handwerker oder Schulmeister werden zu lassen, Auctore Martino Dickio, p. t. ludimoderatore Rumpelsdahliensi.
4. Dreugeheinte Erzählung meiner Thorheit, und der Thorheit meiner Eltern, von Hr. D.

Aus diesem letzten Werken haben wir gegenwärtige Biographie entlehnt, und es wäre sehr zu wünschen, daß mehrere Gelehrte ihre Thorheiten so aufrichtig beschreiben mögten. Seine Grabchrift hat er selbst gemacht, und ist folgende:

Sta Viator
Hic jacet in tumulo Martinus Dickius,
Studiofus, Candidatus, devotus,
Stultus & in fine
Ludimagister Rumpelsdahliensis
mortuus est V. April MDCCL,
æt. 87.

G.

Indische Beyträge

zum

Kuhen und Vergnügen.

9tes Stück.

Den iten Merz 1773.

Von der rechten Art, die Bibel auf eine gelehrte Weise zu studiren.

Daß die heilige Schrift um mehr als einer Ursache willen vor allen andern Büchern, gelesen und mit möglichster Sorgfalt überdacht zu werden verdiene, und daß ein jeder Christ dazu die höchste Verbindlichkeit habe, ist eine längst bekannte Sache. Daß auch ihr Inhalt von einem erstaunlichen Umfange sey, und daß aus derselben, als aus einer unerschöpflichen Quelle eine unendliche Menge der wichtigsten Wahrheiten hergeleitet werden können, die zum Theil ihren göttlichen Ursprung beweisen, wissen die am besten, welche entweder die Schriften der gelehrtesten Männer über einen so erhabenen Gegenstand kennen und zum Theil selbst gelesen, oder die innere Kraft derselben an ihrem Herzen erfahren haben. Wo ist ein Buch, dessen Auslegung so viele unternommen hätten? und würde man wohl die Schriften, welche in dieser Absicht von je her verfertigt worden, leicht zählen können? So gewiß dieses ist, und so sehr die Bibel von einem jeden, der höhere Offenbarungen zu schätzen weiß,

hochgeachtet zu werden verdienet, so gewiß ist es auch, daß nicht alle, die von derselben Gelegenheit zu schreiben genötigt haben, ein und eben dieselbe Absicht zu erreichen gedachten. Einige suchten sie bloß von der gelehrten Seite kennen zu lernen, und bekümmerten sich um den geistlichen Verstand ihres Inhalts nicht. Andere bemüheten sich, gewisse Lieblingsmeinungen, die sie entweder selbst erdacht, oder von andern erlernt hatten, darin anzutreffen, ja sie bildeten sich bey der geringsten Spur derselben ein, daß die Verfasser der heiligen Bücher bey ihrer Abfassung jene eigentlich zum Zweck gehabt hätten. Es ist nicht nötig allen denen, die sich in ihrem Wahn, oft auf eine sehr grobe Art betrogen haben, unrechtmäßige und bösshafte Absichten beizumessen. Sie können eben sowohl, als der rechtschaffenste Christ, durch mangelhafte Einsichten, durch ihre Partheilichkeit, davon sich sogar unsere größtesten Gottesgelehrten nicht ganz losmachen können, oder durch äußerliche Umstände und Gelegenheiten verführt, und

von der Wahrheit zurückgehalten worden seyn. Wir lassen es hier unausgemacht, und verdammen selbst den größten Lehrer nicht, da uns Christus das Gegentheil durch seine Lehre und sein Beispiel so deutlich empfohlen hat. Genug, daß es dergleichen Personen, ja ganze Partheyen in ältern und neuern Zeiten; unter Christen und Heyden gegeben hat, und noch gibt, deren Lehrsätze in Ansehung der näheren Offenbarung wir nicht billigen können, deren Auslegungen wir verwerfen, und für deren Schriften wir andere warnen. Einige hatten insonderheit die Gottseligkeit und Erbauung zum Endzweck, und suchten daher alles, was denselben auf irgend eine Art zu befördern schien, anzuwenden. Ein jeder siehet leicht, daß die Werke, welche von diesen Personen ans Licht gestellt sind, von eben so verschiedener Beschaffenheit seyn müssen, als ihre Absichten, obgleich der Gegenstand, womit sie sich beschäftigen, einerley ist. Wenn wir uns in eine nähere Beschreibung dieser Zeiten, die auf die Erklärung der Bibel gerichtet sind, einlassen, so thun wir es bloß deswegen, um unsere Leser zu der folgenden Frage, wie man die heilige Schrift mit Nutzen studiren müsse, vorzubereiten. Die Untersuchung oder vielmehr Berührung einer so ausgebreiteten Materie wird daher auch ganz kurz gerathen, und neue Aussichten versprechen wir gar nicht; einen glücklichen Erfolg aber versprechen wir, wenn es einem oder dem andern unserer Leser gefallen sollte, sich der Vorschläge, die wir thun werden, gehörig zu bedienen.

Der Weg zu einer gründlichen theologischen Gelehrsamkeit ist schwer, und die Schwierigkeiten, welche man zu überwinden hat, wenn man ihn mit Sicherheit betreten und mit Nutzen zurücklegen will, sind von einem großen Umfange, und ge-

meiniglich den Kräften derer, die sich dieser Erkenntnis widmen, zu hoch. Dazu kommt noch, daß viele, ja die wichtigsten derselben sehr tief verborgen liegen, und entweder gar nicht, oder zu spät von denen meisten entdeckt werden. Das forschende Auge eines grossen Mannes, der in der Untersuchung des Wahren und Falschen bereits eine grosse Übung erlangt hat, ist vielleicht so glücklich, einige Hauptirrhümer und Hindernisse zu entdecken, aber wie viel ihnen aller Scharfsinnigkeit ungeschadet, noch fehle, um sie nach ihrem ganzen Umfange übersehen und verbessern zu können, ist nicht schwer zu bestimmen, wenn wir einmahl aus der Geschichte ihre Bemühungen kennen gelernt haben. So gefährlich es nun an sich ist, auf diesem Wege zu irren, weil wir auf demselben das letzte Ziel unserer Glückseligkeit erreichen sollen, so sehr sollten es sich alle diejenigen, welche auf demselben Übung und Erfahrung erlangt haben, angelegen seyn lassen, Anfänger für Schaden zu warnen, und sie durch gute Regeln, die auf das gewissenhafteste vorgetragen würden, in den Stand setzen, sicherer zu gehen und nützlicher zu arbeiten, als ihnen ohne diese Anleitung möglich gewesen wäre. Der Erfolg würde seyn, daß man nicht so lange an einem Orte bliebe, den Weg geschwinder fortsetzte, und wo nicht das Ziel völlig erreichte, doch wenigstens demselben sehr nahe käme.

Es fehlet den Christen gewis nicht an Hilfsmitteln, die heilige Schrift zu verstehen, die, wenn man sie unter einander vergleicht, eine grosse Verschiedenheit zu erkennen geben, und für alle Gattungen von Lesern eingerichtet sind. Möchte nur ihre Zahl geringer, der innere Werth aber besser, und der Nutzen, welchen gute Erklärungen billig stiften sollen, größer seyn. Die Erfahrung scheint das Gegentheil zu
bea

Beweisen. Die ersten Christen hatten an ähnlichen Hülfsmitteln, die Schrift zu verstehen, fast einen gänzlichen Mangel, und doch fiel es denen wenigsten unter ihnen ein, sich über unaufs löbliche Dunkelheiten in derselben zu beklagen. Die Ursache war wohl diese, weil sie nicht nur der Zeit, in welcher sich die meisten Begebenheiten, deren die Bibel gedenckt, zugetragen hatten, näher wären, als wir, sondern auch durch den mündlichen Unterricht ihrer Lehrer von den wichtigsten Zweifeln leicht befreiet werden konten, dazu vielleicht noch dieses kam, daß sie sich um die Aufklärung solcher Dinge, die nicht unmittelbare Glaubenslehren betrafen, wenig bekümmerten. Vielleicht wäre es ein Glück für uns, wenn wir in Ansehung der göttlichen Wahrheiten, welche die Bibel enthält, noch eben so gesinnet wären. Allein die Entfernung unserer Jahrhunderte von jenen Zeiten hat eine andere Methode erst brauchbarer, denn unentberlich gemacht. Nach und nach entsunden unter den Christen allerley Partheien, die sich mit der Erklärung der Schrift beschäftigten. Es konte nicht anders seyn, als daß andere, wenn sie dergleichen Unternehmungen gewahr wurden, eine Begierde hatten, dieselben näher kennen zu lernen, und, da die Vorstellungen der Menschen so sehr verschieden sind, auch darin nothwendig viele Abweichungen von ihrer Art zu denken, und die heiligen Bücher zu verstehen antreffen mußten. Es wäre also nicht lange, so wurde die Erklärungssucht allgemein, und auf der andern Seite fanden sich eben so viele Widersacher, die nicht jene, sondern ihre eigenen Auslegungen vorgezogen wissen wolten. Ich darf nicht erst hinzusetzen, daß sich dabey viele menschliche Affekten, Nebenabsichten, und die Neigung, seine Lieblingsmeinungen unvermerckt in diese Bücher hinein zu tragen, äußerten. Die wenig-

sten unternahmen diese Arbeiten wohl aus Liebe zur Wahrheit, und aus Eifer für die Ehre Gottes. — Doch ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alle Ursachen, die zu dergleichen Werken des menschlichen Geistes Gelegenheit gegeben haben, entwickeln, und eine Geschichte derjenigen Wissenschaft, die man Exegetic zu nennen pflegt, entwerfen wolte. Ich werde mich daher dismahl auf zwey Stücke einschräncken; und zusehrst einige allgemeine Anmerckungen über alle bisher bekantgemachten Auslegungen der h. Schrift machen, hernach aber die Frage, wie ein Studirender die Lesung derselben anzustellen habe, wenn er davon mehr Nutzen als Schaden haben wil, nach meiner besten Einsicht beantworten.

I. Allgemeine Anmerckungen über die bisher bekant gewordenen Auslegungen der H. S.

Ich habe vorhin bereits der grossen Verschiedenheit gedacht, die ein jeder prüfender Leser mit leichter Mühe unter denselben antreffen wird. Hier wil ich mich darüber näher erklären. Man muß dabey die Zeiten, den Ort, wo und in welchen ein Ausleger gelebet, imgleichen ihre jedesmaligen Absichten, Neigungen und Fähigkeiten wohl unterscheiden. Ich wil damit so viel sagen, daß die Auslegungen ihrer inneren Beschaffenheit nach, auf mehr als eine Art sich einander sehr unähnlich sind, daher man alle Umstände zu rathe ziehen muß, um eine jede derselben richtig zu beurtheilen. Wodurch unterscheiden sich z. E. die Auslegungen der Kirchenväter, von den meisten neuern und sever heutigen Gottesgelehrten? Jene sind im Ganzen mehr allegorisch, und diese sind es nur in eben dem Grad alsdenn, wenn jene dazu Anlaß gegeben haben; denn die meisten dieser letztern sind von ganz ande-

ver Art. Einige sind dogmatisch, andere eigentlich exegetisch, oder mit mancherley philosophischer Gelehrsamkeit angefüllt; andere mehr kritisch, andere moralisch, einige haben eine und die andere dieser Eigenschaften zugleich. So unterschieden sind sie in ihrer innern Einrichtung. In Ansehung ihres Werths und Nutzens, den sie haben können, ist der Unterschied, wie man leicht denken kan, noch größer. Man verwechsle nur nicht die Absicht eines oder des andern Schriftstellers bey seiner Erklärung mit ihrer Ausführung. Jene kan oft sehr gut gewesen seyn, und doch verdienten die Bemühungen eines solchen Gelehrten in manchen Fällen nicht, daß sie befaßt gemacht, und andern zum Unterricht vorgelegt würden, wenn es gleich wahr ist, daß manche sich zufälliger Weise dadurch erbanet haben mögen, so wie etwa ein geschmackloser Mensch an einem schlecht geschriebenen Buche, oder das lauter Unwahrheiten enthält, Vergnügen findet. Außer den bereits angezeigten Fehlern einiger Ausleger schadeten, bald eine übermäßige oder übel angebrachte Gelehrsamkeit, bald eine gar zu große Weiterschweifigkeit im Ausdruck, bald eine gewisse Zweydeutigkeit in der Erklärung, bald eine leichte Ueberhängebung der schweren Stellen, dem wahren Verstande der heiligen Schrift.

Da wo man ein kluges Stillschweigen hätte beobachten sollen, wo alles selbst dem Einfältigsten deutlich war, sahe man entweder Dunkelheiten, oder man bildete sich ein, den Text durch ähnliche Redensarten noch mehr aufzuklären, und eben dadurch verwirrete man den Leser, so, daß

er nun die leichtesten Ausdrücke nicht mehr verstehen konnte, oder vielmehr nicht zu verstehen glaubten, weil es der Ausleger zu versichern schien. Schon (*) Hieronimus thut von einigen so genannten Erklärungen der Bibel den Ausspruch, daß sie viel schwerer zu verstehen wären, als das, was sie erklären wollen. Worüber nun dieser Kirchenvater schon zu seiner Zeit klaget, eben das gibt uns jetzt zu weit größeren Klagen Anlaß. Denn auffer dem, daß jetzt die Freiheit zu denken, und über theologische Gegenstände seine Meinung zu sagen, viel allgemeiner ist, als damals, so geben die Schriften der Kirchenväter und Gottesgelehrten aller Jahrhunderte; denen neuern Gelehrten auch einen unendlich ausgebreiteten und reichen Stof zu Betrachtungen, Anmerkungen und Erklärungen an die Hand, die jenen ältern Lehrern nothwendig fehlen mußten, weil sich zu ihrer Zeit Verhältnißweise nur sehr wenige mit dergleichen Untersuchungen beschäftigten. Dazu kam ferner die Seltenheit der geschriebenen Bücher, ihre Kostbarkeit, und der Mangel an Gelegenheit, sich ihrer zu bedienen, welche Hindernisse die meisten bewogen, ihre eigenen Fähigkeiten öfterer als jene Hülfsmittel zu Rathe zu ziehen. Dem ohnerachtet erklärten sie oft sehr glücklich, und eine sorgfältige Prüfung der alten und neuen Auslegungen kan einen Unpartheiischen belehren, wie viel die neuern Ausleger von jenen beibehalten, wie viel sie mit aller ihrer Scharfsinnigkeit im Ganzen gebessert, und mit wie viel neuen Entdeckungen sie überhaupt, aller Hülfsmittel ungeachtet, diesen Theil der Gelehrsamkeit vermehret haben.

(*) cf. epist. 139. ed. Cypr. Plerisque nimium disertis accidere, ut maior sit intelligentiae difficultas, in eorum explanationibus, quam in iis, quae explanare conantur.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Indische Beyträge zum Kuzen und Vergnügen.

10tes Stück.

Den 8ten Merz 1773.

Fortsetzung der Abhandlung
von der rechten Art, die Bibel auf eine gelehrte Weise
zu studiren.

Su dieser Dunkelheit trägt ferner die Zweydeutigkeit vieler alten und neuen Erklärungen nicht wenig bey. Man darf nur mit den Streitigkeiten der Kirche einigermaßen bekant seyn, um zu wissen, daß oft beyde Partheien die Wahrheit eines Satzes aus einer und eben derselben Stelle bewiesen haben. In diesem Falle erwählten sie gemeiniglich berühmte Lehrer der christlichen, und noch nicht in mehrere Hauptpartheyen getheilten Kirchen zu Schiedsrichtern. Aber wie schwankend drücken sich diese nicht oft über die wichtigsten Wahrheiten des biblischen Lehrgebäudes aus. Bald bedienen sie sich solcher Worte, die nur zu ihrer Zeit verständlich waren, jetzt aber einen ganz anderen Verstand leiden können, oder deren eigentliche Bedeutung wir vielleicht gar nicht mehr wissen. Bald bemüheten sie sich mit Fleiß, nicht nur in dem öffentlichen Vortrage des göttlichen Wortes, sondern

auch in Schriften dunkel und zweideutig zu reden und zu schreiben, entweder um gewissen Personen durch eine deutlichere Entwickelung ihrer Begriffe keinen Anstoß zu geben, oder ihre Worte im Fall der Noth nach Gutdünken erklären zu können. Eben dieser Methode bedienen sie sich in den meisten Streitigkeiten mit Irrelehrern, und ihr haben wir so viele schlechte Beweise, so viele elende Schlüsse zu verdancken, die sich nach und nach, so wie das Ansehen jener Männer selbst, in der Kirche festgesetzt haben, und so allgemein geworden sind, daß vielleicht Jahrhunderte dazu gehören, um ihren Gebrauch gänzlich zu verdrängen. Niemand denke, daß ich zu viel behaupte, oder daß ich ohne Beweis urtheile. Ein Blick in die Schriften dieser Kirchenlehrer und gewisser neuen Gelehrten, die ihre Fehler ins Licht gesetzt haben, kan uns davon hinlänglich überzeugen *).

*) cf. unter andern Dallacum de usu Patrum. Gen. 1686, cap. V. VI. wo eben das durch viele Beyspiele bestätiget wird.

Dergleichen offenbare Mängel treffen wir auch in den Büchern der Gottesgelehrten unserer Zeit in Menge an. Müßen nicht alle diese, vielleicht in guter Absicht angewandte Bemühungen zu Widersprüchen, Widerlegungen und wahren oder scheinbaren Verbesserungen Anlaß geben? Wer ist aber wohl im Stande eine so ungeheure Menge von Schriften, die für oder wider einen Satz geschrieben sind, nur zu durchblättern, ich will nicht sagen, mit Aufmerksamkeit, Unpartheilichkeit und genauer Prüfung aller Gründe zu lesen? Und wenn es möglich wäre, wie groß würde der Nutzen aller dieser Bemühungen im Ganzen seyn? Werden nicht die meisten unter der Last so vieler Erklärungen, Wiederlegungen, Wahrscheinlichkeiten der Beweise für oder wider eine Meinung, Einschränkungen und subtilen Unterscheidungen erliegen? Werden nicht die meisten allerley Zweifeln, daran sie vielleicht vorher nicht dachten, bey sich Raum geben, und in ein Labyrinth von Meinungen gestürzt werden, welches nicht nur die Erkenntniß sondern, was noch unendlich wichtiger ist, den rechten Gebrauch der Wahrheit gänzlich hindert. Die heutige Zweifelsucht hat unfehlbar mehrere Quellen, davon aber glaube ich überzeugt zu seyn, daß die Menge von Erklärungen der H. S. deren Anzahl immer grösser wird, dazu nicht wenig beygetragen haben. Denn welcher Schluß ist natürlicher, als dieser: Leidet das göttliche Wort so viele Auslegungen, die oft ausser der äusserlichen Gestalt nichts ähnliches haben, so kan es unmöglich die einzige und wahre Vorschrift aller vernünftigen Geschöpfe ausmachen, sondern ein jeder hat das Recht, sich davon seinen Umständen gemässe Begriffe zu machen.

Was ist nun bey dieser Ungewißheit, und bey so vielen Hülfsmitteln, dadurch

sie mehr befördert, als gehindert wird, der beste Rath? Gewis dieser ist schwer zu bestimmen, und die ganze christliche Welt hätte Ursach, es mit dem innigsten Danck zu erkennen, wenn jemand aus Liebe zu ihr und der Wahrheit, einer so wichtigen Unternehmung nur mit einigen Glück sich unterziehen wolte. Das sicherste Mittel diesem allgemeinen Uebel abzuheffen, würde vielleicht seyn, wenn gewisse Regeln erfunden und vestgesetzt würden, darnach sich alle Ausleger der Bibel ohne Unterscheid richteten, dadurch also nicht nur allen offenbar irrigen Erklärungen vorgebeuet, augenscheinliche Widersprüche vermieden, und der Wahrheit überhaupt ein viel leichter Weg gebahnet, sondern auch denen verschiedenen Erklärungen selbst, ein Ziel gesetzt würde. Denn nun würde ein jeder Gelehrter sich nach jenen Vorschriften richten müssen, und dennoch neue Ansichten bey der Auslegung der H. S. eröffnen, auch alle seine Vorgänger übertreffen können. Durch die Größe dieser Pflicht würden viele abgeschreckt werden, sich an neue Erklärungen zu wagen, und so würde die Welt wenigstens nicht mit unnützen Schriften dieser Art überschwemmet werden. Aber wie vergeblich ist dieser Wunsch und vielleicht würde er sogar der Freiheit des menschlichen Verstandes nachtheilig seyn. Denn wo ist der große Mann, der die Regeln, darnach die Schrift von allen erklärt werden muß, entwerfen könnte? Ich kan mir einen solchen ohne göttliche Eingebung nicht in derjenigen vollkommenen Gestalt, die dazu erfordert würde, denken. Nun denn, da dieses ein bloßer Entwurf ist, dessen Ausführung man wohl nicht hoffen darf, so will ich einen andern in Vorschlag bringen, der in der Ausübung leicht, und von der Beschaffenheit ist, daß dadurch wenigstens der Schade, den die Menge unserer biblischen Erklärungen, sonderlich bey

Stu-

Studirenden stiften kan, einigermassen verhütet, und zugleich der Nutzen, welchen uns gute Auslegungen gewähren können, befördert und anempfohlen wird. Ich will daher in dem zweiten Abschnitte dieser Abhandlung kürzlich zeigen, wie ein Anfänger in der Gottesgelehrsamkeit die Bibel zu lesen und zu studiren habe, wenn er sich und andern einen Nutzen von dieser Beschäftigung zu Wege bringen will.

Die erste Regel ist: Ein solcher lese die Bibel zunächst im Zusammenhange zu wiederholtenmalen, und wo möglich, im Grundtext. Wil man ein Buch verstehen lernen, so muß man von dem Inhalt desselben erst unterrichtet seyn. Man nimt zu dem Ende vor allen Dingen seine Zuflucht zu dem Originale selbst, oder zu einer getreuen Uebersetzung, oder zu einem vollständigen und deutlichen Auszuge. Die Bücher der heil. Schrift in den ursprünglichen Sprachen zu lesen, darin sie abgefaßt sind, ist für Anfänger mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Man bedienet sich also der Uebersetzungen so lange, bis man durch Fleiß und Uebung diese Hindernisse überwunden hat. Als denn wird man auch im Stande seyn, mit den Worten und Sätzen dieser Bücher einen Sinn zu verbinden, und die wichtigsten Wahrheiten, ohne Hülfе weitläufiger Erklärungen daraus herzuleiten. Man hüte sich also im Anfange sorgfältig für allen gelehrten Auslegungen der Bibel, lese sie zu wiederholtenmalen im Zusammenhange, und sey dabey durchgehends sein eigener Ausleger. Bey einer so aufmerksamen und gewissenhaften Betrachtung des göttlichen Worts, wird es sich ausweisen, was für uns klar, oder dunkel sey. Erst ist man auf Stellen von der letzten Gattung, (und dieses wird gewis geschehen) so bemerke man sie, ohne sich vorerst um ihre Erklärung zu beküm-

mern, es sey denn, daß sie zum Verstande des ganzen Zusammenhanges unentbehrlich nöthig wäre. Bleiben nun bey der wiederholten Lesung eben dieser Bücher, jene Derter noch immer zweifelhaft, und können wir uns selbst nicht weiter durch eigenes Nachdenken helfen, so sey ein guter Commentarius das letzte Mittel, uns von diesen Zweifeln zu befreien. Diesen müssen wir aber durch Hülfе einer *critischen Geschichte der Ausleger* bereits als einen solchen kennen, und davon wollen wir gleich reden. Die Vortheile dieser Uebung sind, daß wir mit dem Inhalt der ganzen heiligen Schrift am geschwindesten bekannt werden, und ohne Partheilichkeit für diese oder jene Meinung eines Gelehrten einen der Sache selbst (wenigstens unserer Einsicht nach) gemäßen Sinn damit verbinden lernen. Zugleich wird das Gedächtniß auf die nächstste Art mit Stellen und Wahrheiten der Schrift unvermerckt angefüllt, die Beurtheilungskraft geschärft, die Scharfsinnigkeit in einem hohen Grade angestrengt, und der Verstand insonderheit auf alle und jede Erklärungen, die man künftig lesen möchte, aufmerksam gemacht. Die letztern versteht man als denn nicht nur desto leichter, sondern man prüfet sie auch viel genauer, und ist im Stande ihren Werth nach der einzigen Erkenntnisquelle richtiger zu bestimmen, als, ohne mit der Bibel auf obige Art bekannt zu seyn, würde geschehen können. Die Wahl unter der grossen Menge von Auslegungen für sich und andere, ist auch lange nicht so schwer als sonst. Man vermeidet viele mühsame Untersuchungen, darin unzählige Gottesgelehrte ohne Noth verwickelt waren, glücklich, weil man entweder überzeugt ist, daß alle unsere Bemühungen in einem oder dem andern Punkte der in der Bibel enthaltenen Sätze zur völliigen Gewisheit zu gelangen, ohnehin vergeblich seyn würden, oder, weil man die *Versicherung*

rung hat, daß diese Gegenstände, wenn wir noch so deutliche Begriffe davon hätten, für uns keinen Nutzen haben, und höchstens unsere Neugierde befriedigen könnten. Wie viel Zeit, Mühe und angstvolle Sorgen (die, wie ein jeder weiß, mit diesen und ähnlichen gelehrten Bemühungen nicht selten verbunden sind) erspart man nicht auf diese Art, ohne seiner Erkenntnis im geringsten dadurch zu schaden; ja man muß gestehen, daß die letzte dadurch ungemein berichtigt, und insonderheit die Ueberzeugung befördert und dauerhafter gemacht werde.

Ich habe oben gesagt, daß man bey gewissen schweren Stellen, die ein aufmerksamer Bibelleser gewis nicht übersehen wird, zu gewissen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen müste. Diese sind entweder gute Uebersetzungen, wenn man die Sprachen, darin sie abgefaßt sind, hinlänglich versteht, oder getreue und vollständige Umschreibungen aller oder einiger biblischen Bücher, oder eigentlich sogenannte Auslegungen, sie mögen entweder den Wortverstand allein, oder die Gedanken und den wahren Inhalt jener Bücher, und deren Anwendung betreffen, sie mögen in Predigten, in kurzen Abhandlungen, oder großen Werken enthalten seyn. Allein hier ist eine ausnehmende Vorsicht höchstnöthig. Niemand wage es, unter einer so grossen Menge verschiedener Schriften, die zwar alle einen Gegenstand haben, aber nicht alle von gleichem Werthe sind, blindlings zu wählen, oder sich ohne einen getreuen Führer in dieses fast unabsehbare Feld der Gelehrsamkeit zu geben. Wer ist denn jener treue

Führer, möchte jemand fragen? Ohne bestimmt darauf zu antworten, kan ich nur so viel behaupten, daß es allerdings Gelehrte gegeben habe und noch gibt, die ihre Hände zu Uebernehmung einer so wichtigen Beschäftigung willig, und ich darf hinzusetzen, in der besten Absicht denen Studirenden, und allen, die nach einem solchen Unterricht begierig waren, angeboten haben. Die wenigsten verdienen aber den Namen getreuer Führer, weil sie entweder nicht die Einsicht, oder nicht die nöthige Unparteilichkeit, oder nicht die dazu erforderlichen Muth, oder nicht die anhaltende Geduld besaßen, welche Personen dieser Art nothwendig haben müssen, wenn sie ihrem Amte gewissenhaft ein Genüge thun wollen. Indessen können wir Gottlob einige Männer aufweisen, die sich zur Ehre Gottes und zum Dienst des menschlichen Geschlechts nicht ohne großen Nutzen damit beschäftigt haben. Und diese sind es, die wir uns zu Führern wählen sollen. Nach dieser Vorbereitung komme ich zu dem Hülfsmittel selbst. Gemeinlich nennet man es eine *critische Geschichte*, oder Nachricht von allen bekannten Auslegungen der heil. Schrift, darin sie nach dem Einfluß, welchen sie in den wahren Verstand der Bibel haben können, beschrieben, und nach ihren Vorzügen und Mängeln genau bezeichnet werden. Daß eine vollkommene Geschichte von der angezeigten Beschaffenheit; eines der schätzbarsten und brauchbarsten Bücher, die außer der Bibel jemals erschienen seyn würde, kan niemand leugnen, der mit dem heutigen Zustande der Gottesgelehrsamkeit nur einigermaßen bekant ist.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

1tes Stück.

Den 15ten Merz 1773.

Beschluß der Abhandlung von der rechten Art, die Bibel auf eine gelehrte Weise zu studiren.

Allein, die bereits angeführte Ursachen machen die Erfüllung dieses Wunsches beinahe unmöglich. Folglich werden wir uns auf diesem Wege auch nie einen Führer in allen Stücken überlassen können. Haben wir aber deswegen alle Hoffnung verlohren, von einigen unter ihnen zurecht gewiesen zu werden? Keines weges. Man beobachte demnach folgende Pflichten aufs genaueste.

1) Unter mehreren Büchern dieser Art wähle man, nach einer sorgfältigen Prüfung, diejenigen, welche im Ganzen den Vorzug vor allen ihres gleichen verdienen. Diese Wahl ist beschwerlich, aber für einen Studirenden, wie ich ihn bisher geschildert habe, lange so schwer nicht, als man denken sollte. Ein solcher ist noch nicht mit Vorurtheilen für diesen oder jenen Verfasser einer Auslegung eingenommen. Er kennt sie kaum den Namen nach, wenigstens machen ihnen die mündlichen oder schriftlichen Urtheile, welche er bisher von ihnen etwa gehöret hat, gar nicht irre. Nun wil er sie zuerst kennen lernen, um sich hernach in gewissen dunkeln Stellen ihrer Hilfe zu bedienen. Ob sie zu diesem End-

zweck viel oder wenig beitragen, kan ihm die Beurtheilung derselben (wenn sie, wie ich voraus setze, im Ganzen richtig ist) in so weit lehren, um sich ihrer in der Folge mit Nutzen zu bedienen. Ohne Mühe wird er in kurzer Zeit eine zuverlässige Kenntnis der vornehmsten Ausleger und ihrer Werke erlangen, und dadurch im Stande seyn, sie selbst zu lesen. Da er alles mit einem prüfenden und wachsamem Auge zu untersuchen gewohnt ist, so wird er bey dieser Wahl nicht leicht betrogen werden können, oder im Fall, daß er sich durch Scheingründe, oder durch die Macht der Beredsamkeit hätte blenden lassen, so wird er doch bald zur Einsicht seines Irrthums gelangen, weil sich die Folgen desselben, so wie der Wahrheit auf seine übrigen Untersuchungen erstrecken, und sich ihm also endlich in ihrer Blöße darstellen müssen. Seht er nun diese mit unermüdeter Sorgfalt fort, so verbessert er seinen mangelhaften Plan, und die unpartheiische Wahrheit behält zulezt den Sieg.

2) Man bemerke unter dem Lesen die Fehler dieser Schriftsteller und deren wahrscheinliche Ursachen, um sich bey der An-

wendung ihres Unterrichts für den schädlichen Folgen derselben zu hüten, und andere dafür zu warnen. Insonderheit gebe man genau auf die fehlerhafte Urtheile acht, welche nicht so wohl aus Versehen des Schriftstellers eingeschlichen sind, und die er ohne Zweifel gern verbessern würde, als vielmehr von der Partheilichkeit und geheimen Neigung zu dem Lehrgebäude, dazu sich ein solcher bekennet, herrühren. Diese Bemühung setzt so wenig eine völlige Einsicht in die Lehrgebäude der christlichen Partheien voraus, daß eine alzu genaue Kenntniß des Systems derjenigen Kirche, davon man selbst ein Mitglied ist, vielmehr schädlich seyn, und die unpartheiische Untersuchung hindern würde. Nur das System der Schrift selbst, die man ohne menschliche Bestimmung aufmerksam, und mehr als einmahl gelesen hat, (S. D.) muß dem Leser geläufig seyn. Freylich kan es alsdann nicht fehlen, daß sich demselben, aus diesem Gesichtspuncte mancherley Fehler bey seinen eigenen Religionsverwandten, bey Fremden aber manche Vorzüge entdecken werden. Beyde muß er ohne Ansehen der Person nach ihrem Werth zu schätzen wissen, und sich dabey schlechterdings, weder durch diese noch jene eingeführte Vorurtheile, von seiner mit Ueberzeugung angenommenen Meinung abbringen lassen. Wahrheit ist und bleibt Wahrheit, sie mag sich bey Juden oder Türken, Christen oder Heyden finden, und es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß eine jede dieser Partheien, nicht nur im Stande sey, Wahrheiten, selbst göttliche Wahrheiten, als solche zu erkennen, sondern sie auch oft wirklich erkennet und sich darnach richtet. Vernunft und Erfahrung lehren es, und alle die, welche aufrichtig seyn wollen, müssen gestehen, daß sie, ohne den Gebrauch gewisser

Hülfsmittel, welche ihnen ein Zufall entdecken ließ bis an ihren Tod, in Ansehung gewisser wichtigen Wahrheiten höchst ungewis oder zweifelhaft würden geblieben seyn, und doch waren jene entweder unmittelbar von Irrgläubigen entlehnet, oder ihnen doch ursprünglich zuzuschreiben. Der Kunsttrichter denke dabey an jenen Ausspruch des unsterblichen Bako von Verulam: (*) „Die Wahrheit, welche „allein über sich urtheilet, lehret, daß „die Erforschung der Wahrheit, wo- „durch man nach ihr, wie ein Wähler „sich bewirbet; Die Kenntniß der Wahr- „heit, die uns dieselbe gegenwärtig dar- „stellt; und die Annehmung der Wahr- „heit mit Beifal: worin der Genus und „die genaueste Vereinigung mit derselben „besteht, das höchste Gut der mensch- „lichen Natur sey. „ Ist sie dieses, so darf er die Urtheile der Menschen über seine rechtmäßige Bemühungen, zum Vortheil der Wahrheit und Tugend, nicht scheuen. Wil man ihn zurechte weisen, wo er zu irren scheint, so hat er Ohren zu hören, wil man ihn bloß zu seiner Parthey ziehen, und müste er, um solche zu ergreifen, die Wahrheit verleugnen, so ist er bey gütigen und harten Vorstellungen taub, und macht sich eine Ehre daraus, ein Ketzer zu heißen. Ich bitte meine Leser wegen dieser Ausschweifung um Vergebung und fahre fort.

Hat man die vornehmsten Ausleger der Bibel den Namen und ihrer Beschaffenheit nach einigermaßen kennen gelernt, so samle man sich einen kleinen Vorrath von Regeln, die heilige Schrift zu erklären, oder man studire die dogmatische Hermeneutik: Denn jenes, wovon wir eben gehandelt haben, war die historische. Ueberhaupt müssen diese Grundsätze richtig, einfach, deutlich, kurz so beschaffen seyn, wie es

(*) S. die deutsche Uebersetzung der moralischen, politischen und oeconomicen Versuche nebst einigen andern Abhandlungen von ähnlichen Inhalt dieses grossen Mannes, Aus dem lat. Breslau 1762,

es der wahren Vernunftlehre, die ein Ausleger der heiligen Schrift vorzüglich wohl inne haben muß, gemäß ist. Mit andern Worten, diese Regeln müssen uns durch ihre Anwendung, mit demjenigen Sinn, derer in der Bibel enthaltenen Worte und Redensarten bekant machen, welchen die Verfasser derselben damit verbunden haben. Eine Regel, die so oft sie von andern eingeschärft worden ist, dennoch von den wenigsten, nach ihrem ganzen Umfange, ausgeübet wird. Allerley Vorurtheile, die, wie wir bereits gesehen haben, bey anderer Gelegenheit so viel Schaden anrichten, sind auch an diesem Fehler Schuld. Bald überlässet man sich gewissen Einbildungen von der wahren Auslegung der Bibel, und wil sie andern als ächte Regeln aufdringen; bald legt man solche Vorschriften zum Grunde, die zwar der Absicht nach die wahre Gottseligkeit befördern können, dabey man aber zur richtigen Einsicht der biblischen Sätze und Wahrheiten nie gelangen wird. Doch ich mag alle Fehler, die so gewöhnlich in dieser Wissenschaft begangen werden, nicht anführen. Vielmehr solten alle Gelehrte sich über ein Mittel vereinigen, diese verschiedenen Meinungen so übereinstimmend, als möglich zu machen. Ich glaube, daß die sicherste und geschwindeste Art, zu dieser Vereinigung zu gelangen, diejenige sey, deren sich bereits verschiedene grosse Männer mit Nutzen bedient haben. Sie halten es nemlich für eine ausgemachte Wahrheit, daß ein Ausleger der H. S. bey dieser Beschäftigung, eben so verfahren müsse, als wenn er irgend einen weltlichen Schriftsteller, der in einer seinen Zeitgenossen unbekanten Sprache geschrieben, denenselben bekant machen wolte. So wenig diese Regel einem Zweifel unterworfen zu seyn scheint, so sehr ist sie doch von denen, die eine besondere Hermeneutik der biblischen Bücher anzunehmen für gut befunden haben, getadelt worden. Ein jeder, der die H. S. mit

der gehdrigen Gemüthsfassung liest, kan sich für den Abwegen leicht in Acht nehmen, welche in die Erklärung derselben einen wesentlichen Einfluß haben. Er wird also auch die Vorschriften anderer mit der grössten Behutsamkeit prüfen, und nie eine Regel für wahr halten, die nicht so wohl dazu dienet, den Verstand gewisser Worte ins Licht zu setzen, als vielmehr denselben zu verwirren. Wie sehr würde die grosse Menge hermeneutischer Regeln, die Bibel zu verstehen zusammenschmelzen, wenn man den wahren Wortverstand erst recht zu bestimmen suchte, dann aber die historischen Umstände zu Hülfe nehmen wolte, um daraus die noch übrigen Dunkelheiten des Textes zu erläutern. Kurz, Philologie und Geschichte ist unstreitig der einzige ~~Weg~~ Weg, zur gründlichen Einsicht der wahren Meinung eines jeden Schriftstellers und der biblischen Verfasser insonderheit zu gelangen. Lauter bekante Wahrheiten, wird man sagen: das sind sie, wiewohl nicht für alle, und ich wiederhole sie hier blos in der Absicht, um den Plan zur regelmäßigen Betrachtung der H. S., davon diese ein Theil sind, vollständiger zu machen. Folglich wähle man auch unter der grossen Menge von biblischen Auslegungen, die vorzüglichsten dieser Art, und ziehe sie dem grossen Schwarm von schlechten Erklärungen, davon unser Zeitalter überschwenmet ist, vor. Man bediene sich insonderheit solcher Schriftsteller, die mit einem philosophischen Auge die Bibel erklärt, oder viel Scharffsin und Beurtheilungskraft dabey bewiesen haben; denn diese Eigenschaften befördern die wahre Auslegung ungemein. Und wenn man gleich in solchen Büchern nicht selten Privatmeinungen antreffen wird, die nicht sowohl einer Liebe zu Neuerungen, als einem Irrthum des Verstandes zugeschrieben werden müssen; so kan man doch bey eigener und ununterbrochener Prüfung diese Fehler leicht entdecken und sich dafür in Acht nehmen.

men. Die tieffinnigsten und klügsten Männer sind davon nicht ganz frei geblieben; man lasse sich demnach durch die anderweitigen Verdienste großer Genies nicht verführen, alle ihre Sätze und Folgerungen schlecht hin für wahr zu halten. Lock war unstreitig ein fürtrefflicher Philosoph, und betrat in seinem Buche vom menschlichen Verstande eine schwere Laufbahn mit dem glücklichsten Erfolge; und dennoch muß ein Leser seine umschreibende Erklärungen einiger Briefe Pauli mit Sorgfalt, und ohne Vorurtheile lesen, wenn er sich der Gefahr, in manchen Stellen den wahren Sinn des Apostels zu verlieren, nicht anssetzen wil. Eben so muß man in Ansehung aller Auslegungen, die man zu brauchen willens ist, jederzeit verfahren. Bey dieser Beschäftigung wird uns die Methode, deren wir oben gedacht haben, sehr gut zu statten kommen. Man wende mir nicht ein, daß die vorgeschriebene Bemühungen, die H. S. zu verstehen, mit vieler Mühe verbunden sey, und daher die ihr beigelegten Vorzüge nicht verdiene. Denn sind gleich die Schwierigkeiten, welche man dabey zu überwinden hat nicht geringe, so ist doch eine nöthige Anstrengung der Kräfte lange so groß nicht, als wenn man sich mit der Bibel auf die gewöhnliche Art beschäftigt. Ich wil dieses kürzlich darthun. Zuerst kan man der Mühe, eine große Menge biblischer Erklärungen zu lesen überhoben seyn. Wie viel Zeit rauben uns nicht solche Werke, die oft mehrere Folianten ausmachen, und wer ist im Stande die erforderliche Aufmerksamkeit, Geduld und sorgfältige Prüfung, bey deren Lesung anzuwenden? Wie oft ist man genöthiget, eine und eben dieselbe Sache mit anderen Worten ausgedruckt zu lesen? Wer kan unter den Beweisen verschiedener Ansäer allemahl eine der Wahrheit gemässe Wahl treffen? Zweitens komt man

der großen Menge von Erklärungen; die man liest, obgeachtet, dem Ziele, ich meine der überzeugenden Einsicht von dem wahren Sin einer Stelle, oft nicht näher, sondern man wird wohl sogar in seinem Gemüthe zweifelhafter, als vorhin. Die gegenwärtige Methode hingegen hilft den Dunkelheiten der Schrift auf die leichteste und sicherste Art ab. Es ist wahr, das Lesen der H. S. auf die angezeigte Art ist anfangs mühsam, allein das Bewußtseyn ihrer Nothwendigkeit und ihres erstaunlichen Nutzens, nebst einem fortgesetzten und unermüdeten Fleis überwindet alle Hindernisse und bringet endlich eine ausnehmende Fertigkeit zu Wege. Wir können endlich bey diesen Bemühungen des göttlichen Geistandes mehr als jemals gewis seyn; denn Gott, der unser angelegentliches Bestreben, seine Ehre und das Beste seiner Geschöpfe zu befördern, jederzeit mit Wohlgefallen ansieht, wird uns seinen mächtigen Einfluß dabey nicht entziehen und unseren Eifer segnen.

Bey dem Beschluß dieser Abhandlung, die ich nun einiger Ursachen willen jezt nicht verlängern kan, ersuche ich alle Liebhaber des göttlichen Worts, und einer gründlichen Erkenntnis desselben die Einwürfe und Bemerkungen, dazu diese Zeilen bey ihm etwa Anlaß geben mögten, öffentlich bekant zu machen. Ein so wichtiger Gegenstand verdienet wohl, daß man mit Ernst auf heilsame Vorschläge, die denselben betreffen, bedacht sey. Mit Vergnügen werde ich mir daher jene zu Nutzen machen. Uebrigens gedenke ich, wenn einige meiner Leser durch ihren Beifal mich dazu aufmuntern, nach u. nach Beurtheilungen solcher Schriften, die den Inhalt der heil. Schrift betreffen, und vorzüglich gelesen zu werden verdienen, herauszugeben. Gott lasse diese und ähnliche Versuche zum Nutzen vieler Menschen reichen.

Indische Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

12tes Stüd.

Den 22ten Merz 1773.

Ein Mann der seinen Beruf beobachtet, ohne daß er seinem Berufe ganz lebt.

(Gellerts Moral. Pag. 647.)

Eusebius, ein Geistlicher auf dem Lande, dem es nicht an Wissenschaft, noch an natürlichen Gaben mangelt, verwaltet, nach dem öffentlichen Rufe, sein Amt genau, lebt unanständig und steht seinem Hause wohl vor. Um zu erfahren, ob seine Lebensart mit dem Charakter eines Geistlichen übereinstimme: wollen wir sie von ihren verschiedenen Seiten und in ihren einzelnen Zügen betrachten. Eusebius läßt selten jemanden für sich predigen; nein, sagt er, ich bin dazu berufen, meine Gemeinde selbst zu unterrichten und zur Gottesfurcht zu erwecken. Ich entwerfe des Sonnabends in einer oder zwey Stunden den größten Theil meiner Predigt, und behalte, indem ich sie niederschreibe, zugleich das Meiste des Ausdrucks im Gedächtnisse. Ich brauche nicht, gelehrt zu predigen. In der That hören ihn seine Zuhörer gern. Auf das Kirchenexamen, sagt er, darf ich mich nicht vorbereiten. Welch Unglück

für mich und mein Amt, wenn ich die Grundsätze der Religion mit ihren Beweisen nicht inne hätte! Die Arbeit seines Reichthums ist wegen seiner kleinen Gemeinde geringe, und selten ruft ihn sein Amt vor das Bette eines Kranken. Geschiehet es, so ist er eben so ungesäumt da, als er des Sonntags zum Gottesdienste zugegen ist. Eusebius hat nicht das einträglichste Amt, und zieht seine meisten Einkünfte aus dem Feldbau, den er selbst besorgt. Indessen würden sie, auch wenn er ihn verpachtete, zureichen. Dennoch führt er diesen Theil seiner Haushaltung selbst; und giebt vor, daß er den Vortheil, den der Pächter billig ziehen würde, selbst nötig habe; und daß es also ein Theil seiner Pflicht sey, ein Deconom zu seyn. Die ganze Gegend lobt auch seinen Feldbau, seine Viehzucht und seine kleine Schäferey. Er hat in der Nachbarschaft ein kleines Bauergut, das seiner Gattin erblich zugesallen ist. Dieses besorgt er durch einen

M

Ver-

Verwalter und durch sich selbst. Wenn ich's gekauft hätte, sagt er, so würde ich mir einen Vorwurf daraus machen. Aber es gehöret meiner Frau und meinen Kindern. Diesen kan ich dafür einen Informator halten, und meine älteste Tochter, die ich zu meinen Anverwandten gethan, in den Sitten der Stadt erziehen lassen. — Seine Kirchkinder haben ihn gern bey Schließung eines Contrakts, und fragen ihn in ihren häuslichen Angelegenheiten oft um Rath. Er dient ihnen mit seiner Erfahrung und seinen Einsichten, streckt ihnen gegen einen billigen Zins kleine Summen vor, verkauft sein Getreide, wenn es guten Preises ist, führt die Rechnung des Hauswesens; denn wer sollte sie sonst führen? und auf diese Weise beschäftigt er sich gemeinlich die Woche über. Lebte Eusebius nach dieser Beschreibung wirklich seinem Amte, oder führt er mehr sein Amt, um zu leben.

Ist die Sorge für die geistliche Wohlfahrt seiner Gemeinde in dem ganzen Plane sein Hauptwerk. Er schenkt der Haushaltung so viele Tage, und dem Amte so wenige Stunden; ist dieses nicht verächtlich? Wäre es nicht anständiger, er verpachtete sie, und ersparete dafür den Aufwand eines Informators, indem er seine Kinder selbst unterrichtete? Ein Geschäft, das ihm doch weit weniger Zeit hinweg nehmen würde, als ihm igt die Haushaltung raubt? Ist es nach seinem Amte nicht die wichtigste Pflicht? Und er hat so viel Zeit übrig und überläßt diese Pflicht einem andern, den er noch dazu bezahlen muß? Daß Eusebius in einer oder zwei Stunden eine nicht unerbauliche Predigt aufsetzen kann, wollen wir glauben. Aber würde er nicht noch lehrreicher, deutlicher, ordentlicher und erbaulicher in seinem Vortrage seyn, wenn er noch mehr Zeit auf seine Reden verwendete; eine Zeit, die ihm seine Amtsgeschäfte reichlich erlau-

ben? Befiehlt es nicht sein Amt, daß er täglich in der Schrift forschen und gute Bücher lesen soll, um seine Einsichten zu vermehren, seinen Vortrag zu beleben, und die Religion nicht so wohl in das Gedächtniß als in den ungeübten Verstand seiner Zuhörer und in ihr Herz, desto glücklicher überzutragen. Er hat für keine gelehrte Zuhörer zu reden; also darf er sorglos reden? Redt er nicht vor Menschen, die er zur Ewigkeit weise machen soll, und die meistens mit ihrem Herzen nur für das Zeitliche eingenommen sind? — Er schämt sich, auf sein Catechismuseramen sich vorzubereiten; und er sollte doch wissen, daß dieser Unterricht, wenn er seine Absicht erreichen soll, eine sorgfältige Anwendung des Verstandes erfordert, und daß eine lehrreiche Catechisation mehr Nutzen stiftet, als zehn seiner besten Predigten. Wäre es keine Pflicht eines sorgfältigen Geistlichen, täglich die Schule in seinem Dorfe eine Stunde zu besuchen, und zu sorgen, daß die Kinder mit mehr Verstande in der Religion unterwiesen würden? Er hat wenig Sterbende, die sein Amt fordern, aber vielleicht desto mehr Lebende, deren Sorglosigkeit oder Laster es ihm abfordern. Man erholt sich seines Rathes in häuslichen Dingen; aber warum nicht lieber in den Sachen der Religion und Sitten? Wo sind in seinen Berufsgeschäften die Werke der Liebe und Gutthätigkeit? Wo die Armen, für die er bittet, oder die er in Arbeit zu setzen sucht? Er läßt seine Tochter in den Sitten der Stadt erziehen, und wendet darauf einen Theil seines Landguts. Wie viel priesterlicher würde er handeln, wenn er diesen Aufwand ersparte, um kein Verwalter zu seyn, und seine Tochter lieber in seinem eigenen Hause vernünftig und tugendhaft erzöge, und zur Beforgung der Haushaltungsgeschäfte von seiner Gattin anführen ließe? Er ist ein Beispiel eines häuslichen Mannes, aber kein

Ein Beispiel eines gewissenhaften Geistlichen. Sollte er, wenn er auch hundert Thaler des Jahrs dadurch verlore, daß er seinen Feldbau einen andern abtrete, sie nicht mit Freuden hingeben, um seine Zeit seinem Amte, der Religion und dem Heile der Christen zu schenken? Sollte er bey einer vernünftigen Sparsamkeit und bey einem wahren Eifer für seine wichtige Pflicht nicht getroßt zu Gott hoffen können,

daß er ihn und seinen Saamen nicht würde nach Brodte gehen lassen? Kan er mit Wahrheit sagen: Ich lebe und sorge, daß ich das Amt mit Freuden vollende, das mir der HERR übergeben hat? Eusebius scheint nicht von dem Geiste seines Amtes registret zu werden, wenn wir sein Leben betrachten; sondern er beobachtet mehr sein Amt, um leben zu können.

Nachricht.

Herr Wieland, auf den wir Deutschen Ursache haben stolz zu seyn, hat sich, wie es den meisten schon bekant seyn wird, entschlossen, mit Beihülfe einiger andern Gelehrten, ein neues Journal unter dem Namen des Deutschen Merkurs heraus zu geben, welches der innern Einrichtung nach dem Mercure de France (die Räthsel und Logogryphen ausgenommen) ähnlich seyn wird. Man hat mir die Ehre erzeigt, die Bekantmachung desselben in unsern Provinzen aufzutragen, und ich bedauere nichts mehr, als daß ich den Brief, mit dem Plan erst jetzt bekommen habe, der durch unerwartete Hindernisse, liegen geblieben war. Ich eile also mit der Bekantmachung dieses Journals, und theile dem geneigten Leser den Plan mit, in der Hoffnung, daß sich, zur Ehre des Geschmacks, auch in unsern Gegenden viele Liebhaber finden werden. Ich wünsche mir keine größere Belohnung, und erwarte sie auch nicht, als dem wachsenden guten Geschmacke behülflich zu seyn. Die hauptsächlichsten Artikel dieses Journals werden seyn

- 1) Poetische und prosaische Originalstücke, Erzählungen, Lieder, Briefe, Sinngedichte und überhaupt alle die

Arten, die man in der Poesie unter dem Namen flüchtiger Stücke begreift; Dialogen, kleine Abhandlungen über historische, philosophische, oder litterarische Gegenstände und andere unterhaltende Aufsätze.

- 2) Uebersetzungen auserlesener Stücke dieser Art, die entweder noch gar nicht, oder doch nicht gut übersetzt worden, aus alten und neuern, seltenen und wenig geleseenen Schriftstellern.
- 3) Kurze Anzeige der merkwürdigsten neuen Bücher, welche ganz neuerlich in allen Theilen von Europa, besonders in Deutschland herausgekommen.
- 4) Umständliche Beurtheilungen neuer Bücher, und
- 5) Revision partheiischer, unbilliger und schiefer Urtheile, welche über merkwürdige Bücher öffentlich gefällt werden.

Man wird sich bey diesen beiden Artikeln:

1. hauptsächlich auf deutsche Bücher.
2. Bloß auf solche, welche in Rücksicht auf die Aufklärung, oder Verfinsternung, Verbesserung, oder Verschlimmerung der Denkart, des

Ge-

Geschmacks und der Sitten der Nation interessant sind, einschränken, und

3. In den Beurtheilungen so wohl, als in der Revision fremder Urtheile, sich überhaupt die Beobachtung der Regeln einer ächten Critik, besunderer Unpartheylichkeit, Bescheidenheit und Oлимпf zum unverletzlichen Gesetze machen.

6) Eine zusammenhängende Erzählung der wichtigsten neuesten Begebenheiten in der politischen Welt, welche jedem Bande von drey Monaten beygefügt werden soll.

7) Theatralische Merkwürdigkeiten, wobey man Sorge tragen wird, das Publikum mit unzuverlässigen, oder nichts bedeutenden Nachrichten, besonders die Schauspieler selbst betreffend, zu verschonen.

8) Erzählungen einzelner schönen Handlungen, interessanter Anekdoten, seltener Gebräuche, Institute, Gesetze und dergleichen.

9. Anzeige nützlicher neuer Erfindungen.

10. Nachrichten an das Publikum, und andere litterarische Merkwürdigkeiten.

Dies Journal ist mit dem Anfange dieses Jahrs würcklich angefangen worden, und komt alle drey Monate ein Bändchen von 18 Bogen in Octav heraus, mithin jährlich vier solche Theile, die zusammen drey Alphabet betragen sollen. Für die Liebhaber sowohl, als die Unternehmer hat

Hr. Wieland den Weg des Abonnement vorgeschlagen, als beiden der bequemste, also, daß die Liebhaber, die sich bey den Collecteurs gemeldet haben, bey dem Empfang des ersten Bandes einen halben Louisd'or für den ganzen Jahrgang bezahlen, wofür sie alle 3 Monate einen Band brochirt und franco erhalten. Es steht den Liebhabern frey, allezeit zu abonniren, und auch jedes Jahr wieder anzutreten. Diejenige aber, die diesen Weg nicht einschlagen wollen, können das Journal in allen Buchläden bekommen, nur müssen sie sodann 12 Ggr. für den Jahrgang mehr bezahlen. Aus wahrer Begierde, den guten Geschmack mit beständigen zu helfen, mir die Freunde der feinen Litteratur verbindlich zu machen, und meine Hochachtung gegen die großen Verdienste des Hn. Wielands öffentlich und thätlich zu bezeugen, erbieth ich mich den Liebhabern hiesiger Gegend, die Mühe über mich zu nehmen, ihnen das Journal auf vorgemeldete Art vierteljährig zu verschaffen, und die Gelder zu versenden. In Lemgo hat der Hr. Candidat Benzler und in Snabrück der Hr. Archivar Lodtmann die Collection über sich genommen, an welche sich die Freunde dieses Wercks, die ihnen näher als mir wohnen, zu melden belieben. Da aber der Merzmonath bald verlaufen wird, so werden die Liebhaber selbst einsehen, daß sie keine Zeit mehr verlieren dürfen. Briefe und Geld an mich bitte ich mir aber franco aus.

Zöllenbeck am 11. Merz 1773.

Schwager.

Von Ziehung guter Maulbeerbäume.

Der Maulbeersamen muß gegen die Mitte Mazi, in wohlzubereiteten fruchtbaren Saatbeeten, so mit auf den Rand gesetzten Brettern oder Bohlen umgeben sind, gesät werden, damit er im May und Junio bey kühlen Tagen und

Nächten, mit Fenstern oder Latten und Strohecken zugedeckt werden könne, sonst man nicht sicher ist, daß er aufgethet, oder auch da er bereits aufgegangen, noch absterbet und sich verkieret.

Indische Beyträge

zum Nußen und Vergnügen.

13tes Stück.

Den 29ten Merz 1773.

Vom Anbau der Erdnüsse.

Es ist bekant, daß in unsern Gegenden, die so genanten und in der That ächten Castanienbäume selten gut fortkommen, und diese Frucht daher aus andern Ländern uns zugeführt wird, wofür wir baares Geld zahlen müssen. Denen Liebhabern dieser wohlschmeckenden Frucht, will ich ein Gewächs bekant machen, daß jeder in seinen Garten haben und erndten kan. Es nennet sich diese Frucht: Erdnüsse (Holland. Aerdeickels, aerdaeckers, aerdeichels) auch wol Erdmäuse, wie es ein jeder nennen will oder es zu nennen gewohnt ist. Sie werden als eine bekante Sache in Holland überall und zwar als ein Confect sehr oft den Damens bey dem Caffee oder Thee vorgesetzt. In der Grafschaft Zütphen wächst diese Frucht gleichsam ohne alle Cultur, wild. In dem Schwarzburgischen, der Gegend Duderstadt werden sie auch an den Gebirgen häufig gefunden. Die Landleute suchen sie im Herbst fleißig auf, und lösen viel Geld daraus.

Die Frucht an sich selbst betrachtet, ist oftmals von der Gestalt einer Maus, von

allerhand Figuren in der Dicke eines guten Daumens, zu Zeiten auch noch stärker, die äußere Haut ist schwarz, und von der Art, wie um die Cartoffeln befindlich, der inwendige Kern ist hart und mehrentheils weißer Farbe, das Laydwerk davon gleicht den bekanten wilden Wicken, hat auch eine Blüthe wie jene, doch mehr gefüllt, setzet auch hernach Schoten, worin der Saame befindlich ist.

Will nun jemand dergleichen Gewächse im Garten haben, der thut wohl, daß er sie im Herbst von Zütphen kommen läßt, ob man sie auch in Amsterdam und andern Orten von Holland haben kan. Allein man läuft Gefahr, daß wenn davon verpflanzet werden sol, sie nicht keymen würden, weil sie gemeiniglich zu alt und folglich zu trocken geworden, man legt sie wie Cartoffeln nicht zu tief.

Obgleich diese Frucht mit allerhand Erdreich zufrieden ist, so habe ich doch angemercket, daß ein sogenanter Kleygrund oder Mascherde derselbe am zuträglichsten sey. Je besser nun der Boden ist, desto

N

mehr

mehr verbreiten sie sich. Man thut aber wohl, wenn die Frucht einige Jahre Ruhe hat, alsdenn kan die Nachsuchung geschehen, da denn die Großen herausgenommen, die kleinen aber zum fernern Wachsthum zurück gelassen, und mit Erde bedeckt werden. Dieses ist alles was dabey zu beobachten. Den Platz so viel möglich von Unkraut rein zu halten versteht sich von selbst, auch muß verhütet werden, daß keine Schweine an die Dertter kommen, wo diese Frucht wächst; Diese würden bald ein Ende davon machen, weil sie gar zu begierig darnach sind, und dieses mag auch wohl die Ursache seyn, daß sie in unsern Gegenden noch nicht gefunden sind, weil der Schweinhirt, nach der Ernte mit

seiner Heerde durch die Felder streift. Wie denn auch in der Gegend Zütpfen, vielfältig ein Schwein, (wie die Trüffeljäger einen Hund,) mitgenommen wird, um sie aufzufinden.

Wil man nun die Frucht speisen, so läst man sie im Wasser, worin etwas Butter gerhan, gahr kochen, alsdenn warm auftragen; wo die äußerste schwarze Haut, leicht abzuschälen ist, und so speiset man sie mit guter frischer Butter und ein wenig Salz, auf eben die Art, wie die gebratenen Castanien verspeiset werden. Der Geschmack ist mit den gewöhnlichen Castanien ziemlich gleich. An Gerichte, wo Castanien zugehören, können diese Erdnüsse ebenfalls gebraucht werden.

Wohlfeiler Anstrich auf das Holzwerk der Wohnhäuser und anderer Gebäude.

Daß ein Anstrich auf dem Holzwerke der Wohnhäuser, und andern, um es vor Fäulniß zu bewahren, so vom Winde und Wetter, nasser Luft ic. entstehet, zur Dauer des Holzes vieles beytrage, ist eine bekante Sache. Bis daher haben diejenigen, welche ihren Gebäuden einen Anstrich gegeben, sich des Leindlsfirniß bedienet, allein es ist dieses vor manchen zu kostbar, und werden daher viele abgeschreckt, sich dieses Vortheils zu bedienen, denn es darf nur ein mittelmäßiges Gebäude seyn, so sind 60 bis 80 und mehr Pfund Leindlsfirniß verbraucht. Wird nun bey solchen Anstrich die nöthige Vorsicht nicht beobachtet, nemlich daß der Leindl gut gekocht, und mit Silberglätt gestärket, auch nicht genug von der Farbe beygemischet, so ist der Anstrich von sehr geringen Nutzen, denn so das Holzwerk nicht gut bedeckt worden, erfordert es in

kurzen einen neuen Anstrich, und was sind das für Kosten? Der Leindl pflegt gemeinlich nicht unter 4 Mgr. das Pfund verkauft zu werden. Der Feuergefahr nicht zu gedenken, welche bey dem Kochen des Firnisses oftmals entstanden ist, wenn solches in den Häusern vorgenommen wird.

Bev folgenden Anstrich aber hat man dergleichen gefährliche Umstände nicht zu befürchten; er ist ungleich wohlfeiler, und in gewissen Betracht dauerhafter als jener. Doch möchte ein Unterschied zu machen seyn, unter Häuser die zur Pracht, oder die um der Dauer des Holzes willen angestrichen werden sollen, denn auf jene würde dieser sich nicht schicken. Man nehme von der gemeinen rothen Farbe, so viel als nöthig, lasse solche mit Leindlsfirniß abreiben, wenn dieses geschehen, so viel reinen Teer hinzu thun, damit die Massa

zum

zum Aufstreichen flüssig genug ist; oder man mischet so viel von der Farbe als nur möglich unter den Teer, und gibt hernach etwas von den Leindl-Firniß hinzu, damit es mit den Pinsel gestrichen werden kann. Beides ist einerley, und kan nach belieben unternommen werden! Solte die Farbe etwas zu dunkel ausfallen; kan selbige mit Kreide oder Bleyweiß erhöhet werden, je mehr rothe Farbe aber hinzu komt, desto heller wird der Anstrich, sonst scheinnet er mehr braun als roth zu seyn. Obgleich im Anfange die Farbe etwas dunkel ausfällt, da man keine rothe Farbe beyzumischen gespart, so wird sie doch in wenig Zeit heller scheinen. Da nun dieser Anstrich nicht kostbar, so ist auch nicht nöthig sparsam damit zu verfahren, sondern man läffet den Anstrich dicke auftragen und alle Ritzen und Spaltungen vöellig austreichen.

Zu mehrerer Dauer kan man auch wohl einige Canonenkugeln oder Steine gläend machen, und sie in der Massa zum Anstrich ablöschten, hernach so warm auf das Holz tragen, es hält desto fester.

Alles Eisenwerck, blecherne Dachrinnen ic. mit dieser Massa überstrichen, bewahret dieselbe vor dem Rost.

Findet sich nun, daß Holzwerck nach diesem Anstrich nicht genug gedecket, so ist es ein Zeichen, daß nicht Farbe genug hinzu gekommen, so wiederhole man den Anstrich nach Ablauf eines Jahrs, alsdenn

hält er mehrentheils so lange als das Holz selbst, am Besten ist, daß ein solcher Anstrich in den heissesten Sommertagen vorgenommen wird, alsdenn wird er bald trocken, und der üble Geruch von dem Teer, welcher empfindlichen Nasen vielleicht nicht angenehm seyn möchte, verlieret sich desto geschwinder. Neu ist dieser Gebrauch nicht, sondern man findet in Holland, besonders auf dem Lande, daß die Wohnhäuser und andere Gebäude damit angestrichen sind.

Die Schiffer bedienen sich bekantermassen des Teers ohne Beymischung von Farbe, ihre Schiffe anzustreichen, um sie gegen Fäulnis zu sichern. Wolte jemand wissen, welcher Teer am besten sey? so dienet zur Nachricht, daß überhaupt zweierley Arten von Teer sind, nemlich den künstlichen und natürlichen. Ohne mich nun in Untersuchung der Bestandtheile einer jeden Art einzulassen, so ist der wohlfeilste, den unsere Höcker verkaufen, und der zum Wagenschmier gebraucht wird, hierzu am dienlichsten. Den Teer zu kochen möchte nicht rathsam seyn, weil er gar leicht feuer fängt, und ein Unglück daraus entstehen könnte, auch alsdenn zu dicke werden, also daß die erforderliche Menge von rother Farbe nicht beygemischt werden könnte, oder man wohl hernach Leindl-Firniß hinzugeben, um die Massa zum Anstrich bequem zu machen, dieses würde aber die Sache kostbar machen.

In der Berliner Haudner Zeitung sub Nro. 10. vom
23. Jan. c. pag. 47. stehet unter den Auszügen aus den
neuesten Nachrichten folgende Anmerkung.

Ein erfahrener und aufmerksamer Landwirth, in Sachsen, dessen am Schlusse des Jahrs 1771. aus der Beschaffenheit der damaligen Herbstwitterung gefolgerte Wetterprognostik durch den Erfolg bewähret worden ist, hat über das gegenwärtige Jahr seine Gedanken folgendergestalt geäußert: „Ist je ein Herbst der Wintersaat vortheilhaft gewesen, so ist es gewiß dieser letztere. Die aus Ueberschwemmung unter Wasser gestandenen Aecker haben sich, über alles Vermuthen, in der Bestellzeit überaus mild und mürb ergeben. Das Land ist von keinem Regen zusammen geschwemmet, noch der Acker zu schwer gemacht worden. Es hat sich daher der Roggen vortreflich bestockt. Hierzu half die so günstige Herbsttemperatur nicht wenig. Diese letztere machte uns beynah die Bekümmerniß, die Saaten müßten vor dem Winter zu stark in die Schoffiele treten. Auf dem hohen Fläming (einer kornreichen Gegend um Wittenberg) steht man so lange dicke Saat, als sie sonst in guten Jahren kaum um Walpurgis gefunden wird. Der Weizen

steht verhältnißweise gleichfalls ungemein schön. Und so haben wir den ersten Hauptgrund einer recht gesegneten Erndte bereits vor Augen. Der andere Hauptgrund wird künftig auf ein gutes, nicht zu kaltes Frühjahr ankommen. Was sollen wir von der Bitterung dieses Jahres urtheilen? Der Winter könne stark genug und nicht ohne Nachfrost seyn, und der Wind oft nach Süden übergehen. Der Frühling und Sommer mehr trocken als naß. Mehr und besser Wintergetraide; doch wol um die Hälfte weniger Heu, als im vorigen Jahre; mehr aber an Obst und Wein werden. Ob endlich die Theurung des Kornes im Frühjahr und Sommer der vorjährigen gleich kommen werde, darüber ist mehr Vermuthung, daß es nicht seyn werde: weil der Tod in allen Ländern so viele tausend Menschen weggerissen hat, daher die Consumtion geringer worden ist; hauptsächlich aber, weil der Anschein einer reichen Erndte die Absicht der Kornverkäufer zurück setzet, und ihren Speculationen schon selbst die Leitung giebt.

Heindische Beyträge

zum

Kuhen und Vergnügen.

14^{tes} Stück.

Den 5ten April 1773.

Einige Gedanken über das Betteln und das gewöhnliche Almosengeben.

Das Ungemach, welches aus dem so gewöhnlichen Betteln entsteht, ist so mannigfaltig und so groß für das gemeine Wesen, für die Armen selbst und für den, der ihnen gibt, so drückend, und unsere gewöhnliche Art, die Almosen an Bettler zu vertheilen, streitet so offenbar wider die Billigkeit und das Gewissen, daß es zu verwundern ist, daß alle die, welche Christen heißen wollen, und denen die Gesetze des Christenthums einigermaßen bekant sind, nicht schon lange mit größerm Ernst darauf bedacht gewesen sind, dieses Uebel gänzlich zu vertilgen.

Es ist meine Absicht nicht, diese Gewohnheit in Absicht auf den ungemein großen Schaden zu betrachten, der dadurch dem gemeinen Wesen zugefüget wird: ich will dieses andern ins Licht zu sehen überlassen, deren Sache es ist, die Vortheile des Staats zu berechnen. Indes kan ich dasjenige wenigstens beyläufig nicht unbes-

merkt lassen, was einem jeden leicht in die Augen fällt. Die Profession der Bettler entzieht dem Staat jährlich viele tausend Arbeiter. Denn man kan wohl sicher annehmen, daß unter denen, die ihr Brodt vor den Thüren suchen, die Helfte aus Leuten besteht, die man nicht anders als öffentliche Diebe der Almosen betrachten kan, weil sie ohne das Betteln leben könnten: weil ihnen aber der Müßiggang gefällt und weil sie bey dieser Lebensart ein reichliches Auskommen haben; so zehren sie unter dem Stillschweigen der Gesetze von der gemißbrauchten und übel angewandten Wohlthätigkeit derjenigen Mitbürger, die mit größerer Mühe für sich, für ihre Kinder und für die Bettler mit, etwas erwerben müssen. Durch diese Lebensart werden oft Krankheiten fortgepflanzt, ansteckende Fieber, Blatterngift und dergleichen in die Häuser der Wohlthäter herumgetragen, und den Diebesbanden Gelegenheit gegeben, in der Gestalt der Bettler ihren Vortheil abzusehen.

Lau:

Tausend Kinder werden dadurch auf lebenslang unbrauchbar gemacht. Denn der Vater oder die Mutter, welche betteln, ziehen das Kind auch frühzeitig zu dieser bösen Lebensart auf. Nicht der geringste Keim der Schamhaftigkeit und der guten Ehrliche, kein Erieb der Arbeitsamkeit kan dabey empor kommen. Diese Art des brodterwerbenden Müßigganges hat so etwas bezauberndes, daß, wie die Erfahrung zeuget, einer, der dazu einmal gewöhnt ist, nie wieder davon abgebracht werden kan; und eine Hand, die in der Jugend nur angewöhnet worden, Almosen anzunehmen, wird schwerlich zur Arbeit tauglich seyn.

Wem nun das allgemeine Beste noch nicht ganz gleichgültig ist, der muß es schon aus diesen Gründen sehr wünschen, daß der Befehl Gottes an das Volk Israel 5 Mos. 15, 4. wie ihn wenigstens Lutherus übersetzt hat: **Es sol kein Bettler unter euch seyn**, in unsern christlichen Ländern aufs genaueste zur Ausführung gebracht werden möge.

Ich will hier auch darüber nicht ausführlich seyn, daß es einem ieden Christen billig nahe gehen muß, wenn er höret, daß durch das unanständige Herplappern der Gebetsformeln an den Thüren der göttliche Name so sehr gemißbraucht wird, und wenn er siehet, daß manche Kinder, denen Gott eine gute Bildung und gute Fähigkeiten gegeben, zu ihrem immerwährenden Unglück, mit Verwahrlosung ihrer Gesundheit, ihres Unterrichts und ihrer ganzen Erziehung auf den Straßen herumgehen. Wir wollen jetzt nur untersuchen, ob die gewöhnliche Art, Almosen an bettelnde Arme auszutheilen, den Gesetzen der Billigkeit und Liebe gemäß sey. Ich wil den Fall setzen, mein Vermögen erlaubet mir nicht, an diese Art von Almosen wöchentlich mehr

als einen halben Gulden zu verwenden. Nun aber erscheinen wöchentlich ungefehr hundert an meiner Hausthür, davon ich sehr wenige kenne. Diesen wenigen, von denen ich es weiß, daß sie Mitleiden verdienen, wird der Vorzug gegeben und ihnen ein mehreres gereicht. Weil ich aber keine Zeit und Gelegenheit habe, mich nach den Umständen eines ieden einzelnen unter dem übrigen ganzen Haufen zu erkundigen: (und wer ist wol in dieser ganzen Stadt dazu im Stande?) so entschliesse ich mich, die übrigen drey Viertel von dem halben Gulden in einzelne Pfennige zu verwechseln und solche an ieden Kommenden ohne Untersuchung so lange hingeben zu lassen, bis der Vorrath zu Ende ist.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Art zu geben eine höchstunbillige Gleichmachung der Bettler mit sich führet, daß dabey gerade der, welcher am bedürftigsten ist, oft am wenigsten oder wol gar nichts bekömt, und daß der starke, gesunde Bettler, der muthwillige Müßiggänger, der ein wahrer Dieb ist und den man ins Arbeitshaus bringen solte, sich dabey am besten steht. Dieser durchirret mit gesunden Kräften die Straßen der Stadt und erhält in zehn Häusern einen Almosen, da ein anderer, ein Greis, der bis in sein siebenzigstes Jahr gearbeitet hat, und der seinen alten schwächlichen Körper mit Mühe fortschleppet, kaum fünf Häuser in eben demselben Zeitraum erreichen kan. Wird er gar krank: so geräth er in die Gefahr, vor Hunger umzukommen, oder zum wenigsten alles das zu empfinden, was Mangel und Dürftigkeit, mit Krankheit und Alter vergesellschaftet, nur Bitteres mit sich führen kan. Und doch war eben bis vielleicht der Arme, dem man vor andern unter die Arme greifen, dem man seine Almosen in sein Haus schicken und nicht einmal von ihm verlangen solte, seinen Kran-

kranken, schmerzenvollen, schlecht bekleideten Körper dem Regen, dem Winde und der Kälte auszusetzen und auf den schlüpfrigen Gassen, wo er beständig in Gefahr steht, über einen Haufen zu fallen, in hundert Häusern seinen wöchentlichen Unterhalt zu suchen, worunter er in dreißigen abgewiesen wird, und in den siebenzig übrigen mehrentheils einen Pfennig bekommt. In eben diesem Fall und gewissermaßen in einem noch mislicheren Zustande befinden sich diejenigen wahren Armen, die noch durch ein gewisses Gefühl von Schamhaftigkeit zurückgehalten werden, sich in den Stand der Bettler zu begeben. Ihre Almosen werden ihnen vor dem Munde, so zu reden, weggenommen.

Dieses sind nur einige von den unaussprechlichen Folgen der gewöhnlichen Art des Almosengebens. Wer nun hiebey so viel Nachdenken über sein Verhältniß gegen Gott gebraucht, daß er sich als einen Haushalter ansieht, dem ein gewisser Ueberschuß von zeitlichen Vermögen anvertrauet ist, um vermittelt desselben die Noth seiner leidenden Nebengeschöpfe zu vermindern, der wird sich unmdglich dabey beruhigen können, wenn er bedenket, daß er den größesten Theil von dem, das ihm zur vernünftigen Austheilung anvertrauet ist, nicht nach Erkenntniß austheilet, sondern es mit verbundenen Augen dem ersten dem besten hinwirft; er wird zugleich aufrichtig wünschen, daß solche Anstalten gemacht werden mögen, durch welche er seine Almosen besser vertheilen lassen kan, ohne dem Müßiggange und vielen andern Lastern die kräftigste Nahrung zu geben.

Es gibt unter den bedürftigen und des Mitleidens würdigen Bettlern auch solche, die gern arbeiten wollen und auch wirklich arbeiten, die aber das Betteln zu Hülfe nehmen müssen, weil ihr Erwerb zu gering

ist. Auch gegen solche ist es eine Unbarmerzigkeit, wenn man seine Almosen oder doch die mehresten nur vor den Thüren geben will. Würde eine Anstalt gemacht, da ein ieder das, was er sonst an die Bettler gibt, herbeygäbe: so bekämen diese ihren wöchentlichen Almosen auf einmal in einer Viertelstunde, ohne Ungemach des Wetters, ohne Verderbung ihrer ohnedem schlechten und wenigen Kleidungsstücke, und sie würden in den Stand gesetzt, wöchentlich sechs Tage zu arbeiten, an statt, daß sie jetzt nur fünf Tage zur Arbeit übrig behalten, und einen damit zubringen müssen, um ihren nöthigen Zuschuß an den Thüren zu suchen, und den übrigen Theil des Tages sich von der ermüdenden Reise durch die Straßen der Stadt auszuruhen.

Unter den Einwohnern des platten Landes gibt es nach Proportion viel weniger Bettler, als in den Städten. Die Ursachen davon sind nicht schwer auszufinden, und die entdecken uns auch die Quellen, woher die Zahl der Bettler zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten vorzüglich überhand nimmt. Der Landmann gewöhnt seine Kinder schon frühzeitig mehr zur Arbeit, das Kind siehet wenige Müßiggänger um sich, es erblickt nicht viel Neigkeiten in seinem Dorfe. Man ist mit schlechter Kost zufrieden, der Unterschied des Vermögens ist nicht so sehr ungleich, und weil es wenig Reiche auf dem Lande gibt; so würde die Profession des Bettelns auch nicht viel einbringen. Von allem diesem findet sich in Städten, besonders in den ansehnlichen und volkreichen, gerade das Gegentheil. Die Kinder werden weniger zur Arbeit angehalten, sie sehen täglich eine Menge von Müßiggängern, vornehmen und geringen Standes, und kein Exempel reizet geschwinder zur Nachfolge, als dieses. Spiele, allerhand neue Begebenheiten und Aufzüge locken den Ansehen

ben, auf den Straßen herum zu laufen. Die Verschwendung ist auch selbst unter dem gemeinen Manne viel größer, und weil es hier mehr begüterte Leute gibt: so belohnet es sich auch besser der Mühe, den Bettlerstab zu ergreifen, ia der Bettler vom Laube ziehet sich wol in die Stadt und hilft die Zahl der übrigen vermehren.

Meiner Absicht gemäß wil ich zu diesen Ursachen, wodurch das Bettelgehen unterhalten und befördert wird, noch zwey hinzufügen. Die eine bestehet darin, daß wir das Betteln bey weitem nicht für so unanständig zu halten pflegen, als es wirklich ist; und die andere ist das vorhin erwähnte indiscrete Almosengeben.

Wir bedenken die traurigen Folgen nicht oft genug, die mit dem Betteln unzertrennlich verbunden sind. Anstatt daß es ein jeder mit Unwillen ansehen sollte, daß der Müßiggänger betteln darf, und daß der wahre Arme betteln muß: so ist man durch die Gewohnheit des Anblicks, dagegen gleichgültig gemacht. Es mag dieses auch vielleicht noch wol ein Ueberbleibsel aus den Zeiten des allgemeinen Aberglaubens seyn. Denn damals entstand bey einigen die gefährliche und verführische Meinung, daß das Betteln ein heiliges und verdienstliches Werk sey. Es kamen geistliche Orden auf, die das wunderbare Gelübde thaten, nicht von ihrem eigenen, sondern von ihrer Nebenmenschen Eigenthum sich zu ernähren und ihnen mit

Betteln beschwerlich zu fallen. Es fanden sich sogar gefällige Schriftsteller von ihrer Parthey, die wider alle historische Wahrscheinlichkeit der evangelischen Geschichte zu behaupten suchten, der Herr Jesus habe selbst mit seinen Jüngern gebettelt. Nach Lutheri Zeiten aber und da iewo vernünftige Catholiken selbst besser urtheilen, solten wir billig das Betteln nicht mehr für eine unter christlichen Völkern erlaubte Lebensart halten.

Die andere Ursach war das Austheilen der Almosen ohne den gehörigen Unterschied der Personen. Viele hegen das Vorurtheil, es sey immer ein gutes Werk, wenn man jemanden einen Almosen gibt. Man sey doch, denkt man, dem Befehl gehorsam: Gib dem, der dich bittet; und wenn nun der, welcher die Gabe empfängt, sie mit Unrecht nehme: so müsse er das selbst verantworten. Man verlange ich diese Art des Gebens nicht schlechterdings zu verurtheilen. Es lieget dabey eine gute Absicht zum Grunde, man zeigt sein bereitwilliges Mitleiden durch eine an sich gute That, und es ist, so lange wir Menschen sind, unvermeidlich, unterweilen hintergangen zu werden. Aber das kan man doch auch nicht leugnen, daß wir bey diesem Almosengeben zu wenig prüfen und nachforschen, und daß dadurch unsere Gaben nicht allein einen großen Theil ihres Werths verlieren, sondern daß unsre Freygebigkeit auch ein Nahrungsmittel vieler Sünden wird.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum

Kuizen und Vergnügen.

15tes Stück.

Den 12ten April 1773.

Beschluß der Gedanken über das Betteln und das gewöhnliche Almosengeben.

Ach führe hier eine Stelle aus des Herrn Michaelis Mosaischen Recht an, 2 Th. S. 142. von dessen Gedanken ich mir mehrere zu Nutze gemacht zu haben bekenne. Er sagt S. 451. „ Die meisten, wenn sie von Almosen und Werken der Barmherzigkeit predigen hören, denken gemeinlich an die Almosen, die dem Bettler gegeben werden, und man präget früh den Kindern den Satz ein, es sey unbarmerzig, einen Bettler leer weggehen zu lassen: man vergiffet aber, ihnen die wichtigere Pflicht dabey zu sagen, es sey eine Schuldigkeit, diese Bettler zu kennen oder zu prüfen, damit man nicht, was man von seinem Vermögen für wahre Arme erübrigen kan, den wahren Armen entziehe und Müßiggängern gebe. So lange die Prediger nicht der Jugend eine bessere Moral von Almosen beybringen, ihr sagen, die ohne Prüfung an Müßiggänger verschwendete, seyn eine Art von Kirchenraub an

den wahren Armen, denen sie entgehen; es sey ein Stück der Barmherzigkeit, sich doch einige Mühe zu geben, diese wahre Armen von ienen zu unterscheiden, und es sey eine übermüthige stolze Verachtung der Armen, wenn man, ohne sie einer Prüfung zu würdigen, nur unbedeutende Almosen an ieden Kommenden austheilet; diese kleinen Almosen reizeten zum Müßiggang, seyn also wahrhaftig keine Wohlthat: so bemühet sich die Obrigkeit vergeblich, durch weise und gerechte Gesetze dem großen Uebel des Bettelns zu steuern. Wenn sie verbietet, was man von Kindheit auf als ein Werk der Religion anpreisen höret, und was noch dazu viel bequemer ist, als geprüfte Almosen zu geben: so werden immer viele der übel verstandenen commoden Religion folgen und des neue Bettler zu deren eigenem und des Staates Schaden zuziehen helfen.

Diesen Uebeln wird nun wol schwerlich anders abzuhelpen seyn, als wenn diese

P

sämt-

ämtlichen Almosen unter die Aufsicht der Obrigkeit und solcher Personen gegeben werden, welche die zwar beschwerliche aber sehr heilsame und nöthige Pflicht über sich nehmen, die wahren Bedürfnisse eines jeden Armen zu untersuchen, den zu hinlänglicher Erwerbung seines Unterhalts tüchtigen auszuschließen, und dem wahren Armen nach seinen Umständen entweder seinen ganzen nothdürftigen Unterhalt, oder eine Unterstützung zuzutheilen. Wenn man das zusammen nimt, was bisher an Almosen vor den Thüren gegeben worden, und was mancher Wohlhabender um der gegenwärtigen Zeit willen und für den Vortheil, den er davon hat, daß er nicht mehr nöthig haben wird, sein Haus allerley Leuten Preis zu geben und einen Domestiken auf die Abfertigung der Armen wartet zu lassen, noch hinzufügen wird: so dünkte ich, müßten wir uns sehr schämen, wenn in einem Ort, als Minden, wo so mancher unnützer Aufwand gemacht wird, nicht wöchentlich 60 bis 80 Rthlr. auf diese Weise zusammen gebracht würden. Und jährliche drey bis viertausend Thaler würden gewiß vermögend seyn, diese Uebel von Grunde auszurotten, alle unsere wahren Armen hinreichend zu versorgen, manchem Elenden sein Leben zu retten, und manches ietzt verwahrlosete Kind erziehen zu lassen.

Man lasse sich nur nicht irre machen, wenn man dem ungeachtet hie und da Klagen erschallen hören wird. Die Müßiggänger werden darüber ein Geschrey erheben, daß sie arbeiten sollen, und viele werden behaupten, daß sie zu wenig und andere zu viel erhalten. Die Klagen eines einzigen von dieser Art wird man, zumal bey dem Anfange einer solchen Einrich-

tung, viel lauter hören, als die stillere Dankbarkeit zehn anderer, die ihrer Noth nun abgeholten sehen. Es bleiben auch, wie nicht zu leugnen ist, bey einer solchen Anstalt im Anfange einige Mängel unvermeidlich, weil man mit den Umständen eines jeden einzelnen nicht gleich so genau bekant ist. Gesezt aber, es wäre vorß erste auch hie und da einem, aus Mangel der Kundschaft, die man von ihm hat, mehr als billig, zugetheilet worden: so ist doch solchen Gebrechen mit der Zeit leicht abzuhelfen und sie sind bey weitem so groß nicht, als die unterhaltene Pest des Bettelns. Ich getraue mir daher, zu behaupten, daß ein ieder der einer solchen Verbesserung der Armenpflege Hindernisse in den Weg zu legen sucht, und lieber auf den bisherigen Fuß seine Gaben vertheilen will, sich dadurch an vielen seiner Lebensmenschen schwerlich versündigt, daß er eine Gewohnheit unterhält, die eines der größten öffentlichen Uebel ist, daß er Unbarmherzigkeit an den wirklichen Armen, und eine allenfalls wol gut gemeinte, aber übel angewandte, unchristliche, schädliche Gutthätigkeit an den übrigen beweiset, denen der Almosen ein wahres Verderben ist,

Wer harret, bis ihn anzuflehn,
Ein Dürstger erst erscheint;
Nicht eilt, dem Frommen beizustehn,
Der im verborgnen weinet;
Nicht gütig forschet, obs ihm gebriecht,
Der liebet seinen Nächsten nicht.

Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rath und That nicht wachtet;
Dem Uebel nicht zu wehren sucht,
Daß oft sie dürftig machet;
Nur sorglos ihnen Gaben gibt,
Der hat sie wenig noch geliebt.

Der

Der Sammler.

Den Armen einer Stadt, die in Europa liegt,
 Ein neues Hospital zu geben,
 Ward von dem Magistrat verfügt,
 Ein willigs Opfer zu erheben.
 Drey Männer schickt von Haus zu Haus
 Der Rath von seinem Mittel aus.

Die Sammlung gieng nicht sonderlich von statten.
 Die großen Herrn, die viel zu geben hatten,
 Die gaben nichts. Der Bürger schrieb sich ein.
 Noch eine Gasse war, die viele Kleinren nährte,
 Die fleißigste der Stadt, wo man des Wechslers Hand
 In täglicher Bewegung fand,
 Und nächtllich noch die Thaler klingen hörte:
 Ein Ort, von dem nicht viel zu hoffen stand.
 Man weiß es ja, was von Geschenken
 Die Handelsmännchen Geister denken.
 Man wagt es doch, und geht zu dem Montan,
 So nenn ich jetzt den Handelsmann,
 Der wohnte gleich voran.
 Man nährt sich zweifelhaft der ausgetreten Schwelle.
 Ihn sieht man nicht, allein man hört ihn schon
 Und um ihn her ein zankendes Gebelle.
 Er ist nicht weit, er steht in seinem Laden,
 Er reißt und schilt, auf Diener, Frau und Sohn.
 War ihm vielleicht was wichtiges gestolen?
 Vergaß man einen Brief zu holen?
 Ein andrer ward vielleicht nicht zeitig weggeschickt?
 Das war es nicht. Ein Schwefelfaden
 Ziel, lag und ward von manchem Fuß zerdrückt.

Montan! du zürnst um solche Kleinigkeiten?
 Ihr Armen, das wird euch was wichtiges bedeuten?
 Erschrocken nahen sich die Sammler den Montan.
 Er nimt das Buch von ihren Händen an,
 Und schreibt. Sie danken, gehn, und bey dem gehen
 Kreibt sie die Neugier an, im Buche nachzusehen,
 Wie hoch der Beytrag sey. Erstaunung nimt sie ein.
 Sie öfnen kaum das Blat, und lesen zehn Ducaten.
 So viel gab keiner noch; das muß ein Irthum seyn!

So sprach der Sammler, Flug im Rathen.
 Sie kehren wieder um. Mein Herr, hub dieser an,
 Dem Mißverstände vorzubeugen,
 Dies schrieben Sie? Vielleicht aus Ungeduld.
 Man hatte sie erzürnt, der Eifer hat die Schuld
 Daß Sie sich so geirrt. „Ich habe mich geirret,
 Ich seh es, sagt Montan, sie haben völlig Recht,
 Sie fanden mich zerstreut, verwirret
 Und gänzlich aufgebracht. Die zehn sind hier zu schlecht,
 Es solten zwanzig seyn. Ich weiß sie zu erwerben.
 Gott sey es Dank, ich gebe gern,
 Dagegen laß ich auch, das sag ich jetzt den Herrn,
 Den schlechtesten Faden nicht verderben.

Auszug eines Schreibens, die Verfertigung des Esigs ohne Malz re. betreffend.

Ich überschicke Ihnen gegenwärtig das
 Geheimniß des neuen Esigbrowens,
 worauf ich schon so lange gewartet habe.
 Es besteht darinnen: Man nimt eine
 Kanne Wasser, ein halbes Maßel Küchen-
 wein, und Hausbacken Brodt für einen
 Pfennig, thut dieses zusammen in einen
 Krug, und läßt denselben an einen tem-
 perirten Orte 8 Tage zugebedt stehen.
 Nach Verlauf derselben läßt man den Es-
 sig durch ein reines Tuch auf Bouteillen
 füllen, wo er sich lange Zeit hält. Ich
 ziehe aber diesen Esig den übrigen Arten,
 aus folgenden Ursachen vor.

- 1) Er besteht aus gesunden Specificis.
- 2) Er bedarf keiner Gährung wie der an-
 dere Esig von Malz und dergl. Dingen.
- 3) Er ist von sehr gutem Geschmack, und
 kan dem Weinesig seiner Schärfe und
 Säure nach gleich geachtet werden, ja
 er wird noch saurer, wenn man etwas
 wenigen Wein mehr nimt.
- 4) Er erfordert wenige Bemühung, und
 im Sommer ist er in 3 Tagen fertig.
- 5) Er verdirbt nicht.

Ueberhaupt ist noch anzumerken, daß
 die Güte des Esigs hauptsächlich von der
 Beschaffenheit des Wassers abhängt.

Wider das Ungeziefer bey den Schaafen.

In einem englischen Buche, Unterricht
 für die Schaafhirten betittelt, findet
 man folgendes Mittel, das, wie man versich-
 chert, allezeit die beste Wirkung gethan hat.
 Um das Ungeziefer zu vertilgen, das sich
 an die Wolle hängt, und zuweilen bis aufs
 Fleisch durchdringt, nehmet die Wurzel vom
 gemeinen Ahornbaume, schneidet sie in Stü-

cken oder stoßet sie lieber zu Pulver, und
 laßet sie nachher in gemeinem Wasser ko-
 chen, einen Pott auf jede Unze gerech-
 net. Siebet es ganz durch, und wenn
 es kalt geworden ist, so reibet die Haut
 der Schaafe an den Stellen, wo ihr
 glaubt, daß diese Insecten am zahlreich-
 sten sitzen.

Indische Beyträge

zum

Kuhen und Vergnügen.

16tes Stück.

Den 19ten April 1773.

Schreiben eines Geistlichen an seinen reisenden Freund/ die Freigeister betreffend.

Geliebtester Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr gütiges Schreiben von ganzem Herzen, und verspreche, daß Ihnen meine Briefe auch über die Alpen folgen sollen. Mein Reisegeist erwacht wieder, allein mein Schicksal hält mich in einem entlegenen, einsamen Winkel der Erde angefettet, wo ich wohl bis an mein Ende bleiben werde. Ich spreche also mit dem Dvid:

Parve, (nec invideo) sine me,
Liber, ibis in Urbem:
(Hei mihi!) quo domino non
licet ire tuo.

Sie sind so gütig, meine Briefe auf Ihren Reisen zu wünschen, da ich als Ihr ehemaliger Lehrer, nicht so lange habe bey Ihnen bleiben können, um Sie selbst zu begleiten, und ich bin eitel genug, Ihre Einladung anzunehmen, eitel genug zu glauben, Ihnen noch bisweilen einen gu-

ten Rath geben zu können. Freilich muß ich meine Rathschläge sehr einschränken, da ich die große Welt längst nicht mehr gesehen habe, und also anfangs unbekannt mit ihr zu werden; allein Ihre jetzige Fragen: wie Sie sich in Absicht der vielen Freygeister, die Ihnen auf Ihrer Reise austossen, zu betragen haben, um Ihr Gewissen nicht zu beflecken? will ich Ihnen nach meiner Einsicht beantworten. Sie würden diese Menschen schon in Holland, Ihrem Vaterlande, kennen gelernt haben, wenn die Gottesfurcht, und der Rang Ihres würdigen Herrn Vaters Sie nicht zu sehr in Ehrfurcht erhalten hätte, sich nicht entdecken zu dürfen. Bis dahin kannten Sie diese spottende Ungläubigen also nur als idealische Geschöpfe, und jetzt, da Sie sie realisirt finden, stutzen Sie. Sie haben Rathgeber nöthig, da Sie Ihren besten Freund und sorgfältigen Führer Ihrer Jugend, Ihren Herrn Vater verlohren haben, und tausend mal versichere ich Sie meiner zärtlichen Liebe, meiner regensten Dankbarkeit für Ihr allzu-

2

schmei-

schmeichelhaftes Zutrauen, so Sie bey dieser Verlegenheit in mich setzen. Sie können aber in Labyrinth kommen, wo auch ich keinen Ausgang weiß, in tausend Verlegenheiten, die ich nicht kennen kann, folglich bitte ich Sie, sich an mehrere Freunde zu wenden, die durch Erfahrung Ihnen nützlich seyn können, und Rechtchaffenheit genug haben, es seyn zu wollen. Vorzüglich wünsche ich, daß Sie einen mit der Welt bekannten und tugendhaften Freund zum Begleiter mitgenommen hätten, es sey unter den Namen eines Hofmeisters oder Gesellschafters. Dieser würde die versteckten Stricke, so Ihren guten und unerfahrenen Herzen gelegt werden können, entdeckt, und Sie zur rechten Zeit gewarnet haben. Alles, was ich Ihnen also überhaupt empfehlen kann, ist Vorsicht, und die Maxime, Sich immer an Häuser zu wenden, die einen unbescholtenen Ruf haben. Ich hoffe, daß Ihr Empfehlungsschreiben diesem Rath entsprechen werden.

Ihre Sorge vor dem Gifte der Freygeisterey ist mir Bürge, daß Sie davon nicht werden angesteckt werden, wie die meisten Reisende, und wenn Sie vollends die Anhänger dieses verführischen Systems ohne Larve kennen lernen; so können Sie ihren Verführungen desto leichter ausweichen. Ich will sie Ihnen nicht in der Sprache der Schulen beschreiben, sondern so, wie ich sie durch die Erfahrung und im Umgange selbst habe kennen gelernt, und ob schon der Unglaube, sich gleich andern Moden, oft in andrer Tracht zeigt; so hoffe ich doch, daß Sie ihn in der Beschreibung eines Manns, der die große Welt nicht mehr sieht, nicht ganz verkennen werden, weil das Wesentliche doch immer dasselbe bleibt, so wie ich es kennen gelernt habe.

Atheisten, Menschen, die das Daseyn eines Gottes leugnen, werden Sie nicht

finden, denn sie sind jetzt nicht in der Mode. Zing' es aber einmal an, der Ton der großen Welt zu seyn, keinen Gott zu glauben, würde sich ein starker Geist, ein neuer Voltaire auf, der Anfänger einer solchen Schaar zu seyn, und nehme zu den gefährlichen Waffen, dem Witz und der Spötterey seine Zuflucht; so würden seiner Schüler viel seyn, wenn ich anders den Menschen nicht verkenne. Die Sucht, witzigen Köpfen witzig gesagte Absurditäten nachzusprechen, um auch witzig zu scheinen, hat manchen Freygeist gemacht, und würde stark genug seyn, auch Atheisten zu machen. Man will zwar dran zweifeln: ob es wirkliche Atheisten geben könne, man sagt, es sey nicht möglich, daß ein Mensch die so tief eingewurzelte, so tief eingeprägte Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes und Schöpfers des Weltgebäudes ganz unterdrücken könne; allein ich kann diese Meinung, so sehr die Menschenliebe sie mir auch empfiehlt, nicht ohne Ausnahme, unterschreiben. Ich glaube, daß ein Mensch so verstockt, so verblendet, und so tief gesunken seyn kann, daß er wirklich es so weit bringe, keinen Gott mehr zu glauben. Erinnern Sie Sich nur des Uhrmachers, der wegen begangenen Mords vor sieben Jahren in Amsterdam gerädert wurde, wo wir Zuschauer waren, und fragen Sie Sich selbst, ob Sie glauben können, daß es keine Atheisten gebe? Mit welcher Kaltblütigkeit stieß dieser Unglückliche die schrecklichsten Worte aus! Wie reuslich lachte er, wenn er an Gott erinnert wurde! Und dis that er ja noch unter der Marter, er stieß ja seine unglückliche Seele mit den entsetzlichsten Verwünschungen aus, vor welchen mir noch die Haut schaudert. Konte dieser Glende wohl einen Gott glauben? Zur Ehre der Menschheit (denn solche Bösewichter sind nur eine Ausnahme) zur Ehre der Menschheit aber muß ich bekennen, daß ich nicht glaube, daß viele Atheisten
als

als wirkliche Zweifler an dem Daseyn Gottes, sterben, nein, die Stunde des Todes führt die große Wahrheit im Munde, sagt Young.

Naturalisten werden Sie, wenigstens dem Namen nach, genug auf Ihren Reisen finden, und was ist schlimmer? Einen Gott, den ich bekenne mit Unglauben, Ungehorsam und frechem Muthwillen beleidigen? oder gar keinen glauben? Die Kinder des Fernesehen Propheten des Unglaubens sind jetzt durch die halbe Welt zerstreut, und selten werden Sie Sich auch in den kleinsten Dörtern auf Ihren Reisen befinden, wo Sie nicht einen und den andern von dieser Art entdecken werden. Ihre gesunde Grundsätze, Ihr zartes Gewissen sind mir bürgen, daß ich Ihnen dreist rathen kan, Leute dieses Gelichters kennen zu lernen, welches Sie nicht vermeiden können. Das ist keine Tugend, alle Gefahr und Gelegenheit zu meiden, sondern sich tapfer im Kampfe selbst zu bezeigen. Rathen will ich Ihnen aber auch nicht, den Umgang mit solchen Leuten zu suchen, da Sie die Nothwendigkeit genug in ihre Gesellschaft verwickeln wird. Wenn ich aber an Ihr munteres Temperament gedenke, Freund! dann fürchte ich noch immer für Sie, seyn Sie also wachsam über Sich selbst.

Die Ungläubigen sind aber nicht alle von einem Schlage, und die Billigkeit fordert es, daß ich unter ihnen einen Unterschied mache. Sie werden welche in den katholischen Ländern finden, die unglücklich genug sind aus Unwissenheit an der Wahrheit der christlichen Religion zu zweifeln, die von Jugend auf zum Irrthum sind verführt worden, und die keine Gelegenheit gehabt haben, das alte ehrwürdige Buch der Wahrheit zu lesen, aus welchem sie ihren Irrthum hätten können erkennen lernen. Ich weiß, Sie werden Mitleiden mit diesen Unglücklichen haben, und Gott mit

mir bitten, diese Verwirrte wieder auf den rechten Weg zu bringen. Diese Art der Ungläubigen werden Sie leicht von dem übrigen Haufen unterscheiden können. Sie sprechen nicht leichtsinnig von Gott, und der Religion, sie disputiren nicht, um sich hören zu lassen, sie dringen nicht in Sie, ihre Grundsätze anzunehmen, denn sie schwanken noch selbst, sie werden Ihre Gründe für die Religion nicht mit Spott zurückweisen, sondern nachdenken, und nicht selten tiefsinnig werden. Die wenigsten unter ihnen warten bis aufs Sterbepett, ihre Meinung zu ändern, und wenn sie umkehren, so ist dieser Schritt bey ihnen eine Frucht der Ueberlegung und des reifen Nachdenckens. Weil sie ehrlich irren; so hat man Ursache auf seiner Huth zu seyn, wenn man von ohngefähr mit ihnen in Religionsgespräche verwickelt wird, denn sie werden durch die glänzensten Scheingründe in ihrem Irrthume zurückgehalten, und dieser Scheingründe bedienen sie sich oft mit schädlichem Erfolg wider die schwachen Christen. Treffen Sie demnach jemand von dieser Art an; so erlauben Sie ihm nicht Stellen der heil. Schrift, die er aufgeschnappt hat, außer ihrem Zusammenhang wider Sie zu gebrauchen, welches einer ihrer Kunstgriffe, und überhaupt eine Gewohnheit der Ungläubigen ist, die uns gern durch unsre eigene Dokumente widerlegen wollen. Geben Sie Sich Mühe den wahren Sinn unsres heiligsten Glaubensbuchs, den Sinn einzler Stellen aus dem Ganzen zu erklären, und die Ehre der Schrift zu retten. Die Freigeister sichten den historischen Theil der Bibel überaus gern an, suchen Widersprüche, und Unwahrheiten, und vergessen unglücklicherweise Rücksicht auf die weite Entfernung jener grauen Zeiten, der Länder, wo die erzählte Sachen geschehen sind, und den großen Unterschied der Sitten, und der Sprachen zu nehmen. Was ein Plinius,

Lacinius, Joseph und andre aber erzehlen, wird ohne Widerspruch angenommen. Fordern Sie also doch wenigstens so viel Glaubwürdigkeit für die Bibel, als den Profanscribenten zugestanden wird, die man Ihnen mit Billigkeit nicht versagen kan, so dann haben Sie viel gewonnen. Man ist heut zu Tage in die Alten so verliebt, daß auch die unbedeutendste Sachen übersetzt werden, man streicht ihre Schönheiten mit abgöttischem Lobe heraus, man rühmt ihre erhabene Moral, die Bekantschaft mit dem menschlichen Herzen, nur in der Bibel sucht man sie nicht auf. Ich liebe die Alten selbst, und welcher billigdenkende Leser wird es nicht thun, allein, sind sie erhabner? sind sie so erhaben, als z. E. die Psalmen? Haben sie dem menschlichen Herzen tiefer nachgespührt als Siraach? ist ihre Moral wohl so rein? sind die Regeln der Klugheit wohl so weise gezeichnet, als sie hier vorgetragen werden? Diese Verdienste allein müßten der Bibel mehr Leser verschaffen, als sie hat, und was kan ein Angläubiger, dessen Handbuch der Homer ist, was kan er zu seiner Entschuldigung anführen, warum er die Schönheiten der biblischen Bücher so unbenutzt läßt?

Ich wünsche indessen, daß die ohne Bosheit, oder gelinder zu sagen, ohne Vorsatz Fremde die Geschichte, Naturlehre, natürliche Gottesgelahrtheit und selbst die erhabene Dichtkunst zu ihrem ernsthaften Studio machten; so würden sie uns nach und nach gewis näher gebracht werden. Es ist allemal ein sehr günstiges Vorurtheil für die christliche Religion, daß sie von jeher die erleuchteten Geister zu Anhängern gehabt hat. Welche warme Verehrer derselben waren nicht ein Newton, Böhme, und hat sie nicht noch einen großen Haller in ihrem Gefolge? Solchen Männern wird doch wohl niemand absprechen, selbst gepreßt und nachgedacht zu haben, und um desto größer ist die Ehre für die Re-

ligion, sie zu Anhängern zu haben. Wir haben noch vor wenig Jahren in Deutschland zwey Brüder verlohren, Alexander und Sigmund Jakob Baumgarten, Männer, die tief dachten, stark nachforschten, und eine überaus ausgebreitete Erkenntnis besaßen; könnte ich Ihnen ihr Ende hier so rührend beschreiben, als es war, wie vortheilhaft wäre es für die Religion Jesu, den sie mit der äußersten Andacht, auch noch sterbend anbeteten. Freudig war ihr Ende, es sterbe einmal ein Freygeist so freudig!

Sie fragen mich: warum die gründlichen Schriften eines Bernhards, Mosheims, Baumgartens, Cramers, Jerusalem, Less, Hoffelts und anderer mehr, nicht so viel aufbauen können, als ein einziger Voltaire niederreißt? Ich antworte Ihnen, die mehresten Menschen wollen nicht überzeugt seyn, deswegen lesen sie solche Schriften nicht, sie sind zu faul nachzudenken, und lieben das Leichtsinrige, Witziige, Seichte und Spottende mehr, als das Gründliche und Wahre. Die Religion ist ihren wahren Verehrern viel zu heilig, als daß sie solche mit leichtsinnigem Witz und beißenden Spöttereyen vertheidigen sollten. Und wie viel Menschen haben Sie denn, die die tiefe Wahrheiten in einem ihnen angemessenen gründlichen und triftigen Vortrage verdauen können? Das Seichte, das Witzelnde eines flüchtigen Franzosen aber ist insgemein auch selbst unsern Thorschreibern angemessen. Sie haben die vortrefliche Bertheidigung der christlichen Religion eines Hoffelts in Händen, versuchen Sie es einen Ungläubigen von der besten Art, von welchen ich bis hiehin noch geschrieben habe, zu vermdgen, die Werck mit Ueberlegung durchzulesen, und sehen Sie dann einmal zu, ob er nicht wanken, ob er seinen Irrthum nicht gar abschreiben wird, vorausgesetzt, daß er mit wahrer Wahrheitsliebe und angestremtem eigenen Nachdenken gelesen habe.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Windische Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

17tes Stück.

Den 26ten April 1773.

Fortsetzung

Schreiben eines Geistlichen an seinen reisenden Freund/
die Freigeister betreffend.

Sie werden aber auch noch andere Ungläubigen antreffen, die bey weitem gefährlicher sind, und diese sind die witzigen Köpfe, welche die unselige Geschicklichkeit besitzen, die unschuldigsten Sachen lächerlich zu machen. Durch ihr Genie, und die Sucht, bewundert zu werden, hingerissen, wagen sie sich an die heiligsten Sachen, die der Mensch nur haben kan, an Religion und Tugend, und schütten über sie ihren giftigen, epidemischen Geifer aus. Der Mensch mag insgemein lieber lachen, als nachdenken, auch der vernachlässigte, in dessen rohe Seele kein Funck Genie gekommen ist, will sich gern das Ansehen des Witzes geben, und da seine eigene Federn, schwarz sind, so schmückt er sich mit Pfauenfedern, er spricht nach, wird eine elende Copie, und glaubt Original zu seyn. Hat er nun noch ein schlechtes Herz, das Entschuldigungen für seine Laster wünscht; so wird er jeden verzuickerten Gisttropfen be-

gierig einschlucken, den ihm sein Gistmischer darreicht, den er für seinen Arzt hält. Entkleiden Sie einmal eine Brochüre des Religionspöddlers von ihrem Witz, von aller Laune, und übersetzen Sie solche in ernsthafte Prosa, und dann lassen Sie den blinden Nachbeter dis Stück wieder lesen, ich wette, die Bezauberung wird augenblicklich aufhdren. Beweist dis nicht, daß die Nachbeter gefitzelt seyn wollen, um lachen zu können, und daß ein ernstliches Prüfen ihre Sache nicht sey? Man hat oft gewünscht, daß Voltaire sein Genie zum Vorthail der Religion so treulich gebrauchen mögte, als ers wider dieselbe thut, wovon man sich grossen Nutzen versprache. Ich bin dieser Meinung nicht. Voltaires Genie ist empfindlich zu spotten, und diese Waffen schicken sich für die ernsthafte Vertheidiger der ehrwürdigen Religion nicht. Sobald Voltaire aber ins Ernsthafte und Gründliche fällt, hat sein Latein ein Ende, wie dis seine historische Schriften, und die

R

miß

mißlungenen Ausfälle, die er bisweilen in das Gebieth der Philosophie gethan hat, gnug zeigen. Er hat wider seinen Willen viel gutes gestiftet, seine Religionshöflichkeitereyen, und die Spöttereien seiner Nachbeter haben manches Genie für die Religion aufgeweckt, und wir würden manches vortrefliche Werk für die Wahrheit nicht haben, wenn er sie nicht verursacht hätte. Dieser wichtigen Gründe obgeachtet, muß ich freilich meine Meinung einigermaßen wieder zurück nehmen. Wäre W. bey seinem glücklichen Genie ein Christ, ein tugendhafter Mann, so würde er allerdings dem Christenthume wichtige Dienste haben thun können. Er würde mit seiner scharfen Geißel viele Laster und Thorheiten verschucht haben, die er jetzt aufmuntert, und die gute Sitten würden durch seinen Wit gewonnen haben. Man würde die Tugend, die Großmuth viel reizender gefunden haben, wenn man den Prediger derselben selbst für wahrhaftig tugendhaft, für wirklich großmüthig hätte halten können. Daß die Unschuld an ihm eine Stütze würde gehabt haben, beweisen seine Bemühungen für die unglückliche Familie eines Calas. Allein können jetzt seine Toleranzpredigten wohl den geringsten Eindruck haben, da er mit eben der Feder, mit der er die Duldung empfielt, das Christenthum angreift, das selbst Liebe, Verträglichkeit und Sanftmuth ist? Kann man einem Manne wohl glauben, daß ihm die gute Sache wirklich am Herzen liegt, der in demselbigen Augenblicke den Dolch selbst ergreift, den er den Blutdürstigen aus den Händen wand, um ihn in die Brust eines Rousseaus und Bernett's zu stoßen? Haben die Ungläubigen wohl Ehre von einem Anführer, der in diesem Augenblicke sich bemüht, der Religion den letzten Stoß zu versetzen, im andern aber durch Notarius und Zeugen auf das heiligste versichert, daß er ein guter Katholike

sey? Die besten Sachen, die dieser Spötter also jetzt sagt, können auf den Leser eben so wenig einen vortheilhaften Eindruck haben, als eine schöne Predigt aus dem Munde eines Predigers, der in seinem Wandel gerade das Gegentheil von der Tugend ist, die er anpreiset. Wie schrecklich muß der Gedanke einem solchen Freygeiste in der Stunde des Todes seyn, durch sein Gift so manche Seele getödtet zu haben, in der Stunde, wo er den Weyrrauch, den ihm seine Schmeichler und Affen anzündeten, nicht mehr riechen kan!

Sie schreiben mir, daß Sie von Genf aus diesen fürchterlichen Feind der Religion besuchen wollen. Ich hoffe, daß Ihnen das Beywort fürchterlich, ohne Ueberlegung entwischt sey, denn W. ist wirklich so fürchterlich nicht, da er lange genug gelebt hat, sich der Welt in seiner wahren Gestalt bekant zu machen. Vielleicht finden Sie die abgelebte Gerippe auf seinem Sterbebette, zwischen einem Haufen Mönche, denn in seinen Krankheiten soll er eben ein so grosser Voltron seyn, als er in gesunden Tagen wider sein Gewissen brav zu thun sich vermißt. Vielleicht macht er noch Mine, seinen Irrthum zu widerrufen, und sich erbaulich zu bekehren, allein, er würde wenig erbauen, da man ihn zu genau kennt. Wenn ein Rochester ein erbauliches Ende nimt; so hat die gewiß mehr Eindruck, als wenn ein Voltaire es thun will, dem man keine Sylbe mehr glaubt, weil er zu oft gelogen hat. Ich habe mich bey diesem Priester des Unglaubens etwas länger aufgehalten, als die Grenzen eines Briefs es erwarten ließen, allein ich habe es mit Vorsatz gethan, weil Sie die Freygeister beynabe alle kennen werden, wenn Sie ihren Pabst kennen. Ich wolte hier, da ich Ihnen zu gefallen schon so lange geschrieben hatte, mir zu gefallen eine Episode über die Toleranz ein-

einrücken, allein ich habe mich besonnen, es ist Posttag und für Ausschweifungen werden Sie eben keine Lust haben, Postgeld auszugeben. Kan es aber mit Ihrer Erlaubniß geschehen; so schreibe ich Ihnen künftig meine Meinung über diese vielleicht oft nicht richtig genug verstandene Tugend einen besondern Brief.

Wenn Sie Genf, oder Ferney, den Sitz des Hn. von V. verlassen haben, finden Sie sobald kein Original wieder, sondern bloße Copeyen dieses greisen Spötters, die ihm bald mehr, bald weniger ähnlich seyn werden. In Franckreich scheint die Zahl der Ungläubigen groß zu seyn, und ich glaube den Schlüssel zur Erklärung, warum der Unglaube hier so viele Eroberungen macht, gefunden zu haben. Jeder will hier witzig seyn, und die halbe Nation faselt. Man hat immer Zwistigkeiten mit dem Römischen Stuhle gehabt, man hat die Jesuiten verjagt, man beschwört sich über eine ungeheure Menge geistlicher Müßiggänger, und sängt an einzusehen, daß sie das Marck des Staats ausfangen, ohne ihm nützlich zu seyn, und dazu kömmt noch der allgemeine Wahn, daß man die Römisch-Katholische Confession mit der Christlichen Religion selbst verwechselt. Freilich muß man von unserm Glauben an den göttlichen Erbsfer schlechte und höchstnachteilige Begriffe bekommen, wenn man ihn in den Legenden der Heiligen, oder im Breviario sucht, in der Bibel, und hier allein soll man ihn suchen. Der Franzose, der beständig witzelt, und bonmotifirt hüpfet über die Oberfläche der Gekehrtheit flatternd hin, und bekommt den Augenblick Vapours, wenn er einmal gründlich nachdenken soll. Ist es also wohl Wunder, daß ein Voltaire hier so viele Schüler gefunden hat? Der Engländer denkt tiefer, und wird er auch ein Freygeist, so wird ers von zu vielem

Grübeln, wenigstens will er das Ansehen haben, schrecklich nachgedacht zu haben. Den Vortheil hat die Religion doch immer in England, daß es ihr an wichtigen Vertheidigern nicht fehlt, wenn sie angegriffen wird. In Franckreich werden Sie mit Erstaunen unter dem Pöbel eine Menge Menschen finden, die sich das Ansehen geben wollen, Freygeister zu seyn und in Voltairschen Sentenzen sprechen. Die Franzosen lieben durch Sentiments, sie witzeln durch Sentiments, und durch Sentiments zweifeln sie. Sie können kein Bonmot bey sich behalten, solten sie es auch auf ihre eigene Kosten, geschweige auf Kosten der Religion von sich geben.

Uns Deutschen wollen Sie vor der Hand auf Ihren Reisen noch nicht besuchen, sonst würden Sie auch bey uns schon Nachbeter des V. und oft die elendesten, feichtesten Nachbeter finden, die je die Sonne kan beschienen haben. Im letzten Kriege schwungen sich eine Menge von Schuhputzers, verdorbenen Kaufleuten oder Studenten, in deren Köpfe keine Wissenschaften wolten, bis zu Heulieferanten und Commissairs hinauf, und füllten ihre Taschen reichlich. Diese Geschöpfe kleideten sich prächtig von ihrem Raube, verschwendeten ihr Geld in kostbaren Getränken, bey dem Spiel und durch H. . . und wurden Freygeister. Theils wolten sie sich dadurch ein Ansehen geben, und zu vornehmen Gesellschaften einen Zutritt erlangen, wo sie glaubten, daß die Religionspötereien der erforderliche Ton sey, theils aber mogte ihr Gewissen auch wohl einige Schuld mit haben, welches bey ihren Betriegerereyen vielleicht nicht wolfeiler zum Stillschweigen konte gebracht werden. Gnuß, man mußte über die Frechheit dieser Menschen erstaunen, unter welchen viele waren, die außer dem Calender wohl in ihrem Leben noch kein Buch mogten lesen

lesen haben. Ich habe mehr Menschen gekant, die das Glück in einer launigten Stunde, aus dem Staube hervorgefucht hatte, und die es in ihrem Schwindel sehr übel nahmen, wenn man sie nicht für Freygeister halten wolte, ohnerachtet sie, wegen angebohrner Dumbheit nichts, folglich auch keine Freygeister waren. Ich weis bis Phänomenon nicht anders zu erklären, als aus dem Satze: Daß die Menschen das gern zu seyn scheinen wollen, was sie gar nicht sind. Die Tranknechte der Freygeister, dieser ungläubige Pöbel, sind insgemein die frechsten und bringen sich liberal voran, ihre unverdauten Brocken an Mann zu bringen. Ich empfehle sie sämtlich Ihrer Verachtung, denn ärger können sie nicht bestraft werden, als wenn man sie nicht bemerckt, da sie fogern wollen bemerckt und bewundert seyn. Dieser Maxime bin ich immer treulich gefolgt, und habe mich wohl dabey befunden, und auch Sie werdens thun, denn wer kan sich mit allen Narren abgeben? Werden diese Insekten aber endlich gar zu lähn; so thut man freilich wohl, daß man einmal einen, zum Schrecken seiner Brüder, von seinem geborgten Wize entblößt und den gepflückten Raben zur Schau aufstellt, damit andere sich an ihm spiegeln. Sie, mein Freund! werden freilich zu dieser Nothwehr nicht so bald gezwungen werden; allein wir arme Geistliche können sie nicht wohl vermeiden. Jeder Adepte des Unglaubens glaubt ein eben so gegründetes Recht zu haben, sich an uns zu reiben, als er sich besugt hält, dem Frauenzimmer Zoten vorzusagen, er sey in Frankreich gewesen, oder nicht. Bey einigen scheint es ein unentbehrliches Thema zu seyn, in Gesellschaften allerhand beleidigende Anekdoten von Predigern zu erzehlen, gerade, als wenn sie es beklagten, daß ihnen die Erlaubnis, Thorheiten zu begehen, nicht mit Ausschließung aller Geistlichen, allein gegeben sey? Welche rasende Fordrung, daß wir allein Fehler

und Schwachheiten, das traurige Erbtheil des Menschen, nicht an uns haben solten! Homo sum, & nihil humanum a me alienum esse puto. Freilich ist es zu beklagen, daß sich viele junge Leute dem geistlichen Stande widmen, die weder Erziehung, weder Vermögen noch Genie haben. Diesen wird insgemein alle Gelegenheit abgeschnitten, ihre Sitten zu verfeinern, und führt sie ihr Schicksal noch dazu aufs Land, wo sie außer dem rohen Bauren keinen Menschen zu sehen bekommen; so können sie unmöglich gute Gesellschafter seyn, aber können sie deswegen nicht noch rechtschaffne Männer seyn? Können sie mit Gott, ihrem Monarchen und dem Nebenmenschen es nicht eben so tren, ja noch treuer meinen, als der vornehme Weltmann, der so verächtlich auf sie herabsieht? und ist es endlich ihre Schuld, wenn elende Befolgungen ihren Geist niederdrücken? Allein, haben wir denn nicht auch, große und wohllebende Männer in unserm Orden aufzuweisen? und ist es denn billig diese die Thorheiten eines oder des andern Mitbruders mit fühlen zu lassen, und das Kind mit dem Bade auszuschütten? Kein Stand, kein Orden kan sich rühmen, lauter solche Glieder zu haben, die nicht bisweilen nach dem Narren hinckten. Würde einem jeden wohl damit gedient seyn, sich alle Augenblicke mit einer beleidigenden Mine Anekdoten von seinen Collegen erzehlen zu lassen? Einigen Anekdotenkrämern gebe ich indessen Namens meines ganzen Ordens auf Zeit Lebens die Erlaubnis, die Gesellschaften mit solchen Taschenhistörchen zu unterhalten, wenn ihr damit gedient ist, und bis thue ich aus wahrer Mitleiden, da ich weis, daß ihr übriger Vorrath sonst leicht mögte erschöpft werden, und selbst das Weiter ihnen nicht hinreichenden Stof verschaffen könnte. Nicht wahr, meine Ausschweifung war zu lang? *Difficile est, Satyram non scribere.*

(Der Schluß künftig.)

Indische Beyträge

zum

Kuhen und Vergnügen.

18tes Stück.

Den 3ten Mai 1773.

Anzeige der halbjährigen Lectionen des hiesigen Gymnasii von Ostern bis Michaelis 1773.

Bgleich die mehresten dieser Lectionen ohne wesentliche Veränderungen beyzubehalten für gut befunden worden, so wie selbige in diesen Blättern unter dem 6ten May vorigen Jahres angezeigt sind, auf welche Nachricht man sich daher beziehet: so hält man sich doch verbunden, der bisherigen Gewohnheit zu folge, selbige nebst den wenigen gemachten Veränderungen hiedurch dem Publico vorzulegen.

I. Zu dem Unterricht in den Wahrheiten des Christenthums sind täglich die Stunden von 8 bis 9 Vormittags gewidmet. In der ersten theologischen Classe wird der Hr. Vicerect. Leo Dietrichs kurzen Entwurf der christlichen Lehre von vornen wieder anfangen. In der zweyten wird von Hr. Horkel Freylinghausens theolog. Compendium erkläret und in der dritten der Hr. Subcont. Wehrmann nach Zocardi Lehrbuch in Verbindung mit Lutheri Cas-

thetismo den bisherigen Unterricht fortsetzen.

II. Die Historie und Geographie wird täglich von 2 bis 3 Nachmittags ebenfalls in drey Ordnungen gelehret. In der ersten historischen Classe wird der Herr Rect. Wdilling, wenn die Geschichte von einigen altfürstlichen teutschen Häusern wird zu Ende gebracht seyn, die alte allgemeine Geschichte, sofern sie zum Verstande der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller zu wissen nöthig ist, vortragen. Die zweyte unterrichtet Hr. Horkel und leget dabey, wie bisher, Freyers Anleitung zur Universalhistorie zum Grunde, und setzet auch die geographischen Unterweisungen fort: so wie Hr. Granow in der dritten Classe den Anfängern einen allgemeinen Abriss sowohl von der Universalhistorie, als von der Geographie beyzubringen sucht.

§

III,

III. **Mathematische Wissenschaften.**

In der **physicalisch-mathematischen Classe** wird der Hr. Subconrect. Wehrmann, nachdem er die vornehmsten Sätze der Trigonometrie kürzlich durchgegangen, zu der Physic nebst den dahin gehörigen mathematischen Wissenschaften, an den drey letzten Tagen der Woche von 9 bis 10 Anleitung geben.

Zu der **Rechenkunst**, welche täglich von 10 bis 11 getrieben wird, gibt in der ersten arithmetischen Classe Herr Crleben, in der zweyten Herr Granzow und der Hr. Subconr. Wehrmann in der dritten die nöthige Anweisung.

IV. Da die **Doetic** in dem verfloffenen halben Jahre von dem Hn. Prorect. Martini zu Ende gebracht und die **Logic** wieder angefangen worden: so wird derselbige darin Montags, Dienstags und Mitwochs von 9 bis 10 fortfahren.

V. Die **lateinische Sprache** wird in sechs Classen täglich von 7 bis 8 gelehret. In Lat. I. super. werden Ciceronis anserlesene Reden und Briefe von dem Herrn Prorect. Martini, und in Lat. I. infer. von dem Hn. Rect. Mölling Ciceronis Bücher von den Pflichten auf die bisherige Art erkläret. In Lat. II. liest Hr. Horkel den Corneliu Nepotem, und in Lat. III. der Hr. Vicerec. Leo den Eutropium mit Verweisung auf die Regeln der lateinischen Grammatic. In Lat. IV. wird die lateinische Etymologie getrieben und dabey theils die Langische Colloquia, theils Muzels Vestibulum übersezt. Vorläufig wird diese Classe in den drey ersten Wochentagen mit Lat. III. und in den drey letzten mit der Fundamental- Classe vereinigt werden. Diese Fundamental- Classe wird von H. Granzow

zow in dem lateinischen decliniren und conjugiren, auch im Lesen und Buchstabiren geübet.

Zur **Lesung der poetischen Schriftsteller** in eben dieser Sprache ist täglich die Stunde von 4 bis 5 bestimmet. In der ersten Classe werden die Oden des Horaz und Virgili Aeneis von dem Hn. Prorect. Martini, und in der zweyten von dem Hn. Vicerec. Leo Dabitii Elegine erkläret und die Prosodie getrieben. Der dritten Ordnung erkläret Hr. Horkel Phabri Fabeln und der Hr. Subconrect. Wehrmann bringt der Fundamental- Classe in eben der Stunde das Lesen nebst allerley nützlichen Realien bey.

Noch werden in einer außerordentlichen lateinischen Stunde von 10 bis 11 für die, welche die hebräische Sprache nicht lernen wollen, von dem Hn. Prorect. Martini die historiae selectae nebst dem Curtio übersezt.

VI. Der Unterricht in der **französischen Sprache** wird täglich von 3 bis 4 in drey Classen gegeben. Die erste derselben unterrichtet der Hr. Prorect. Martini und liest des Choffin amalemens philologiques, in der zweyten der Hr. Rect. Mölling die avantures de Telemaque, und in der dritten werden von dem Herrn Subconrector Wehrmann die Anfangsgründe dieser Sprache vorgetragen und Muzels französisches Vestibulum erkläret.

VII. Die **griechische und hebräische Sprache** wird in den Stunden von 10 bis 11 gelehret.

Der **ersten griechischen Ordnung** werden Montags, Dienstags und Mitwochs von dem Hn. Vicerec. Leo aus Gesners **Chryz**

Chrestomathie die Stücke aus dem Herodot und die Briefe Pauli an die Thessalonier, den Timotheum und Titum erklärt werden, und in der zweyten durch den Hrn. Rect. Mölling einige leichte Stücke des neuen Testaments nebst der griechischen Grammatic tractiret.

Am Donnerstag, Freytag und Sonnabend wird in dieser Stunde der Hr. Vice-rect. Leo der ersten hebräischen Classe die Sprüchwörter Salomons übersetzen lassen, und der zweyten Classe gibt der Herr Rect. Mölling in der Grammatic Unterricht.

VIII. Zu der Music werden die, welche dazu Lust haben, von dem Hrn. Conrect. Walther von 1 bis 2 angewiesen.

IX. Die Uebungen im Schreiben wer-

ben täglich von 9 bis 10 angestellet. In der ersten calligraphischen Classe unterrichtet Hr. Erleben, und in der zweyten Hr. Granzow.

Außer den Anweisungen zum Buchstabiren und Lesen, deren N. V. bey den Fundamentalclassen gedacht ist, wird auch Hr. Horkel täglich von 9 bis 10 Vormittags und Hr. Granzow von 3 bis 4 Nachmittags dergleichen Anleitung geben.

Gott, welcher allen denen gern hilft, die seines nöthigen Gnadenbestandes begehren, unterstütze und segne allen diesen Unterricht mit seiner unentbehrlichen Gnade, und lasse durch denselben viele gute Frucht geschaffet werden zu seiner Verherrlichung. Minden, den 22sten April 1773.

Fortsetzung

des Schreiben eines Geislichen an seinen reisenden Freund, die Freigeister betreffend.

Würde Ihnen von der Verachtung meines Ordens keine Sylbe gesagt haben, wenn ich den Irrthum der Kleingeister nicht rügen müßte, die in der Meinung stehen, daß die Religion ihr Ansehen von den Priestern entlehne, da der Satz doch nur umgekehrt, bey würdigen Dienern derselben gilt. Ich habe Ihnen vorhin gesagt, daß Sie viele Naturalisten, wenigstens dem Namen nach, antreffen würden, und jetzt besinne ich mich erst, daß dieser Ausdruck einer Erklärung bedarf. Wenn ich mir nach dem adäquaten Begriffe einen Freigeist, oder Naturalisten gedenke; so ist es ein Mensch, der von der Wahrheit der

christlichen Religion nicht überzeugt ist, er ist aber rechtschaffen genug, nach der natürlichen Religion zu leben, und ihre Pflichten pünktlich zu erfüllen. Er nimt z. E. die moralische Anweisungen eines Cicero oder sonst eines tugendhaften Philosophen, mit Freuden an, befolgt sie, und vermeidet die Laster, die die philosophische Moral eben sowohl untersagt, als die christliche. Er wird sich, gegen seinen Nebenmenschen gewissenhaft betragen, und keinem das thun, was er nicht will, daß es ihm geschehe. Es lebt also ein Naturalist, der es dem Buchstaben nach ist, nach den Grundsätzen der natürlichen Religion, und des Rechts der Natur, so weit

weit ihn die bürgerliche Gesetze nicht einzuschrenken, er bemüht sich ein nützlicher Bürger und tugendhafter Mann zu seyn. Es ist unndrthig, hier die philosophischen Tugenden genauer zu prüfen, und mit den Früchten des Glaubens an Jesum auf die Wage zu legen, da Sie diesen Unterschied selbst wissen, gnug, daß ich Ihnen einen Maßstab in die Hände spiele, nach welchem Sie den Schwarm der Unglaubigen messen können, die Naturalisten seyn wollen. Unsere Voltairianer aber sind durch die Dank sehr weit von dieser Gestalt eines redlichen Naturalisten, eines würdigen Freydenkers entfernt. Sie prüfen die heilige Schrift nicht nach den Grundsätzen eines ehrlichen Mannes, das Wahre in derselben für wahr anzunehmen, und sich durch Nachdenken und durch Nachlesen geschickt zu machen, aufstosende Dunkelheiten aufzuklären. Ihre wahre Absicht ist und bleibt es noch immer; solche Stellen der Bibel auszuwählen, welche dem ungeübten und unangelehrten Leser Widersprüche, und gar Absurditäten zu seyn scheinen, und alle Waffen des Witzes, oder der Unverschämtheit aufzusuchen, den Grund der Religion zu erschüttern. Voltaire ist einer dieser Klopffechter, der sich auch durch die allereinleuchtenste Widerlegung nicht irre machen läßt, auf seinem Wege fortzugehen, und seine Einwürfe bey jeder Gelegenheit wieder zu käuen. Ich entsinne mich, z. E. in verschiedenen seiner Stücke gelesen zu haben, daß die Juden Menschenfresser gewesen wären, und dis will er aus einer Schriftstelle bewei-

sen, die nichts weniger sagt, als was er aus ihr folgen will. Gelehrtere Männer, als er ist, haben ihm seinen Irrthum gewiesen; allein er läßt seinen Raub nicht fahren, und wiederholt die Geschwätze in jeder neuen Brochüre, so, wie er sich immer bis zum Eckel anschreibt. Es ist Unsinn, wenn man die Sitten, und Gebräuche der Alten nach unserm Geschmacke, nach unsern Gewohnheiten beurtheilen will, und dis thun doch die heutige so genannte Freygeister, um der heiligen Schrift allen Glauben zu entziehen. Doch, die heil. Schrift hat bey den Franzosen nicht dis Schicksal allein, es trift bey ihnen alle Alten. Homer z. E. macht in Frankreich sein Gläck nicht, wenn er nicht modernisirt wird. Seine Helden müssen galante junge Stutzer seyn, und wenn der Styl dieses Vaters der Dichter nicht in den Styl eines witzelnden und faselnden Abbe's, eingeschmolzen wird; so wird Homer von dieser Nation nicht gelesen. Ein Volk, das so eckel bey der edlen Simplicität der Alten ist, wird alle Augenblick in der heil. Schrift auf Stellen stoßen, die seinem verdorbenen Geschmacke unangemessen sind. Wie leicht muß es also einem Witzlinge fallen, den Haufen der Mitverschwohrnen durch neue Proselyten aufzuschwellen, wenn der Spott das Feldzeichen ist. Die natürliche Religion verbietet alle Laster, die die Gesetze der geoffenbahrten untersagen, und fordert erhabene Tugenden, als eine Zierde des Fürsten und der Unterthanen,

(Der Beschluß folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum

Kuhen und Vergnügen.

19tes Stück.

Den 10ten May 1773.

Schutzschrift für die Lebensbeschreibung des Martin Dickius,
weiland wohlbestallten Schulmeisters zu Kumpelsdahl.

Ich bin diese Apologie meines Dickius, die der Tittel ankündigt, einem Theil meiner Leser, sowol als mir selbst, schuldig, und um meine übrigen Leser in den Stand zu setzen, diese Schutzschrift nicht ganz für überflüssig zu erklären, muß ich ihnen kurz sagen, daß die Rede geht: als habe mein Dickius Vergerniß angerichtet. Ich habe nach meinen geringen Einsichten theils bis Vergerniß unmöglich erwarten können, ich habe (bis werden mir diejenige Leser glauben, denen ich bekant zu seyn die Ehre habe) den Voratz nicht gehabt, die Schwachen irre zu machen, und ich kan bey einer abermahligten Durchlesung meines Aufsatzes noch immer nichts finden, das der guten Sache zuwider wäre. Indessen hör' ich täglich, daß man ungerecht von meinen Absichten urtheile, ja! ich bin schon öffentlichen höhniischen Seitenblicken preis gegeben worden. Ich wil mich gegen hämisch gesinnte Menschen nicht vertheidigen, die Verachtung verdienen, nur die Schwachen werde ich mich bemühen, in den Stand zu setzen, besser von meinen Absichten urtheilen zu können. Die Satyre scheint in Westphalen noch sehr unbekant zu seyn, und von

Menschen, die sie nicht verstehen, angefeindet zu werden. Dis zeugt freylich nicht zu vortheilhaft für den Wachsthum des guten Geschmacks; allein es fehlt auch leider nicht an Menschen, die den Geschmack und die Wissenschaften für sündliche Dinge erklären, und mit Fleis der Barbarey Thör und Thor wieder öfnen. Man sollte nicht glauben, daß diese Erfahrung in unserm erleuchteten Jahrhundert noch gemacht würde, man sollte diese Gleichgültigkeit wieder die schöne Wissenschaften und die noch schönere Vernunft nicht so weit vom kalten Norden suchen, und doch findet man sie mitten unter uns! Ich würde den Nutzen der Satyre hier mit empfehlenden Pinsel schildern können, allein, ich fürchte, Ausländer mögten durch einen Zufall dis Blatt lesen, und schämen müßte ich mich dann, schämen für unsre Zeiten, und einen Theil meiner Landsleute, die mich gezwungen hätten, die Satyre zu vertheidigen. Ich wil also nur dis für sie sagen: Die Satyre bessert insgemein Thorheiten und Fehler, die der Sittenlehre im ernsthaften Gewande leicht entwischen, und verdienen diese nicht gebessert zu werden? Die Hauptabsicht bey der Bekanntmachung des

des Dickius'schen Lebens kan jeder vernünftiger Leser, ohne nöthig zu haben, tief nachzudenken, leicht einsehen; sie ist, die Schädlichkeit und Thorheit zu zeigen, wenn Eltern ihre Kinder zu diesem oder jenem Stande bestimmen, ohne vernünftige Rücksicht auf Genie und Vermögen zu nehmen. Da aber dieser Mißbrauch hauptsächlich bey den die Theologie Studirenden eingerissen ist; so verdient er doch wohl gerügt zu werden, und kan man ihn gnug rügen? Und, wenn man von unsern Zeiten so schmeichelhaft denken wolte, als bedürften sie keiner solchen Satyre; so frage ich alle redliche und unparteyische Leser: ob ihnen nicht Dickiuss bekant sind, die meinem Original, wenigstens in der Hauptsache, auch bisweilen an den Nebenzügen gleichen? Meine Abhandlung vom Genie, (s. das 2. u. 3. St. d. N. vom Jahr 1772.) hatte den selbigen Endzweck, den die Lebensbeschreibung eines Dickius hat, nemlich Dumdöpfe vom Studiren abzuhalten, und über diese ist, so viel ich weiß, kein Lärm entstanden. Vielleicht schützte sie der ernsthafteste Ton, aber wer kan immer ernsthaft seyn? Man glaubt, daß ich der wahren Gottseligkeit, des thätigen Christenthums spotte, man befürchtet, Gott weiß, ob Socinianismus, oder Indifferentismus, oder doch wenigstens eine Gleichgültigkeit wider die Gottseligkeit, von mir, und woraus wil man dis schließen? etwa, weil ich einen Narren lächerlich gemacht habe, einen Heuchler, der mit der Gottseligkeit ein Gewerbe trieb, und seine feile, kleine Seele bey seiner heuchlerischen Profession nur gar zu sehr zeigte? Doch, ich kan mich trösten, da Gellert, ein Mann, der allgemein, ja sogar den Narren, (vielleicht der Mode wegen) gefällt, und citirt wird, seiner Wetschwester wegen ist angefeindet worden. Lachen aber hab ich herzlich gemußt, da auch die kleinsten Geister, Miniaturstücke, über meinen armen Dickius hergefallen sind, und Feuer geschrien haben. Und wer lacht nicht mit

mir, wenn ein unbekanter und nichts bedeutender Klippischulmeister z. E. es sich würde einfallen lassen zu glauben, er sey der Dickius, ihn habe ich lächerlich machen wollen? Man lerne doch einmal, daß die Satyre nicht Personen, sondern Laster und Thorheiten in Abstracto angreift, und ganz kleine Geister, die unter der Crinik sind, müssen wissen, daß die Satyre sich die undanckbare Mühe nicht geben werde, sich zu ihnen herunter zu lassen, da sie die feine Ironie zu empfinden viel zu dickhäutig sind. Ich bin ein aufrichtiger Freund des warmen thätigen Christenthums, ein abgesagter Feind aber des fanatischen Enthusiasm, der kindischen Tändelei mit der Bekehrung, dem innern Licht und unsinnigen Gefühls im Christenthum, das mit Gewalt erzwungen wird, ohne eine vernünftige Ueberzeugung zum Grunde zu haben. Ich werde mich gleichfalls nie zu der Freundschaft mit denen herunter lassen, die, um unlautere Endzwecke zu erreichen, sich selbst über ihre Mitbrüder erheben, mit ihrer Heiligkeit ein Gewerbe treiben, und Land und Wasser umziehen, Profelyten zu machen. Ich kan es auch nicht für die Religion vortheilhaft finden, wenn man den Menschen aus seiner Sphäre herauspredigen, und ein vollkommener Geschöpf aus ihm machen wil, als er in der jetzigen Verfassung zu werden im Stande ist; denn eben um dieser übertriebenen Forderung willen, werden mehr Menschen vom Christenthum abgeschreckt, als angelockt. Doch bitte ich, nicht gleich mit dem Anathema über mich herzufallen, ehe ich völlig ansgeredet, und mich deutlicher erklärt habe. Ich bin mit denen völlig einig, die bey der Sinnesänderung des Menschen, und in seinem bekehrten Zustande Empfindungen behaupten, die ihr Daseyn dem Geiste Gottes zu danken haben; allein ich kan die Gefühle, welche durch eine plötzliche Erschütterung einer ächtzenden Beredsamkeit gleichfalls in den Menschen hinein gedonnert, oder gewinselt werden,

den,

den, nicht für göttliche Empfindungen halten, so lange besonders noch keine klare und gründliche Erkenntniß des Buchstabens zum Grunde liegt. Ich weiß, daß der wirklich wiedergeborene Mensch durch die Heiligung von oben Kräfte erhält, und sie nützet, der Sünde zu entsagen, heilig und vorsichtlich zu wandeln, und an sündlichen Dingen keinen Gefallen zu haben; allein ich weiß auch, daß Gott keine Menschenfeinde, keine Hasser unschuldiger Freuden des Lebens, kurz keine ewige Kopf hänger aus dem Menschen machen wil. Ich weiß, daß die Traurigkeit über die Sünde lebhaft seyn muß, aber ich würde mich sehr hüten, den schon für unbetehrt auszusprechen, der nicht sein Bette immer mit Thränen wecket, weil der eine Mensch physikalisch weicherziger ist, als der andere. Es ist mir bekant, daß der Befehte verpflichtet ist, auch seine Brüder zu stärken, folgt aber hieraus schon, daß ein Prediger z. E. oder ein Schulmeister verbunden ist, seine Gemeinde oder Schule zu verlassen, sich in fremde Gemeinden zu schleichen, daselbst Versammlungen zu halten, und den wirklichen Lehrer dieser Freuden verdächtig zu machen? Ich glaube, daß der Geist Gottes uns erleuchten, und die buchstäbliche Erkenntniß lebendig machen müsse, allein, soll ich denn auch glauben, daß ein Student, oder ein Candidat alle Wissenschaften für sündlich erklären, und sich dem Geiste Gottes wie ein Stück Holz bloß leidend zur Bearbeitung überlassen müsse? Dis hieße ja allen Dummköpfen und Ignoranten das Wort reden, und der Barbarey die Thür öfnen. Und waren es nicht diese Ausschweifungen, die ich gelegentlich durch meinen *Dickius* gerügt habe? ja, ich habe sie nicht einmal alle berührt, und geschabe es, so war es nur auf eine sehr entfernte Art, und nur falsche Ausleger meiner Gedanken, oder Einfältige konten hierüber Lärm blasen. Ich habe mich hier weitläufiger wider eine gewisse Gattung mei-

ner *Mitchristen* vertheidigt, als es vielen nöthig scheinen möchte, allein eine Nothwehr ist jedem erlaubt, der ungerechter Weise angegriffen wird. Ich wünsche, daß bey einer gewissen Classe der Andächtigen das Herz wirklich so redlich sey, als es scheint, ja, ich glaube es gewiß, daß die meisten es sehr redlich mit ihrer Seelen meynen, und diese lieb' ich aufrichtig, und übersehe nach Pflicht ihre Schwächen; nur bitte ich diejenige, welchen sich diese gnadenhungrige Seelen anvertrauen, ihrem gelenksamen und biegsamen Geiste keine falsche Richtung zu geben. Unser Gottesdienst soll ein vernünftiger Gottesdienst seyn, der Christ mag, ja er soll enthusiastisch (im rechten Wortverstande) seyn, aber nicht fanaticisch. Ich könnte mich hier auf eine weit größere Betrachtung dieser Materie einlassen; allein ich schreibe kein Buch, sondern nur eine kurze Abhandlung, den Absichten des Blatts, für welches sie bestimmt ist, angemessen. Indessen muß ich von meinem *Dickius* noch etwas sagen.

Wie schon gesagt, meine Hauptabsicht war, mein *Scherkein* mit dazu beizutragen, daß die Unfähigen in allem, oder auch in gewissem Verstande, von dem Studio der Gottesgelahrtheit zurückgehalten werden mögten, und wer die Welt ein wenig kennt, wird bis mit mir aus wahrer Liebe für die Religion wünschen. Genie ist die erste Forderung, und wer bis nicht hat, wird ein *Dickius* bleiben, und dem Reiche Gottes, besonders nach der jetzigen Verfassung der Welt, mehr Schaden als Vortheil zufügen. Ein Geistlicher ohne Genie kan wenig Nutzen stiften, und wird höchstens ein mühseltiger und insgemein unglücklicher Nachbar. Ein solcher *Dickius* kennt das menschliche Herz nicht, und wie wil ers bearbeiten? er hat keine scharfe Beurtheilung:

lungskraft, folglich wird er bey der Cur einer kranken Seelen die unrichten Mittel anwenden, und sie in Labyrinth führen, wo er selbst keine Auswege weiß. Schreiben sich nicht von diesen Dickiusen die vielen ärgerlichen Erzählungen her, die die Wislinge von den Predigern überhaupt auszustreuen, und, nach der Mode insgemein noch zu vergrößern und zu verdrehen pflegen? Genie ist nicht die einzige Ford'ung, sondern auch Vermögen und Erziehung. Die Bettelstudenten sind, auch bey einigem Genie, in der Gefahr unterdrückt zu werden, ihr Geist hat in unsern Zeiten die Aufmunterung nicht mehr, wie vor hundert und mehrern Jahren, die Wege, sich erbärmlich durchzuhelfen, und doch was rechts zu lernen, sind nicht mehr gewöhnlich, und wer wil einem studirten Dickius ohne alle Lebensart, ohne gründliche Wissenschaften, und in einem abgeschabten Rocke befördern? Habe ich nicht Recht, den armen Eltern zu rathen, ihre Kinder Handwerker lernen zu lassen? und rathe ich ihnen nicht freundschaftlich? Durch meine Satyre kont' ich nicht erwarten, einen einzigen Dickius zu bessern, allein eine unbesonnene Wohlthätigkeit bemittelter Personen, die sie solchen von der Natur vernachlässigten Dickiussen erzeigen, wünschte ich auf würdigere Gegenstände lenken zu können, und — — darf ichs sagen? — — ich wünschte, daß die Rectores zur Ehre

Söllkenbeck,

der Gelehrsamkeit, eine schärfere Auswahl unter ihren Schülern treffen, und die Dummen nach Hause schicken mögten. Sollte einigen dieser Wunsch von mir zu dreiste scheinen, die werden es erfahren, wenn sie wollen, daß meine Ford'ung die Ford'ung aller rechtschaffen und großen Patrioten sey. Unfre Kirche hat sich von der Römisch-Catholischen lange durch vorzüglich geschickte Männer, die Diener des Evangelii waren, auf eine vortheilhafte Art unterschieden, allein wird sie es auch ferner thun? Jene fangen an sich hervorzu thun, und wir? — — wir werden mit Schande zurück bleiben, wenn wir statt des Studirens winseln wollen. Ich glaube, daß verschiedene von denen, die über meinen Dickius Lärm gemacht haben, heimlich mehr Ursache haben mögen, als man denken sollte. Diese bitte ich, den Dickius noch einmal, als eine zwar bittere, doch heilsame Arznei zur Hand zu nehmen, und kan er sie nicht völlig heilen; so verschafft er ihnen doch, wie ich hoffe, ein wenig Scham, die sie nicht übel kleiden wird. Die Schwachen bitte ich aber nochmals zu bedenken, daß zwischen Dummheit und Geschicklichkeit ein eben so großer Unterschied sey, als zwischen wahrer, ungefärbter Gottesfurcht, und der Schwärzerey, daß ich den Mißbrauch nur angreife, um der Wahrheit den Sieg zu erleichtern.

Schwager.

Indische Beyträge

zum Kruzen und Vergnügen.

20tes Stück.

Den 17ten May 1773.

Beschluß

des Schreiben eines Geistlichen an seinen reisenden
Freund/ die Freigeister betreffend.

Beurtheilen Sie nun nach diesem Maßstabe unsre Ungläubigen, die immer von der natürlichen Religion sprechen. Sind sie nicht insgemein die Schuzkredener der Unkeuschheit? Scheint es nicht durch ihre Religion, wenn sie eine haben, erlaubt zu seyn, unschuldige Schönen zu verführen, die Weiber ihrer Freunde zur Untren zu verleiten, die Beleidigten durch Lachen noch mehr zu kränken, der Trunkenheit das Wort zu reden, Betrügereyen, und die damit verschwiferte Verschwendung zu begünstigen, und die reine Moral Jesu deswegen anzuseinden, weil sie ihren Lüsten im Wege steht? Die natürliche Religion untersagt alle Arten von Beleidigungen, warum verfolgen aber die Spötter die Religion, und ihre Anhänger, die Niemand schaden, und treue Bürger und Unterthanen sind? Warum gönnen sie uns einen unschädlichen Irrthum, wenn es einer seyn soll, nicht

so lange, bis sie uns die Wahrheit gezeigt haben, die uns glücklicher macht? Denn glücklicher, ruhiger und gewisser in unserer Hofnung muß uns gewis die neue Religion machen, wenn man mit Billigkeit fordern will, daß wir die alte sollen fahren lassen. Wir können den Predigern der zügellosen Freydenkerey aber auf ihr Wort nicht glauben, sie müssen ihre Sache also mit mehr als menschlichen Dokumenten beweisen, und ehe lassen wir die Bibel nicht aus den Händen, die so viele Glaubwürdigkeit für sich hat, und wieder welche die listigsten Kunstgriffe bisher noch zu schwach gewesen sind. Soll die Religion der Ungläubigen die Christliche an Güte übertreffen; so muß sie die zeitliche Wohlfahrt des Staats mehr befördern, sie muß noch bessere Monarchen ziehen, sie muß die Unterthanen durch noch wichtigere Bewegungsgründe zu Treue reizen, sie muß mit besserem Erfolg brüderliche
u
Liebe

Liebe und Eintracht empfehlen, und die Industrie muß durch sie mehr befördert werden, wenn sie den Schutz der Fürsten erhalten will. So lange sie aber diese Vorzüge noch nicht behauptet; wird sie durch weltliche, kluge Gesetze nicht in den Stand gesetzt werden, die reine Religion der Christen zu verdrenge. Ich fordere noch mehr. Der Spötter muß, durch seine Grundsätze gestärkt, durch keine Widerwärtigkeit erschüttert werden, er muß auf dem Sterbebette derselbe Held bleiben, der er bey der Bouteille war, er muß keine Aengstlichkeit merken lassen, er muß, sein Gewissen zu beruhigen nicht zur christlichen Religion seine Zuflucht nehmen, er muß sich nach seinen eignen Empfindungen beurtheilen, denn der Zuschauer, der sein Innerstes nicht sieht, kan kein Richter seyn, und wenn er, bey langer, ernsthafter und reislicher Ueberlegung ruhig sterben kan; so mag er mit seiner Weisheit nach dem Tode triumphiren. Ich aber, der ich Freygeister bey dem Tode aus einem ganz andern Tone habe sprechen gehört, als in den gesunden Tagen, der ich sie gesehen habe, ängstlich einen andern Weg suchen, als den sie bey ihrem Wohlseyn lehrten, ich, der ich aber noch nie einen sterbenden Chri-

sten einen Freygeist werden sahe, ich kann mich nicht ehe von dem Vorzuge des Unglaubens überzeugen, bis ich diese Metamorphose durch wiederholte Erfahrung erlebt habe, und ich verpände mich und das meinige, daß selbst Voltaire, wenn er keines plötzlichen Todes sterben sollte, meine Zweifel völlig bestärken wird, wofern ich ihn und seine Brüder kenne. Der Tod eines Voltaire, und die letzten Stunden eines Gellerts werden künftig noch, nach einer richtigen Beschreibung, einen wichtigen Contrast machen.

In Italien, in Rom selbst, der heiligen Stadt, wo alles von Freygeistern wimmelt, werden Sie es wahr finden, daß nicht die christliche Religion, sondern ihre pothische Auswüchse den Unglauben erzeugen. Doch, ehe Sie dahin kommen, werde ich Briefe von Ihnen haben, und nicht ermangeln, über Ihre Erfahrungen meine Anmerkungen zu machen. Aus Genf sehe ich Ihrem ersten Briefe entgegen. Wachen Sie über sich selbst, wachen Sie über Ihre jugendliche Lebhaftigkeit, und bedenken Sie, auf Ihrer Reise, daß die Vorsicht mehr von Ihnen fordere, als Altherthümer zu besehen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wie sehr ich bin &c. &c.

Zöllnerbeck.

Schwager.

Die Ehestandsbegebenheiten des Herrn N. . von ihm selbst beschrieben.

Alle vernünftige Candidaten des heiligen Ehestandes pflegen gemeinlich bey der Wahl einer Gattin auf folgende Stücke zu sehen, nemlich: Reichthum, Schönheit und Tugend; unter diesen letztern wil man auch eine gute Erziehung oder anständige Lebensart verstanden haben und wenn sich dieses alles richtig und in guten Maaße be-

findet, wird die Ehe ohne ferneres Bedenken vollzogen, um den innern Character der geliebten Person, bekümmert man sich aber nicht, man hat auch selten Gelegenheit vor der Heyrath solchen genau zu erforschen, und so sich auch etwas widriges zeigen sollte, lebt man der guten Hofnung, daß sich alles mit der Zeit schon geben werde.

Ndb-

Nöthig wird es auch wohl nicht seyn zu erinnern, daß unsre Schönen in der Kunst sich zu verstellen gleichsam ausgelernt haben. Ich glaubte vormals einer von den vorsichtigen und vernünftigen Candidaten zum Ehestande zu seyn, allein ich fand mehr als zu bald, daß ich betrogen worden, und aus der Geschichte, so ich erzählen will, wird man es zur Gnüge wahrnehmen. Ich vergesse es nicht, so lange ein Leben in mir ist. Es war den 13ten April 17. . . da ich einige Tage zuvor in Angelegenheiten des Hn. von . . . nach H. . . verschickt gewesen, und wieder zurück gekommen war, auch das mir aufgetragene Geschäfte zu der grösssten Zufriedenheit ausgerichtet hatte, und kaum war ich in das Zimmer Sr. Excellenz getreten, so war die Unterredung folgende: Sie fragten mich, ob ich nichts Neues wisse? Nein! wohlan führen Sie Excellenz fort, so will ich Ihnen sagen, daß die Commissariatbedienung zu D. . . erlebigt ist, und fügete hinzu, wie mich diese Bedienung anfühnde? Ich schwieg stille; Sr. Excell. sahen mich an, und sagten: Sie antworten nichts? Ich dachte bis wäre doch wohl noch eine artige Station für Sie? meine Antwort aber war wie zuvor eine stillschweigende tiefe Vorbeugung, und der Hr. von . . . äußerten sich hierauf folgendermassen: Ich kan mich leicht vorstellen, was Ihnen abhält eine solche Bedienung zu suchen, bey derselben ist eine Geldhebung, und die Cammer verlangt Caution? Ew. Excellenz haben recht! Dieses ist eben die Ursache, warum ich mich niemals zu einer solchen Bedienung Hoffnung machen kann, denn es fehlet mir an Mitteln, die erforderliche Caution zu leisten, weiß auch niemanden den ich zum Bürgen in Vorschlag bringen könnte, und der sie für mich zu machen übernehmen würde. Ich weiß dieses alles erwiederten Se. Excellenz, diesen kan aber abgeholfen werden, die Bedienung ist für sie bestimmt, und hier

haben sie eine Caution über 4000 Rthlr. die ich als Bürge für sie leisten will, weil ich weiß, daß sie keinen unnützen Gebrauch davon machen werden, zumal da sie ein guter Haushalter und kein Verschwender sind! Nehmen sie diesen Cautionsschein und übergeben denselben gehörigen Orts, wo sie denn dagegen Ihre Bestallung erhalten werden, und mit der Zeit müssen sie trachten, mittelst einer reichen Heirath die Caution selbst zu leisten, bis dahin soll die Meinige gelten. — Es ist leicht zu erachten, daß ich bey einer so unvermutheten angenehmen Nachricht in Verwirrung gerieth, und beynahe vergessen hätte, meinen hohen Gönner die gebührende Dancksagung abzustatten. Allein Se. Excellenz nahmen dieses nicht so genau, sondern frugen mich, ob ich schon mit einem Frauenzimmer in ehelichen Versprechungen stünde? Meine Antwort war, daß, da ich bisher ohne Bedienung und Brod gewesen, es keiner vernünftigen Person zu rathen gestanden, sich mit mir, bevor ich sie nicht ernähren könne, einzulassen. = = Nun wenn dieses nicht ist, versetzen Se. Excellenz, so will ich ihnen eine Person zur Heirath in Vorschlag bringen! Was denken Sie von der Demoiselle M. . . Ich weiß Sie kennen Sie! wäre das nicht eine Person für Sie? Ihr Capital bestehet aus 4000 Thaler, welches bey der . . . belegt ist. Sie wissen auch aus was Ursachen ich mich dieser Person annehme, es ist ein gutes Kind, und gönne Sie keinem lieber als Ihnen — Ich antwortete: daß ich mich für den glücklichsten Menschen halten würde, wenn ich diese Person zur Ehegattin erlangen könnte, und daß ich Sr. Excellenz Antrag als einen Befehl mit schuldigem Gehorsam annähme. Wohlan erwiederten mein hoher Gönner, so haben sie hiemit mein Jawort, ich wil die Demoiselle noch heute davon Nachricht geben, und Morgen gehen sie selbst zu Ihr, das
übr-

übrige zu vollenden. Folgenden Tages lies ich mich bey der Frau W. . . melden, als bey welcher meine zukünftige Geliebte im Hause und in der Kost war; Man empfing mich mit aller Höflichkeit, kurz, in wenig Tagen kam die Sache zu Stande, und wir wurden beyde ordentlich verlobt. = Da mich nun bey dem Empfang der Bestallung angedeutet war, mit dem forderfamsten nach dem Orte meiner Bestimmung abzureisen, so blieb ich die wenige Tage noch in . . . und brachte sie, wie leicht zu erachten, in Gesellschaft meiner Geliebten zu. Ich fand daselbst täglich eine zahlreiche Versammlung junger artiger Leute, beyderley Geschlechts, man scherzte, sang, spielte ic. und ein jeder bestrebte sich, die Anwesenden in Munterkeit zu erhalten. — Tages vor meiner Abreise, sagte meine geliebte Wiecke zu mir: Sie habe eine Bitte, und hoffe, daß ich ihr solche nicht abschlagen würde. Sie kenne, sagte sie, die Frau W. . . meine Tante, und wissen, was ich derselben zu verdanken habe. Daher werden Sie erlauben, daß ich solche mit nach . . . nehmen darf. Sie wird mich zur einzigen Erbin ihres ganzen Vermögens machen, Hausmeublen habe ich noch nicht angeschafft, alles Ihrige wird sie mitnehmen, und wir können es als das unsrige gebrauchen. Wenn ich auch die Dankbarkeit, welche ich ihr schuldig bin, hinten an setzen wolte, so werden sie doch den großen Vortheil erwegen, der uns dadurch zuwächst, und da sie gute Erfahrung hat, kan sie uns mit Rath und That an die Hand gehen! Solte ich nun wohl so einfältig seyn, und eine solche Bitte abschlagen? —

Bevor ich nun in meiner Erzählung weiter gehe, muß ich erst dem Leser beyde Personen kentlich machen. Meine Geliebte, war die natürliche Tochter des

Hn. Obristlieutenant von . . . , ein Bruder meines hohen Onnners, der in der Bataille bey . . . eine tödtliche Wunde empfangen, daran nach wenig Tagen den Geist aufgegeben und Ihr im Testament ein Capital von 4000 Thaler vermacht hatte, und ihre Mutter hatte sie in der zarten Kindheit verlohren. Die Frau W. war ihrer verstorbenen Mutter leibliche Schwester, deren Mann ein Rechtsgelehrter gewesen, der ihr einige Mittel hinterlassen, wovon sie bey einer ordentlichen Haushalt leben konte, und um in ihren Wittwenstände nicht müßig zu seyn, so nahm sie, weil sie keine Kinder hatte, verschiedene junge Demoiselles in die Kost und Erziehung, denen sie eine gute Lebensart u. anständige Sitten beygebracht, davon eine an ihren jüngsten Bruder verheirathet, und die übrigen bis auf eine einzige Verunglückte, auch zu guten Partheyen verholfen hat. In ihrem Hause war alles und jedes in der besten Ordnung. Sie besaß die feinsten und kostbarsten Meublen. Linnenzeug, Drell, Kupfer, Zinn, Silber ic. war gleichsam im Ueberfluß! und meine Geliebte die nunmehr das 20te Jahr überschritten, wohlgewachsen und für eine der schönsten Personen ihres Geschlechts gehalten werden konte, solte alle diese schöne Sachen erben. —

Ich reisete also nach B. ab, woselbst ich alle Hände voll zu thun fand, indem mein Vorweseer lange Zeit krank gelegen, und daher vieles in Unordnung gerathen. Weil ich nun an dem Orte unbekant war, trat ich in dem Hause meines Antecessoris ab, welches dessen Wittwe noch bewohnte, und da dieselbe sich von da wegzubegeben Willens war, miethete ich deren Wohnung, kaufte ihr einige nöthige Meubles ab, wosmit ich mich vorerst behalf.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum Ruzen und Vergnügen.

2tes Stüd.

Den 24ten May 1773.

Fortsetzung der Ehestandsbegebenheiten des Herrn N. . von ihm selbst beschrieben.

Nach einiger Zeit schickte meine Geliebte, oder vielmehr unsre Tante, etwas von ihrem Hausgeräth herüber, und mit meiner Geliebten unterhielt ich inzwischen einen Briefwechsel. — Nachdem nun beynabe 5 Monate verfloßen, ward der Hochzeitstag feste gesetzt, ich reisete dahin ab, und in wenig Tagen wurden meine Wünsche gekrönet. Sr. Excell. mein hoher Gönner waren so gnädig, daß sie alle Kosten, zu dieser Feyerlichkeit aus freyen Stücken hergaben, auch mich noch mit vielen schönen Geschencken überhäuften, worunter besonders eine bequeme Sutsche war. — Wir traten unsere Reise also in höchster Zufriedenheit an. Die ersten Wochen verstrichen in Besuchen und Gegenbesuchen, Gastmahlen, angestellten Lustbarkeiten u. kurz ein jeder bestrebte sich uns gefällig zu bezeigen.

Gleich zu Anfange hat sich unsre Tante aus, daß ich ihr die Einrichtung des ganz

zen Haushalts lediglich überlassen möchte, worin ich um so vielmehr willigte, weil ich selbst nichts davon wußte, auch wegen der vielen Geschäfte keine Zeit hatte mich darum zu bekümmern. Alles war in der besten Ordnung, meine Tafel jedesmal, wann wir allein speiseten, mit den ausgesuchtesten Speisen besetzt, so, daß auch ein weit Vornehmerer als ich, damit zufrieden seyn können. — Hiebey blieb es nicht, oftmals fand ich, wenn man mich des Mittags zum Essen rief, das Speisezimmer voller munterer Gäste, und die Tafel mit herrlichen Speisen aufgetragen. Unsre Tante, sagte alsdenn: habe ich es nicht recht gemacht Herr Sohn, (so nannte sie mich, wann sie bey guter Laune war) ihnen so unvermuthet eine angenehme Tischgesellschaft vorzustellen, damit sie sich dabey ein wenig wieder ermuntern können? — Allein dieses kam zu oft, und kostete daher viel Geld. — Nach Verlauf von sieben Monaten unsers Ehestandes, erfreute mich

mich meine liebe Diecke unvermuthet mit einer jungen Tochter, es hieß, das Kind sey zu früh gekommen, es war aber gesund und was sollte ich thun? eine Untersuchung anzustellen, wäre zu weitläufig gewesen, und Beweise hatte ich nicht. Die Kindtaufe sowohl als das Wochenbette gaben unserer Tante gute Gelegenheit bey Bewirthung der Gäste, die zum Besuch kamen, ihren Geschmack zu zeigen. Nach vollendetem Wochenbette, wurde die vorige Lebensart fortgesetzt, auch noch auswerts Lustbarkeiten angestellt, wovon ich aber die mehresten Kosten tragen mußte. Bey allen Gelegenheiten versäumte unsre Tante auch nicht, die Schönheit des kleinen Töchtergen zu rühmen, und daß es mich in allen Stücken völig gleiche, damit es aber auch eine eben so starke und lange Nase als die Meinige bekommen möchte, mußte dem Kinde das kleine Näsgen fleißig gezogen werden. —

Alle Ausgaben, die sowohl im Hause, als auch sonst aus meinen Beutel bestritten werden sollten, überschritten meine Einnahme bey weiten, ich war daher genöthigt, die herrschaftlichen Gelder anzutasten. Mein Vorgänger sowohl als ich, hatten bis daher die eingehobenen Gelder monatlich der Kammer nach . . . übermacht, weil ich aber davon hie und da was zurück behalten, so mußte ich desfalls einen Schein besetzen, daß der Rest bald folgen sollte. Die Kammer war im übrigen genug gesichert, weil sie nicht nur die Caution, sondern auch die Original-Obligations von den 2000 Thaler meiner Frauen Capital in Händen hatte. Sehr oft ward ich zwar erinnert, die rückständigen Gelder einzusenden. Hierzu fand sich aber leicht ein Vorwand, ich bezahlte auch hin und wieder einige rückständige Posten, machte aber dagegen wieder neue, und sah wohl ein, daß dieses in die Länge nicht Stich halten könne, daher ich

sehr oft erinnerte, daß man sparsamer haushalten möchte. Die Antwort von unserer Tante aber war, man müste des Leibes gebrauchen, weil er jung sey, im Alter habe man Zeit genug zu sparen; ja es schien gar, als ob man sich vorgefeket, nach einer solchen Erinnerung es noch schlimmer zu machen. — Ein paar Begebenheiten muß ich zur Schilderung des Gemüths unserer Tante erzählen. Eines Tages, da wir zu Mittag allein speiseten, und allerseits guten Appetit hatten, sagte meine Frau, es ist wahr, unsre Köchin bessert sich von Tage zu Tage, an Zubereitung der Speisen ist nichts auszusetzen. Dieses hatte keine Richtigkeit, und ich antwortete, daß ich, in so weit ich es verstehe, ihr Beyfall geben müste, allein es würden mich die Speisen noch weit angenehmer schmecken, wenn sie die Zubereitung selbst besorgete. Meine Frau ward roth im Gesichte, schwieg stille, und sah gleichsam als beschämt vor sich nieder, die Frau Tante wurde auch Feuerroth, aber aus Zorn und Bosheit fuhr Sie mich mit diesen Worten an: Was sagen sie Herr Sohn? Mein Lebtag hätte ich ihnen eine solche Denkungsart nicht zugetrauet, daß sie dergleichen niederträchtige Forderungen an meiner Niece machen würden! Ich habe sie von der zarten Kindheit an erzogen, ihr alles lernen lassen, was eine Person von ihrem Stande wissen muß, auch desfalls keine Kosten gespart. Sie tanzet artig, wie ihr desfalls jeder das Zeugnis geben muß, das Clavier spielt sie gleichfalls, und singet, daß sie sich vor Kennern darf hören lassen, Französisch spricht sie wie das Deutsche, kan auch ziemlich Englisch reden, die in Gesellschaft vorkommenden übliche Spiele mitmachen, und Arbeiten fürs galante Frauenzimmer versteht sie aus dem Grunde, besonders gehet ihr zum Erstaunen das Filet von der Hand, und ein mehreres wird wohl in dem Stande darin sie geböhren ist,

vernünftiger Weise von ihr nicht gefordert werden. Eine schmutzige Kdchin ist sie also nicht, denn wenn sie dieses seyn sollen, hätte man vieles an der Erziehung sparen können, und wenn sie eine Kdchin zur Frau hätten haben wollen, so würden sie wohl gethan haben, eine andere Person als meine Niece zu nehmen.

Hey so bewandten Umständen hätte ich gewünscht, mein Wort wieder zurück zu haben, es war aber geschehen, daher ich mich kurz expedirte und nach meiner Arbeitsstube begab. Ich war gewohnt des Morgens früh aufzustehen, und meinen Thee bey den vorhabenden Geschäften zu trinken; unsre Tante und meine Frau aber kamen selten vor 9 Uhr zum Vorschein, alsdenn genossen sie ihren Caffe. Einemals da ich wider meine Gewohnheit etwas zu lange geschlafen, und bey meiner Frau in ihrer Stubeden Theertrank, erschien auch unsre Tante, sie trat mit einem mährischen und verbrieslichen Gesicht in das Zimmer, ich eilte ihr entgegen, wünschte einen guten Morgen, und erkundigte mich nach dem Befinden, allein sie würdigte mich keiner Antwort, sondern fuhr meine Frau mit einem heftigen Verweis an, wie es komme, daß sie sich um ihr gar nicht bekümmere? Meine Frau entschuldigte sich, daß Sie sich mit mir in ein Gespräch eingelassen, und darüber bey ihr in der Schlafkammer den Morgenbesuch abzustatten vergessen. Alles dieses aber half nichts, und weil ich vormals tüchtig war abgefertigt worden, schwieg ich stille, um mich nicht auch ein Gewitter zu erregen. Nach und nach kamen auch die Mägde und zuletzt mein Diener, ihr einen guten Morgen zu wünschen, und nach dem Befinden zu fragen. Ich wußte nicht, was dieses alles bedeuten sollte. Meine Frau aber erklärte mich das ganze Geheimniß: wie sie nemlich alle Morgen zu ihr in die Kammer kommen,

nach der genossenen Ruhe fragen, und wann sie in die Stube gekommen, auch die Hausbedienten ein nach dem ändern erscheinen müßten, gleiche Erkundigung einzuziehen, wer dieses aber versäumete, der habe den ganzen Tag kein gutes Wort von ihr, und sie wolle, daß jederman im Hause von ihrem guten oder übeln Befinden unterrichtet sey. —

Unter solchen Vergnügen und Unlust verstrichen die Stunden und Tage. Als aber einstmals bey einer angestellten Lustbarkeit meine Frau sich im Tanzen etwas erhitzt haben mochte, als wovon sie eine große Liebhaberin war, befiel sie mit einer hitzigen Krankheit, und aller angewandten Mittel der Aerzte ohnerachtet, lag sie in wenig Tagen auf der Bahre. Das kleine Töchtersgen war vor ihr schon gestorben, welches nicht volle zwey Jahr alt wurde, und woran vermutlich die Zähne Schuld waren, denn es starb an die sogenannten Schürken. Ich muß bekennen, daß mich dieser unvermuthete Todesfall äußerst betrübt und schmerzhaft fiel, es verstrichen viele Wochen, ehe ich mich wieder besinnen konnte, und da merckte ich erst, wie lieb ich meine Frau gehabt. Die Frau Tante war selbst über diesen Verlust einige Zeit ganz untröstbar, unterdeß versäumte sie doch nicht, das nöthige zur Begräbnis und Trauer auf das kostbarste, weil es ihr nichts kostete, und ich es bezahlen mußte, und um auch hierin ihren Geschmack zu zeigen, einzurichten.

Nachdem beynähe ein halbes Jahr verstrichen, sagte die Frau Tante zu mir, es wäre Zeit, daß ich mich nach einer Hausfrau umsähe, meine Antwort war, daß dieses noch zu früh sey, indem mir das Andenken meiner seeligen Frau noch vor Augen schwebte, und daß ich mich zu einer anderweitigen Heyrath fürs erste nicht entschließen

schlies-

schließen könnte. — Thuen sie, was sie wollen sagte sie, mein Entschluß ist gefasset, ich werde nächstens nach . . . reisen, um die übrige Zeit des Lebens, bey meinem daselbst wohnenden Bruder zu beschließen. Anfangs glaubte ich, daß es ein Scherz oder ein Vorwand sey, mich desto ehender zu einer Heirath zu bewegen, als ich aber sahe, daß einige Meubles eingepackt, und abgeschickt wurden, merckte ich zur Gnüge, daß ihr Entschluß wirklich gefasset, mich zu verlassen, und auf meine Anfrage, was sie vor Bewegungsgründe habe von mir zu ziehen, indem ich feste geglaubt, daß Sie ihr Leben bey mir beschließen würde, gab sie zur Antwort: daß dieses auch Anfangs ihr Wille gewesen, da aber ihre Niece gestorben, und ich nothwendig wieder heyrathen würde, sie nicht wissen könnte, wie die künftige Frau gegen ihr gesonnen seyn möchte, ihren Bruder kenne sie, dessen Frau auch, als welche sie vorwärts einige Jahre bey sich in der Kost gehabt, und bin ich also, fuhr sie fort, von deren beyder Gesinnung gegen mich überzeuget. — So gar Unrecht konnte ich ihr nicht geben; und da alles Geräthe, so im Hause war, ihr zugehörte, ward es bey ihrem Abzuge dergestalt ausgeleeret, daß nichts übrig blieb, als die wenigen Meubles, welche ich vormals von der Witwe meines Antecessors vor baar Geld erhandelt hatte.

Mit der Cammer hielt ich Abrechnung, so, daß ich von den 4000 Rthlr. Braut- schatzgelde meiner sel. Frauen, nicht viel heraus bekam. Den Rest mußte ich der Frau Lante geben, welche mir Handschriften von meiner sel. Frau vorlegte, das sie ihr baar geliehen haben wolte. Von Kostgelde ward nichts erwähnt, denn dafür solle der Mitgebrauch ihrer Meubles und Geräth gerechnet werden.

Wey so bewandten Umständen war es freylich rathsam, mich nach einer reichen

Heyrath umzusehen. Nicht gar weit von meiner Wohnung, jedoch in einer andern Gasse, hielt sich ein Mann in einem Hause auf, wovon das Gerüchte erscholle, daß er sehr reich sey. Er war vormals im Dienst des Fürsten von . . . Cammerath gewesen, wegen eines Mißvergnügens aber hatte er die Dienste verlassen. Seine Frau soll in der Jugend einige Schönheit besessen haben, und sey dem Prinzen . . . nicht gleichgültig gewesen. — Sie hatten eine einzige Tochter, und keine Söhne, und lebten in der Stille, giengen sehr selten in Gesellschaft, daher man sie vorzeigig hielt. Ihr Gärtgen, den sie hinter dem Hause hatten, welches sie bewohnten, gränzte an den Garten, der hinter meiner Wohnung lag, so, daß beyde nur eine ganz niedrige Hecke scheidete, und daß, wenn jeder in seinen Garten stund, mit einander sprechen und sich sehen konnten. — Der Herr Cammerath war ein Mann, der nicht nur gute Wissenschaften, sondern auch eine ausnehmende Kenntniß in der Rechtsgelahrtheit besaß. Die Frau Cammerathin schien eine gute Erziehung genossen zu haben, dem Ansehen nach, aber stolz oder hochmüthig zu seyn, dieses war auch die Ursache, warum unsere Lante keinen Umgang mit dieser Frau haben wolte, als die ebenfals dem Hochmuth sehr ergeben war; wie denn die Erfahrung lehret, daß zwey Hochmüthige sich nicht lange vertragen können.

Ihre einzige Tochter war eine Demoiselle von etliche zwanzig Jahren. Meine sel. Frau hätte gern mit derselben Umgang gehabt, allein ihre Lante wolte es aus vorherührten Ursachen nicht haben. — Auf diese Person richtete ich mein Augenmerk; aus meinem Fenster sahe ich sie oft bey gutem Wetter im Garten spazieren gehen: Mutter und Tochter waren jedesmal dergestalt angezogen, als ob sie Besuch geben oder nehmen wolten.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum

Kußen und Vergnügen.

22tes Stüd.

Den ziten May 1773.

Fortsetzung
der Ehestandsbegebenheiten des Herrn N. . von ihm
selbst beschrieben.

Nach der Abreise der Frau Lante W. suchte ich alle Gelegenheit zu ergreifen mich mit der Demoiselle, wann sie im Garten ohne ihrer Mutter war, zu unterreden. Verschiedentlich glückte es mich, sie allein zu sprechen, und ich ward nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch von ihrem Verstand gleichsam bezaubert. — Ich trug daher einem Freunde auf, in meinem Namen die Anwerbung zu thun; allein es ward in Zweideutigkeiten geantwortet, gegen andere aber hatte sich die Frau Kammerrätthin verlauten lassen: das Wort Commissarius sey ihr höchst zuwider, ihr Großvater und Vater wären Rätthe gewesen, ihr Mann habe auch den Titel, und sie wolle, daß ihr künftiger Schwiegersohn ebenfalls den Titel von Rath haben solle. Ich ließ mich verschiedentlich bey ihnen zum Besuch melden, und ward auch angenommen; das erstemal war das Frauenzim-

mer mit gegenwärtig, welche aber gleich nach dem Caffee sich weggeben, den Hn. Kammerath und mich allein ließen, und das andermal ließ sich das Frauenzimmer gar nicht sehen; zur andern Zeit aber kam es nur dann und wann zum Vorschein. Bey solchen Gelegenheiten merckte ich, daß die Frau Kammerrätthin mich jedesmal, wenn sie mich anredete, bey dem Geschlechtnamen, nicht aber bey dem Character nannte. Alles und jedes im Hause zeigte sich in der besten Ordnung, und man hätte es mit recht prächtig nennen können. —

Nicht lange nach diesem Vorfalle begab es sich, daß die Commissariatbedienung in L. . erledigt wurde, und mich viele gute Freunde riethe, falls ich noch dereinst das Jawort von der Frau Kammerrätthin erhalten, (denn von dem Hn. Kammerath hatte ich es schon längst, und die Demoiselle verschob es auf die Einwilligung ihrer

Y

Mute

Mutter,) ich wohl thun würde, mich an einen andern Ort zu begeben, denn so leutzelig die Frau Kammerräthin auch zu seyn schiene, so wäre sie doch eine Furie im Hause, nicht zu gedenken, daß sie ihren Ehemann, um ihren Geißen ein Genügen zu leisten, nicht satt zu essen gäbe. Um nun diese Parthey zu Stande zu bringen, reisete ich nach . . . wartete meinen hohen Gönner auf, und bat, mich mit der erledigten Bedienung in . . . und dem Character eines Steuerraths zu begnadigen. Beides erhielt ich, - und so bald die Nachricht davon nach meiner Zurückkunft bekant wurde, war der Herr Kammerrath der erste, welcher mich desfalls complimentiren ließ, und nun hieß es, wann ich bey Ihnen zum Besuch kam, Herr Steuerrath hinten und vorne. Die alte Dame blieb auch nebst ihrer Tochter so lange, als der Besuch dährete; kurz, man machte nun keine Bedencklichkeiten mehr; das Jawort erhielt ich sofort auf die erste neue Anforderung, und die Sache kam in der Geschwindigkeit zu Stande. Vor der Hochzeit aber mußte ich nach den Ort meiner Bestimmung reisen, um mich nicht nur nach einer Wohnung umzusehen, sondern auch die Geschäfte anzufangen, und die Registratur ic. in Empfang zu nehmen, und nach wenig Wochen kehrte ich zurück, da mir denn meine geliebte Amalia angetrauet wurde. Unsere liebe Schwiegereltern, welche sich nummehro ganz anders als vormals gegen mich betrugten, schienen auf einmal geändert zu seyn, begleiteten uns auch nach unserm Wohnort, und verließen uns erst nach Verlauf von 14 Tagen. So lange unsere Schwiegereltern bey uns waren, ging alles gut, wir speiseten präbentlich, jedoch nicht auf eine verschwenderische Weise. Sobald wir aber allein waren, und sich meine Frau das Ruder der Deconomie völlig bemestert hatte, fing Schmalhaus an, Küchenmeister zu seyn, mit einem Wort, es hat wohl nicht leicht

jemand, wenn er auch das höchste Alter erreicht hat, in seinem ganzen Leben mehr Pfannkuchen und Habergrünsuppe gespeiset, als ich in Zeit von einem halben Jahre genoß. Anfangs ertrug ich dieses mit Geduld, allein in die Länge konte ich es nicht anshalten. Ich hatte einen Uberschlag wegen meiner Einnahme vom Gehalt gemacht, das was ich zur Deconomie bestimmet, monatlich meiner Amalia in die Hände gegeben, und glaubte, daß es hinreichend seyn würde, den Haushalt zu bestreiten, auch besser als bisher geschehen, zu speisen. Wann ich gegen meine Frau davon sagte, gab sie zur Antwort: im Falle ich besser gespeiset seyn wolte, müßte ich auch mehr Geld, als bisher geschehen hergeben, und sie wolle sich nicht nachfragen lassen, daß durch ihr so viele Schulden gemacht worden, als bey meiner vorigen Frau geschehen. Sie wäre es auch zufrieden, wenn ich selbst die Ausgabe und Besorgung des Haushalts übernähme, oder es einem andern auftrüge. —

Weil ich nun fast beständig das elendeste Fleisch, so nur zu haben, auf der Tafel fand, und meine Frau gleichwohl über theuren Preis klagte, da ich doch von andern das Gegentheil erfubr; so versuchte ich es, und ließ bey den Metzgeren die und da ein gutes Stück Fleisch oder einen Braten kaufen, der gleichsam als ein Geschenk ins Haus gebracht werden mußte. Einigemal glückte es, aber die Dauer war kurz, die alte Leyer wurde wieder gespielt, und wenn ich die Metzger darüber zur Rede stellte, war die Antwort: daß meine Frau den Braten ic. wieder zurück geschickt, ein schlechter Stück genommen, und sich den Uberschuß baar heraus geben lassen. Als ich meine Amalia darüber zur Rede stellte, wußte sie tau end Entschuldigungen vorzubringen, und ich merckte, daß auf diese Weise nichts auszurichten sey. — Ich war

war von je her gewohnt, einen guten Wein im Keller zu haben, den ich jedesmal bey Dyrhösten von B. . . kommen ließ, dieser hielt auch nicht lange vor, und ich sah wohl ein, daß er im Hause in so kurzer Zeit nicht vertrunken werden konnte, und ward von ohngefehr gewahr, daß er aus dem Hause getragen, und verkauft wurde, daher ich auch keinen mehr kommen lassen durfte. — Bey so bewanten Umständen ist leicht der Schluß zu machen, daß da ich so schlechte Beköstigung erhielt, es die Hausbediente noch elender müssen gehabt haben, und es war auch ein Wunder, wenn eine Magd länger als ein halbes Jahr im Dienst ausbielt, und nicht vor der Zeit wegging. Mein Bedienter, den ich schon lange Jahre gehabt, und von dessen Treue ich völlig gesichert war, klagte mich heimlich oftmals, daß er nicht satt zu essen bekäme, daher ich ihn aus meiner Tasche einen Zuschuß gab. Der einzige Liebling meiner Frau war die Kuh, diese hatte Ueberfluß, sie bekam nicht nur eine Menge Brod, sondern man schlich sich auch, wenn mein Bedienter nicht bey der Hand war, in den Pferdestall, und stahl den Haber, welcher für mein Reitpferd, (so ich auf Anrathen der Aerzte halten mußte, um mich zu Zeiten wegen der vielen sitzenden Arbeit, durch Reiten eine Bewegung zu machen,) bestimmt war.

Als meine selige Frau noch lebte, wurden wir vielfältig bey andern zu Gaste geladen, hatten auch oftmals selbst gute Freunde zum Mittag- oder Abendessen, jezo aber nicht: denn wenn uns jemand bat, wurde es unter allerhand nichtigen Vorwand abgelehnet, um nicht nöthig zu haben, jemanden ein Stück Brod wieder vorzusetzen, und ich durfte es auch nicht wagen, gute Freunde zu bitten, damit man nicht wegen der schlechten Bewirthung sich profituirte. — Meine Amalia ging

souft sehr gerne in Gesellschaft, war lustig und aufgeräumtes Wesen, besonders wann sie etwas geschmeichelt wurde, oder es ihr sonst nach dem Kopfe ging, fand sie dieses aber nicht, war sie auch die erste so abbrach und nach Hause ging. Mit einem Wort: unsere jetzige Lebensart, war derjenigen mit meiner seligen Frau, in den mehresten Stücken ganz entgegen. —

Wenn die Schwiegereltern uns besuchten, welches alle Jahre einmal zu geschehen pflegte, oder daß wir zu ihnen reiseten, wurde beständig von nichts anders, als der Sparsamkeit geredet, besonders aber hatte die Frau Schwiegermutter diese Kunst völlig inne, und ihre Beredsamkeit war sehr stark. Wenn ich aber klagte, daß dessen ohngeachtet vieles Geld im Haushalt aufginge, fuhr sie mich in vollem Zorn an: Was? Ich kenne meine Tochter, daß sie zur Ungebühr nichts verschwenden wird. Ueberdem wäre ich schuldig, auch dafür zu sorgen, daß ausser der Ausgabe im Haushalt, es ihrer Tochter an den erforderlichen Kleidungsstücken, welche ihren Stande zukäme nicht fehlte und lezlich müste ich darauf bedacht seyn, ihr nach meinem Tode ein gutes Witwengehalt auszumachen. — Zu Anfange unsers Ehestandes, fragte mich einst die Frau Schwiegermutter, wie viel ich jährlich von meiner Bedienung einzunehmen hätte? wie ich ihr solches sagte, war ihre Antwort: ich habe geglaubt, daß es mehr seyn würde, wann sie inde sen jährlich 300 Thaler Zuschuß bekommen, können sie schon ordentlich davon leben, und bey diesen Worten blieb es. — Als ich nun wegen einer künftigen Witwenpension für meine Frau, meinen Entschluß gefasset, zu der höchsten Classe in der . . . Witwenpflugeschaft 300 Thaler zur Einlage erfordert wurden, und desfalls von meiner Schwiegermutter einen Vorschuß verlangte, war sie ärmer als ich, versprach aber,

so viel aufzuleihen; und in wenig Tagen brachte sie auch das Geld. Ich mußte eine Obligation unter meiner Hand zu 5 Procent Zinsen ausstellen, die aber meine Frau nicht mit unterschrieb, der vorhin gedachte Zuschuß aber erfolgte nicht, w. ich war zu blöde daran zu erinnern. — Da sich gleichwol aller sparsamen Wirthschaft ohngeachtet, die Ausgaben vermehreten, auch eben wie vormals meine Einnahme überschritten; so durste ich es doch nicht wagen, aufs neue Hand an die herrschaftlichen Gelder zu legen, und es würde mich auch nicht frey durchgegangen seyn; weil aber bekanntlich meine Schwiegereltern reiche Leute waren, hatte ich Credit, und konte also Geld geliehen bekommen.

Wie vergnügt indessen mein Ehestand überhaupt gewesen seyn müsse, kan sich jeder Vernünftiger leicht vorstellen! Was sollte ich aber thun? Geduld war das beste Mittel für mich; und man erlaube, daß ich noch ein und andere Begebenheiten erzähle, woraus der Character meiner Alma-lia sich mehr zu Tage leget. Sie war eigenstümmig, geizig und im höchsten Grade stolz, wobey sie den Puz äußerst liebte, jedoch mußte derselbe ihr nichts kosten. Einmahl stand sie am Fenster, und sahe die Frau . . . in ihrer Kutsche vorbeysfahren, sogleich trat sie zurück, und fiel halb ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Anfangs beachtete ich dieses nicht, als ich aber ihr Nectzen hörte, und sahe, wie sie sich im Gesicht veränderte, erschrock ich heftig, und konte in guter Zeit nicht herausbringen was ihr fehle. Endlich rief sie mit einer Hestigkeit und tiefen Seufzer: Das dicke Weib! und ob ich nicht bemerket, wie stolz sie in ihrer Carosse daher gefahren? Sie wäre von eben so gutem Stande, als jene, müßte aber leider, wenn sie wohin wolle, zu Fuße gehen. Ich tröstete sie, so gut ich konte, und schmeichelte sie mit der Hof-

nung: daß, wenn meine Umstände sich besserten, sie eben die Vergnügen genießen sollte.

Ein andermal hatte uns der Hr. . . . zum Mittagessen eingeladen, es war eine zahlreiche Gesellschaft gegenwärtig, worunter sich auch der Hr. Obristlieutenant . . . mit seiner Gemahlin befand. Meine Frau drang sich ihrer Gewohnheit nach hinauf, um den obersten Platz an der Tafel zu nehmen. Die Speisen wurden aufgetragen, und der Herr Wirth, bat die Gäste, sich niederzulassen, wies auch der Frau Obristlieutenantin, als der vornehmsten Dame, den obersten Platz an, und daß ich mich neben derselben setzen möchte. Der Herr Obristlieutenant aber wurde gebeten, sich selbst einen Platz zu wählen. Dieser ließ sich gerade gegen uns über, am untersten Ende der Tafel nieder, und bat meine Frau sich neben ihm zu setzen. Ich konte mich gleich vorstellen, daß dieses nicht ihre Sache sey, und so wie gedacht, geschah es; Ihre aufsteigende Röthe im Gesicht, zeigte ihren Unwillen zur Genüge an, und kaum hatten wir die Suppe genossen, so beklagte sie sich wegen eines übeln Befindens, alles Wittens ohngeachtet, stand sie von der Tafel auf, und ich mußte mit ihr nach Hause gehen.

Zu Zeiten wurden auch in einem gewissen Gasthose Lustbarkeiten angestellt, wo jede Person für das Essen etwas gewisses bezahlte. Wir gingen auch einmahl mit dahin, und wie die Tafel gedeckt und die Speisen aufgetragen, wurde von der Gesellschaft beliebt, nach dem gezogenen Loose sich niederzulassen, und hier traf es sich, daß meiner Frau der Platz ganz zu unterst an der Tafel zufiel, daher beehrte sie ihren Stuhl um, mit dem Rücken nach dem Tisch, nahm den Teller mit Speisen vor sich auf den Schooß, späsete aber aus Verdruss fast nichts.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum

Sußen und Vergnügen.

23tes Stück.

Den 7ten Junii 1773.

Fortsetzung

der Ehestandsbegebenheiten des Herrn N. . von ihm selbst beschrieben.

Seil ein schiffbarer Strom unsere Stadt vorbeystließe, wurde einstmals zu Schiffe eine Luftfahrt angestellt. Kaum war das Schiff ein paar Canonenschüsse weit vom Lande abgefahren, da die Sonne hervorbrach, die bis daher sich hinter einer Wolke verborgen hatte, und die Frau Obristlieutenantin, die auch in der Gesellschaft war, einen artigen Sonnenschirm hervorzog, den keine von den übrigen Damens so schön hatte, befürchtete ich, was erfolgte. Der Neid sah meiner Frau aus den Augen, und es dauerte nicht lange; so beklagte sie sich über einen Schwindel und daß sie das Fahren auf dem Wasser nicht vertragen könne. Kurz der Schiffer mußte landen, sie stieg aus, und ich mußte zu Fuß mit ihr heim gehen. Zur Winterzeit wurden auch sogenannte Pickenicks angestellt; wie nun jeder auf dem Bettel sich unterschrieb, und das Ge-

richte Speisen benante, welches er mitbringen würde, wählte meine Frau den Braten. Damit sie sich nun nicht desfalls prostituirte, und denselben, wie ihre Art war, so schlecht als möglich nehmen möchte, ließ ich den Braten durch meine Bedienten kaufen. Indessen hatte sie ihn dennoch verstümmelt, wie ich hernach zu meinem großen Verdruß sehen mußte. Der Braten pflegt gemeiniglich bey den letzten Gerichten aufgetragen zu werden, so auch diesmal geschah. Meine Frau die zu anfang der Mahlzeit außerordentlich lustig war, und die Anwesenden von den aufgetragenen Gerichten zu speisen reizte, rühmete die Güte und den Wohlgeschmack derselben, und jederman gab ihr Beyfall: als aber zuletzt der Braten erschien, einer von der Gesellschaft anfang vorzuschneiden, erinnerte sie denselben vorher Umfrage zu halten, ob auch jemand etwas davon belieben würde: und es meldeten sich

wenige, weil sie ihren Appetit bereits an den vorigen Gerichten gestillet hatten. Eine Waunde Hautbois indessen hatten während der Tafel muscirt, und man wolte diesen Leuten eine kleine Erquickung gönnen. Weil nun weiter nichts als der Braten übrig geblieben, so ward solcher ihnen hingegeben. Voller Schrecken rief meine Frau aus: ach mein schöner Braten! sollen den die schlechten Kerle haben? Ja sie konte sich vor Zorn nicht länger mäsigem, ein heftiges Kopfweh solte und mußte die Ursache seyn, daß sie vom Tische aufstund, und nach Hause eilte, wohin ich sie natürlich Weise begleiten mußte. Ich hätte daher bald ein Gelübde gethan, niemals einer Lustbarkeit wieder beizuwohnen, weil ich zum voraus wissen konte, das Ende derselben nicht abwarten zu können.

Wenn wir bey uns jemand oder eine Gesellschaft zum Besuch hatten, welches doch sehr selten geschah, weil der besondere Character meiner Frau überall bekant genug war, wolte sie sich bey diesen seltenen Besuchen freygebig bezeigen, und es durfte alsdenn, wie es nach ihrer Sprache hieß, an nichts fehlen, obgleich die Gesellschaften doch nur mit einem Caffee abgefertiget wurden. Bey solchen Gelegenheiten versäumete sie niemals, und wußte es auf eine verschmizte Weise dahin zu lenken, daß man ihre Meubles, Tassen, Silberzeug &c. betrachten und bewundern mußte; da hieß es denn: wie gefällt ihnen mein Schrank, Stühle, Caffeeisch, Tapeten &c.? Sie sahe mich hie bey mit einen verächtlichen Lächeln an, und sagte auch wol, die Frauens sind es, welche die Männer in den Stand setzen, daß sie sich können sehen lassen, und daß sie ihrem Hause gleichsam das Leben und gehdrige Ansehen geben. Als sie dieses zum erstenmal sagte, und ich just eben bey

ihr saß, konte ich nicht anders als ihr die Hand küssen, da sie denn hinzusetzte: sehen sie! mein Mann erkennt das alles, was ich vorhin gesagt habe. Da inzwischen dergleichen Betragen und Reden bey jeden Besuch vorkamen, und es mir endlich verdroß, stellte ich ihr mit allen Glimpf vor, daß solche Reden als Nichts bedeutend zu betrachten wären, indem so wol sie selbst als auch andere wüßten, daß ich vorhin dergleichen schöne Sachen in meinem Hause nicht gehabt, und daß nunmehr, da wir Eheleute wären, alles sowol dem einen als andern gehöre &c. — Sie warf aber die Nase in die Höhe und versetzte: daß ihr doch wohl erlaubt seyn würde wenigstens den Leuten zu zeigen, was sie mich zugebracht habe. — Weil nun alle meine Vorstellungen nichts verfangen wolten, vielmehr bey allen Gelegenheiten die vorhin gedachten Reden wiederholet wurden, und es schien als ob es noch ärger gemacht werden wolle; so mußte ich auf ein Mittel bedacht seyn, ihr wo möglich dergleichen empfindliche Reden abzugewöhnen.

In dem Besuchzimmer, war es, wie ich selbst gestehen mußte, alles in der besten und schönsten Ordnung aufgeputzet, worin sich unter andern Meublen auch ein schöner Nußbaumen Schrank, mit Aufsätzen sowol, als überall mit den nöthigen Zierathen von Porcellain &c. auf das beste ausgeschmückt befand, und hier suchte ich meinen Anschlag folgendergestalt auszuführen. Ich kaufte einen artigen Vorrath von allerhand schönen Porcellaingeräth, so viel nemlich zur Auszierung des Visitenzimmers erforderlich seyn mochte. Dieses lies ich heimlich in meine Arbeitstube bringen, und wartete nur auf eine Gelegenheit mein Vorhaben ins Werck zu richten, durfte auch nicht länger damit ansetzen, denn der nächste Besuch gab aufs neue
An

Anlaß mich zu reizen. Wenn nun meine Frau nach gehabten Besuch, gleich beschäftiget war, das Porcellain sowol als das übrige so gebraucht worden, wieder rein und in gehörige Ordnung zu bringen, (denn dieses unterließ sie niemals) so trat ich einzeln mit einem grossen Flederwisch in der Hand zu ihr ins Zimmer, und weil sie mich bat ihr zu helfen, fing ich mit meinem Flederwisch an, zu fegen, aber so scharf, daß alles Porcellain so ich berührte, herunter und in vielen Stücken fiel. Anfangs erschrockt sie, und rief, daß ich einhalten möchte, als ich aber fort und so lange fegete, bis alles herunter und in Stücken zerbrochen war, blieb sie voll Zorn und Schrecken wie eine Salzsäule ganz unbeschäftigt stehen, und nachdem ich meine Arbeit vollendet hatte, begab ich mich stille schweigend nach meiner Stube zurück, und gönnete ihr Zeit sich zu besinnen. Das Abendbrod wurde in meine Stube geschickt, mit dem Vorgeben, meine Frau befände sich nicht zu wohl, habe sich daher etwas frühzeitig zur Ruhe begeben. Ich legte mich zur gehörigen Zeit bey ihr nieder, sie that als ob sie schlief; des folgenden Morgens stund ich nach meiner Gewohnheit früh auf, und durch Hülfe meines Dieners, wurde das vorhin gedachte heimlich angekaufte Porcellain nebst andern dazu erforderlichen Sierathen, in das Puzzimmer meiner Frau ordentlich aufgestellt, so daß sie bey dem Aufstehen alle Stellen, so des Abends vorher durch mein fegen entblößet worden waren, nunmehr völig wieder besetzt fand. Sie sagte nichts dazu, ich schwieg auch stille, und wir thaten beyde, als ob nichts vorgefallen sey, doch aber faßte sie einen solchen Haß gegen alles, was ich auf diese Weise angekauft hatte, daß sie kein Stück davon mit der Hand berührte, und wann sie aus dem Schrancke etwas haben wolte, mußte die Magd kommen, den Schlüssel nehmen, aufschließen, herausnehmen was

sie verlangte, und wieder zuschließen, das mit sie ja nicht bey solcher Gelegenheit etwas anrührete so mir gehörete, oder für mein baares Geld angeschaffet worden war.

Wann nach diesem jemand zum Besuch kam, wurde das Porcellain welches ich angekauft, zwar hergegeben, denn das ihrige hatte ich, wie schon gesagt, zerbrochen, allein sie ließ allezeit jemand aus der Gesellschaft, den Cassé einschenken, weil sie vorzüglich wegen eines Flusses am Arm denselben nicht bewegen könnte, oder in deren Ermangelung mußte es der Diener thun. Zum Glück oder Unglück hatte ich vorhin einige Paar Tassen, die in ihrem Cabinet gestanden, verfehlet, so altmodisch diese auch waren, mußten sie doch hervor gesucht werden, unter dem Vorwand, daß sie von Jugend auf, an dieses Geräthe gewöhnt sey. Wann sie befragt wurde, wo das neue Porcellain ic. gekauft, wie theuer und dergleichen, so antwortete sie: Ich weiß es nicht, es gehört meinen Mann, und nicht mir zu, der wird sagen können, durch wen er sich dieses elende Zeug hat anschmieren lassen: wobey sie nie verabsäumete eine höhnische Mine zu machen, und ich that als bemerkte ich es nicht. Von der Schwiegermutter bekam ich bald nachher einen Brief, den ich nicht vor das Fenster stecken durfte, allein ich legte denselben ad Acta, schrieb ihr auf die vorige Weise in gewöhnlichen Ausdrücken, ließ mich nicht merken, daß einen so harten Verweis erhalten, und sie ließ sich auch gefallen, weiter nichts davon zu erwähnen. Aus diesen und mehr solchen Begebenheiten, die ich um nicht zu weitläufig zu seyn, übergehe, kan leicht der Schluß gemacht werden, daß unsere Ehe nicht die vergnügteste war, und daß mancher Widerwille entstand. Bey einer gewissen Gelegenheit, da sie mich ziemlich spröde begegnete, entfuhr mich der Ausdrück, ein solcher steter Aerger könne verursa-

ursachen, daß ich auf der Stelle einen Schlag bekäme. Ey! daß möchte ich wohl mal sehen, war ihre spöttische Antwort, und dieses wiederholte sie fast täglich.

Ja, ja spotte nur immerhin, sagte ich ihr, du wirst es sehen, und einmals bereuen, daß du mich so manchen Verdruss machest, und wenn es sich nicht bald ändert mich gar verleiten, mein Leiden auf eine betrübte Art zu enden. Das hat gute Wege, erwiderte sie mit einem höhnischen Gelächter, du hast dein Leben gar zu lieb, als daß du dich selbst soltest Gewalt anthun; dazu fehlet dich die Hauptsache, nemlich Courage. — Ich beschloß daher einen Versuch zu machen, ob sie vielleicht auf diese Weise gebessert werden könnte. Eines Abends nachdem wir gespeiset, und sie mich durch allerhand stachlichte Reden auf das empfindlichste gereizet hatte, sprang ich vom Stuhl auf, lief in vollen Zorn die Treppen hinunter aus dem Hause in den Hof, zog meinen Schlafrock aus, legte denselben bey dem Brunnen nieder, und warf einen dicken Stein, den vorhin dazu anersesehen, in den Brunnen. Meine Frau die oben auf ihren Zimmer blieb, konte das Plumpen des Steins im Brunnen hören, sie fing also ein heftiges Geschrey an, brachte das ganze Hausgesinde in Alarm, lief die Treppe herunter mit Licht und Leuchten nach dem Brunnen zu, und als sie meinen Schlafrock liegen fanden, war kein Zweifel mehr übrig, daß ich wirklich hinein gesprungen. Man suchte Stangen und Haaken herbey um mich wieder heraus zu ziehen. Während dieser Beschäftigung schlich ich aus

dem Winkel hervor, in das Haus, verriegelte die Thür hinter mich, ging oben hinauf in ihre Kammer, wovon die Fenster gerade über den Brunnen waren, und öffnete ganz leise ein Fenster, um zu sehen, was geschehen würde. Ich hörte also eine förmliche Leichen- und Lobrede auf mir. Ach sprach sie, wie bin ich zu diesem Unglück gekommen, mein Mann, den ich so herzlich liebe, und mit welchen ich eine so friedfertige Ehe geführt, auf eine solche Weise zu verlieren. — Ich habe es schon seit einiger Zeit gemercket, daß er tief denkend gewesen, wann ich mich aber nach der Ursache erkundigte, wolte er nichts davon gestehen. Nimmer hätte ich geglaubt, daß er einen so betrübten Anschlag unternehmen würde, und was werden meine Eltern sagen, was wird die Welt von mir denken. Solche Klaglieder führte sie fort, rümpfte die Hände, und schwam gleichsam in Thränen.

Wie ich dieses alles nun genau hören konte, that es mir leid, ihr einen solchen Schrecken gemacht zu haben, und gab mir endlich durch ein kleines Geräusch oben am Fenster zu erkennen. Sogleich änderte sich ihr ganzes Betragen. Was? sprach sie, bist du auf meiner Kammer, du böser Mann, was hast du mich vor einen Schrecken verursacht, doch ich konte es wohl denken, daß du dich nicht in den Brunnen stürzen werdest, du mögest dich auch nur verkältet haben, und deine Zärtlichkeit verträgt solches nicht; Aber was hast du denn auf meiner Kammer, und bey meinen Sachen zu thun? mache mir das Haus offen, daß ich herein kommen kan. —

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Indische Beyträge

Küßen und Vergnügen.

24tes Stüd.

Den 14ten Junii 1773.

Beschluß der Ehestandsbegebenheiten des Herrn N. .
von ihm selbst beschrieben.

Das Wort Mein, welches mir von je her sehr verhasst war, reizete mich, aufs neue zum Zorn. Ich ergrif daher ihren Spiegel, welcher auf der Toilette stand, hielt ihn zum Fenster hinaus, und frug: wem gehört der Spiegel? Was brauchst du lange zu fragen? Ist der Spiegel nicht mein, und habe ich denselben nicht mitgebracht? Bey diesen Worten warf ich den Spiegel auf das Steinpflaster im Hofe, daß er in tausend Stücken zersprang. Ach mein schöner Spiegel rief sie! nun sehet ihr, zu den Domestiken sagend, welche bey ihr auf dem Hofe waren, daß mein Mann nicht bey Simen ist, eines folget aus dem andern! Ihre Leibtasse und anderes Geräth, so ich fand, hielt ich ihr auch zum Fenster hinaus, ob daß auch ihre wäre? ja, war ihre Antwort, wem sollte es sonst gehdren, denn wenn ich das Meinige aus dem Hause nehme, so bleibt dir Vorkler nichts weiter als die näckten Hände übrig! Ich fuhr inzwischen fort alles was ich finden konnte hinaus und in Stücken zu werfen, und dieses dauerte so lange, bis sie endlich mit gebrochenen Worten sagte, es gehdret mein und

dein, auch zuletzt flehentlich bat, doch aufzuhören und nichts mehr, da es ja Geld gekostet, zu zerbrechen. Hierauf gieng ich hernunter, öffnete die Thür, und begab mich nach meiner Stube. Aus den Mienen der Domestiken konte ich abnehmen, daß diese sich zwar Anfangs sehr erschrocken, jezo aber des Lachens zu enthalten nicht im Stande waren, und welches meiner Frau am mehresten verdroß. Sehr spät legte ich mich zu Bette. Sie lag schon, hielt sich stille, und sagte nichts, ich merckte aber, daß sie verschiedentlich schluchzete, auch fast die ganze Nacht mit heftigen Weinen hindbrachte, und koste also, daß dieses Mittel sie befehren würde. Nach ein paar Tagen erfuhr ich von meinen Bedienten, daß meine Frau einen Boten heimlich an ihre Eltern absenden wolle, und gab solchem Befel von allem was er erfahren würde, mir Nachricht zu geben. Der Bote kam wieder zurück, und ich erfuhr, daß meine Schwiegermutter nächster Tagen herüber kommen würde. Da nun der Ort wo sie wohnet, nur 5 Meilen von uns belegen, konte sie diese Reise in einem Tage bequem verrichten, dahero ich an eben dem Tage an welche die Frau

A a

Schwie-

Schwiegermutter ankommen sollte, mich früh zu Pferde setzte, einen Umweg nahm, damit ich sie nicht unterwegs begegnete, und nach . . . ritt, welches nur eine halbe Stunde von meiner Schwiegereltern Wohnung entfernt ist. Dasselbst kehrte ich bey einem bekanten Freund ein, schickte heimlich einen Boten zu meinem Schwiegervater, ersuchte ihn dahin zu kommen, und er fand sich auch des andern Morgens ein. Hier schüttete ich alle meine Klagen aus, der gute Alte umarmete mich, zog die Schultern, und bat Geduld zu haben, vielleicht würde es sich mit der Zeit ändern, ich sollte seinem Beyspiel folgen, und bey so bewandten Umständen alles gehen lassen, wie es wolle, denn ich es doch nicht besser würde; mit seiner Frau habe er eben dergleichen Kreuz zu ertragen; anfangs wäre es ihm hart gefallen, allein jezo sey er ganz darüber hin, und ließe seine Frau machen, was sie wolle; vernünftige Leute würden ihm auch ihre Thorheiten nicht zur Last legen. — Die Mittel, davon er lebe, habe er mit seiner Frau geheyratet, und sein weniges Vermögen habe er im Dienst des Fürsten von . . . zusehen müssen. Nach solchem schlechten Troste und als von meinem Schwiegervater Erkundigung eingezogen, zu welcher Zeit meine Schwiegermutter zurück reisete, nahm ich von diesem alten ehrlichen Manne Abschied, er umarmete mich, es ging auf beyden Seiten nicht ohne innerliche Gemüthsbevegung ab, und jeder kehrte nach seinem Orte zurück.

Ben meiner Zuhausekunft wurde ich auf die gewöhnliche Weise, das ist, mit gleichgültiger Mine empfangen. Ich that als wenn nichts vorgefallen sey, und sie folgte meinem Beyspiel, setzte aber im übrigen ihre Lebensart fort, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie fleißiger Besuche gab, auch dann und wann einige wieder zum Caffee annahm. Ihre Aufführung war indessen nicht besser, denn wenn sie wuste, daß die Gesellschaft überhaupt gut, und im

besten Anzuge erscheinen würde, kleidete sie sich so simpel als möglich, waren hingegen jene nicht gepuzet, so zog sie ihren besten Staat an, bloß um nur etwas besonders zu haben. Als sich zum erstenmal nach obiger Begebenheit einige zum Besuch melden ließen, kam sie zu mir, und fragte, ob es erlaubt sey, den Gästen Caffee in meinen Tassen vorzusetzen? denn die übrigen wären ja leider allesamt freventlich zerbrochen, sagte ich ihr mit einer ernsthaften Freundlichkeit sie möchte doch endlich in sich geben, und bedenken: daß Mann und Frau gleichsam ein Leib sey, auch sich nicht, wie bisher geschehen, der Welt zum Gelächter zu machen, und wegen ihr wunderliches Betragen ein Spott aller Leute zu werden. Sie schwieg auf alles stille, rümpfete die Nase, und sagte, daß ich ihr nur künftig auf keine andere Weise einen Schrecken machen möchte, vor das Ertrinken sey sie nicht bange, denn mein Leib wäre viel zu zärtlich, als daß mich einer Verkältung bloßstellen würde. Ha, ha, ha, und damit ging sie zur Thür hinaus. —

Da ich nun sahe, daß vorgedachte beyde Veruche keinen Nutzen gestiftet, sondern sie gegentheils noch in manchen Stücken ärger geworden war, mußte ich auf ein fühlbares Mittel bedacht seyn, und dieses richtete ich nach einer Methode ein, das ich vormals in einer Schrift gelesen und von sehr guter Wirkung befunden hatte, und auf dieses setzte ich mein völliges Vertrauen, es schlug auch nicht fehl, wie am Ende soll gezeigt werden. Die Cur so ich mit ihr vornahm, wurde folgendergestalt eingerichtet. Ich suchte drey starke und vernünftige Weiber aus, denen ich gute Belohnungen versprach, wenn sie meine Vorschrift genau befolgten. Als der Tag den ich zur Ausführung bestimmt hatte erschien, ritt ich des Morgens früh unter dem Vorwande eine Lustreise in Gesellschaft guter Freunde zu machen, aus. Mein Bedienter der zu Hause blieb, war von allen völlig

unterrichtet, und dieser mußte auch den Mägden ein gutes Trinkgeld in meinen Namen versprechen, sich ruhig zu verhalten &c. Gleich nach meiner Abreise, da meine Frau nach ihrer Gewohnheit noch im Bette lag, traten die drey bestellte Weiber, jede mit einer tüchtigen Ruthe in der Hand zu ihr fürs Bette, zogen ihr ohne Umstände die Decke ab, und geißelten sie, alles Schreiens und Tobens ungeachtet, bis auf das Blut derbe durch. Ihr Liebling nemlich die Kuh war eine Stunde vorher geschlachtet, in deren Haut, welche überall mit Salz stark eingerieben, wurde meine Frau von den Weibern nach der Geißelung so nackt und blutrünstig, wie ein Kind eingewickelt, so daß sie weder sich regen noch bewegen konnte. Anfangs schrie sie heftig um Hilfe, weil aber die Schlafkammer nach dem Hofe zuging, und es von den Nachbarn nicht konnte gehört werden, hatte sie sich zuletzt durch das Schreyen und kräftige Bestreben loß zu kommen, bergestalt abgemattet, daß sie verschiedentlich in Ohnmacht gefallen, durch stärkende Mittel aber wieder ermuntert worden war. Inzwischen war ich heimlich zu Hause wieder angelangt, und ließ mir von den Weibern, die beständig bey ihr zur Wache bleiben mußten, Nachricht von ihren Vertragen geben. Es wurde ihr ein und anderes zur Erquickung geboten, aber sie wolte es nicht nehmen. Nach Verlauf von 24 Stunden fragte sie die Weiber, wie lange diese Comddie noch dauern sollte? schalt und fluchte noch immerhin und stieß aus lauter Gist und Wogheit allerhand Drohungen &c. aus. Noch glaubte ich nicht, daß es Zeit sey, ihre Bande zu öffnen, und die Weiber durften sich in kein Gespräch mit ihr einlassen. Sie lag also noch 24 Stunden, und da sie nach einem unruhigen Schlaf erwachte, ganz kraftlos und matt zu seyn schien, fragte sie endlich: wo ist denn mein Mann? ach mein lieber Mann, ach daß doch mein Mann komt ehe ich sterbe. Auf diese Nachricht erschien ich vor ihrem Bette, und sie

redete mir auf folgende Art an: Mein lieber Mann, ich sehe es gar wohl ein, daß alles das was man mit mir vorgenommen, auf dein Befehl geschehen, und erkenne auch, daß ich mit allen Recht eine solche Züchtigung, wenn sie auch weit härter gewesen, völlig verdient habe, bitte dich aber besondlich, daß du mich alles womit dich böshafter Weise so oft beleidiget, vergeben wollest. Meine Mutter, deren Vorbild ich gefolget, ist an allen den Uebeln schuld, und ich bin jetzt zu matt, von meinen Vergehungen ein völliges Bekenntniß abzulegen, aber zum Zeichen meiner wahren Reue und künftigen Besserung, gehe vor den kleinen Schrank der auf meiner Kammer stehet, worin sich dasjenige finden wird, was ich dir gleichsam diebischer Weise entwand habe; jedoch laß mich zuvor du hingehst zu nehmen was dein ist, der Bande entladen, und gönne mir deine Liebe wieder. Die Frauensmitten sie hierauf aus der Pöckel erlösen, mittlerweile ich hin ging den Schrank zu öffnen, und zum Erstaunen und Freude einen Borrath von 800 Thaler und darüber, theils an Golde, theils an Silbermünzen fand. Sobald meine Frau sich angekleidet, kam sie auf meine Stube, fiel mich um den Hals, umarmete mich auf das zärtlichste, und sagte: ich erkenne jeko ganz wohl, daß du überaus grosse Geduld mit mir gehabt hast, und daß ich hingegen mein Vergnügen nur darin gesucht, dich auf alle Weise Verdruß und wenn es möglich gewesen, bey der ganzen Welt verächtlich zu machen. Eigensinn, Geiz, Stolz und andere solche verabscheuungswürdige Laster, herrscheten in meinem Herzen, und verdrengeten eine aufrichtige eheliche Liebe. Aber mein liebstes Herze fuhr sie fort, schreib dieses nicht allein auf die innerliche Neigung des Herzens nach dem Willen, sondern der schlechten Erziehung die mir meine Mutter gegeben. Sie ist es, ja leider, ich muß es bekennen, meine Mutter ist es, die mir dergleichen böse Grund-

Grundsätze eingefloßt, nicht, daß sie mich reizen wollen, gottlose Handlungen zu begehen, sondern nur durch ein solch Betragen das Ansehen einer Frau zu gewinnen, und verfluche ich solche Grundsätze, die dem Vergnügen und der wahren Liebe im Ehestande ganz entgegen sind. Das Geld, welches du in meinen Schrank gefunden, gehöret dein, ich habe es dir, indem ich bey allen Gelegenheiten Schwenzelpfennige gemacht, gleichsam gestohlen. Das Linnen zu deinen Hemden hast du als von fremden Leuten gekauft, bezahlet; denn du wirst dich erinnern, daß ich dir wohl ehedem weiß gemacht, das Linnen so ich vorrätzig hätte, gehörte meiner Mutter noch nicht völlig zu, indem sie es als verkehrt angenommen, und Geld darauf geliehen habe. Der Wein aus dem Keller ist verkauft und zu Gelde gemacht, damit meine heimlichen Ausgaben davon besreiten könnten, denn ihr guten Männer wißt mit aller eurer Klugheit noch nicht, was ein Frauenzimmer, das den Putz liebet, verschwendet. Es sind bisweilen nur Kleinigkeiten, aber der Kleinigkeiten gibt es unzählige. Die 300 Thaler zur Witwenpflugeschaft, sind aus meiner Casse gestoffen, und du hast sie mich jährlich verzinset, ist daß nicht gottlos? Ich muß es selbst bekennen, und der Ehrgeiz, Liebe zur Pracht, um es allen und jeden zu vorzuthun, waren die Hauptbewegungsgründe, die mich dazu verleiteten. Was mich bey allen denen ausgeübten bösen Intriguen am nächsten gehet und innigst betrübet, ist, daß ich dich, um etwas zu ersparen, des vielen hergegebenen Geldes ungeachtet, so schlecht als möglich gespeiiset, und mich dadurch gräßlich versündigt habe; Von Strauß an wil ich mich ändern, und niemand sol über mein Betragen Klage zu führen Ursache haben. An meine Mutter wil ich schreiben, und ihr meine Sinnesänderung und gefastten Entschluß wissen lassen, ihr kindlich bitten, meinem Bespiel zu folgen, und die wenigen Tage, welche mein ehrlicher Vater zu leben hat, nicht sauer zu machen,

sondern zu verfluchen. Dis geschah, meine Schwiegermutter spannete andere Saiten auf, und vielleicht mochte ihr vor die Ruhhaut bange werden. Mit meiner Amalia führte ich nunmehr eine vergnügte Ehe, und wir hatten gleichsam den Himmel auf Erden, da wir vormals die Hölle baueten.

Im zweiten Jahr nach unserer Verlobung befand sich meine Amalia schwanger, sie brachte mir zur gehdrigen Zeit die erste Frucht der Liebe, ein kleines Töchterlein zur Welt, welches aber wenig Tage überlebete. Es erfolgte eine zweite Schwangerschaft, und da die Blattern in der Stadt wütheten, womit meine Frau, die solche noch nicht gehabt hatte, auch befallen wurde, mußte sie aller angewandten Mittel ungeachtet ein Raub des Todes werden. Ich wurde also zum zweitemmale Witwer. Dieser Verlust gung mich äußerst nahe, und ich konnte mich in vielen Wochen nicht finden. Meine verstorbene Frau hatte kein Testament gemacht, folglich konnte ich nicht erben. Meine begangene Unvorsichtigkeit war für mich schmerzhaft. Die Schwiegereltern kamen herüber und verlangten das Mitgegebene zurück. Processen wolte ich nicht, sie packten also alles ein, und mein Haus wurde wieder so leer wie vormals.

Alt bin ich noch nicht, sondern in den besten Jahren, gefund auch muntern Gemüths, weit aber das Alter herannahet und ich eine Wittverin bedarf, so wünschte wol eine dritte Heirath einzugehen. Solte sich eine Person finden, die sich mit mir verbinden wolte, die entweder noch nicht verheiratet gewesen oder eine Witwe ohne Kinder ist, jedoch einiges Vermögen besitzet, (worüber sie aber selbst disponiren sol,) eine gute Anzahl Meudles, woran es mir fehlet, mitbringe, wolle sie sich nur gerade an mich wenden. Im Haushalt verlange ich Ordnung und keine Verschwendung. Dagegen sie alles Vergnügen genießen sol. Eins aber bitte ich mich aus, daß die Wörter Mein und Ich, nicht zur Ungebühr gebraucht werden. I. E. mein Tischeu, Zinn, Kupfer, Silber u. davor lege man Silber. Seyner: Ich habe dis gekauft, dis machen laßen ic dafür kan das Wort Wir gelten, und wenn dieses alles besolget wird, sol sie auch nach meinem Tode, wenn gleich keine Kinder erzeugt habe, die einzige Erbin meines ganzen Nachlasses seyn.

R . . .

Indische Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

25tes Stück.

Den 21ten Junii 1773.

Vorschlag zu einem moral-physical- und oconomischen Calender/ zum Besten des gemeinen Mannes.

Sie leben jezo in einer Zeit, wo sich viele gelehrte und erfahrene Männer um die Wette bemühen, ihre wohlgeprüfeten Entdeckungen, so sie im Reiche der Natur und sonst gemacht, dem Publico zum Besten in den öffentlichen Blättern anzuzeigen. Diese Art der Bekanntmachung ist eine der bequemsten und zugleich wohlfeilsten. Man kan das Nöthige zum Unterricht in der Kürze zusammen gefasset finden, und erfordert nicht, wie vormals ganze Folianten durchzublattern. Bey allen diesen löblichen Verfügungen bleibt aber der gemeine Mann in seiner alten Sphäre: Alle neue Entdeckungen, von welchen Nutzen sie auch immer seyn mögen, bleiben ihm unbekant; denn die Blätter, worin so mancher schöner Unterricht vorgetragen wird, kommen selten, oder überhaupt zu reden, gar nicht in seine Hände, und wenn er auch gleich dieselbe mit halten wolte; so fehlet es ihm sehr oft an der Zeit, und die öftern Abwechselungen der Materien würden ihm auch nur verwirret und verdrüsslich machen. Nach eines ge-

wissen Patrioten Vorschlag müßte eine Gesellschaft sich vereinigen und Blätter auf ihre Kosten drucken lassen, die besonders dazu eingerichtet, begreiflich abgefasset, und dem gemeinen Mann ohne Entgeld frey in die Hände gegeben würden; So scheinbar auch dieser Vorschlag immer seyn mag; so ist doch die Hoffnung eines guten Erfolgs sehr geringe. Denn bekantermassen ist der gemeine Mann in unsern Gegenden nicht so neugierig, Schriften zu lesen, als man bey andern Nationen findet, und noch mehr, er kan selten recht lesen, und würde sich daher von dem Vortrage oftmals einen unrichtigen Begriff machen. Was? nicht lesen! möchte jemand fragen, der gemeine Mann in der Schule wird doch zum Lesen angeführet! ja er lisset, mit ziemlicher Fertigkeit in seinem Gesangbuche, Catechismo, der Bibel u. Bey öfterer Wiederholung hat er endlich so viel gefasset, daß er den Inhalt lesen und auch verstehen kan; allein man lege ihm ein ander Buch in deutscher Sprache vor, daß so deutlich als möglich abgefasset, so wird sich zeigen, daß sein Lesen sehr stümperhaft

B b

herz

herauskömmt, daher zu wünschen stünde, daß den Kindern in der Schule, außer den gewöhnlichen Büchern auch andere Schriften in die Hände gegeben werden, und sie unter Aufsicht ihres Lehrers darin laut lesen müßten, alsdenn stünde zu hoffen, daß sie auch mit der Zeit, was sie lesen, verstünden. Das neue herausgekommene Werk oder Monatschrift, z. E. Betrachtung über die Werke der Natur, möchte meiner geringen Einsicht nach ein gutes Buch für die Jugend seyn, und viele Stücke, so darin sind, das Erkänntniß des gemeinen Mannes sehr erweitern. Es bildet seinen Verstand, macht ihm zum Menschen, und giebt ihm Gelegenheit zum Nachdenken, welches, wie ich glaube, eben so nöthig ist, als die christlichen Lehren ihm beizubringen, wie denn auch nothwendig, daß man solchen Unterricht vorher müsse geben lassen, bevor ein guter Grund im Christenthum gelegt werden könne: Manchem Schulbedienten, besonders auf dem Lande, würden dergleichen Bücher eben so fremd seyn, als den Kindern in seiner Schule. Da man aber heut zu Tage von denen Schulbedienten mehr fordert, als in den vorigen Zeiten, so müßte auch zu erwarten stehen, daß mehr Nutzen gestiftet werde.

Unter allen vorgeschlagenen Mitteln, den gemeinen Mann durch Schriften einigen Unterricht zu geben, scheint wol keiner am geschicktesten als der Calendar zu seyn. Durch diesen könten nach und nach, wenn beständig mit Abwechslung fortgeföhren würde, nöthige Wahrheiten unter dem gemeinen Manne verbreitet werden. Dieses Buch ist jeden bekannt, kostet nicht viel, und wird in den mehresten Häusern gefunden. Betrachtet man aber die Einrichtung unserer Calendar vernünftiger Weise, so muß man sich wundern, wie es möglich sey, daß solch eleu-

des Gewäsch darin nach aufgeklärten Zeiten erscheinen könne. Zu anfangs erscheint vor jeden Tage eines der himmlischen Zeichen, ferner die Figuren, gut Haar abschneiden, zu schröpfen, Aderlassen, purgiren, Kinder entwehnen, Bau- und Brennholz zu fällen, säen, pflanzen, Aspecten; ferner die betrügliche Wetterprophezeungen, von Sonnenschein, trüber Luft, starken Wind, heftigen Gewitter, Frost, Hagel, Schnee ic. Die Prognostica von Fruchtbarkeit, Krieg, Krankheit, Frieden, lächerliche Weissagungen von der Geburt eines Knäbchens oder Mädchens ic. Erdichtete sogenannte lustige Historien, Geschichte und Erzählungen aus entfernten Gegenden und Staaten, Begebenheiten aus den vorigen Jahrhunderten, Leberreime, Räzel, und was sonst die Calendarmacher erfinden, um Abgang ihrer Waare zu haben. Ueberdies kan vielfältig wahrgenommen werden, daß der Aberglaube bey dem gemeinen Mann dadurch gestärket wird, indem er alles vor ausgemachte Wahrheiten hält. Seit einigen Jahren siehet man zwar bey einigen Calendarn, daß man sie in vielen Stücken verbessert, und das Uebel auf einmal ganz auszurotten dürfte auch nicht rathsam seyn, denn der gemeine Mann würde sonst keinen Calendar mehr kaufen, es muß daher nach und nach geschehen, und ich wil meine Gedanken darüber zur Prüfung vorlegen. Sie sind folgende: die wesentliche Einrichtung des Calendar müßte bleiben, wie sie bis daher gewesen, nemlich, die Monate, Wochen, Tage, Lauf der Sonne, des Mondes Erscheinung, die beweglichen und unbeweglichen Feiertage, jeder in seiner Ordnung, auch die heiligen Tage mit rothen Buchstaben, wie vorhin, zum Abzeichen der andern, gedruckt. Gleich hinter jeder Woche, anstatt der Wettergeschichte, etwas vom Landhaushalt, Garten- und Feldbau

bau u. zur Abwechslung stehen, auch die Jahrmärkte, welche in solcher Zeit vorfallen. Eine Tabelle, zu welcher Zeit Sonne und Mond jeden Tag auf- und untergehen, siehet man schon in verschiedenen Calendern, ist auch sehr nützlich. Auf der zweyten Seite, welches der Schreibcalender für jeden Monat heißen sollte, wozu aber sehr wenig Raum ist, und überdem pflegt das Papier, darauf mit Dinte zu schreiben, nicht dienlich und gut zu seyn, daher würde es Vortheil verschaffen, wenn zu den Calendern, und besonders zu dieser Blatte gutes Schreibepapier genommen würde. Der gemeine Mann schreibt zwar selten, was ihm im Haushalt von Ausgabe und Einnahme vorkommt, an, und wenn er auch dieses gerne thun möchte, feulet es ihm oftmals an Papier, und so er es drauf schreibt, werden solche Sachen nicht allemal genau verwahrt; hätte er aber seine Nachrichten im Calendar aufgezeichnet, möchte es nicht so leicht verlohren gehen. Die mehren Theile gemeinen Standes sind selten große Schreibmeister, und verlassen sich gemeinlich aufs gute Gedächtniß. Daher es überflüssig seyn dürfte, zu sagen, ob nicht bey so bewandten Umständen mancher Irrthum in dessen Verkehr vorkommt, so ihnen vielfältig zum Nachtheile gereicht, und manchen Verdruß verursacht.

Der übrige Raum des Calenders, wenn auch ein Bogen hinzu gefüget würde, könnte auf folgende Weise den Landmann nützlich werden, besonders, wenn alles auf das deutlichste in der Kürze vorgetragen würde. 1) Von dem Betragen der Eltern gegen ihre Kinder, und diese gegen die Eltern. Herrschaften gegen Bediente, Tagelöhner u. und diese gegen ihre Brodtherrn. Von der Friedfertigkeit gegen den Nachbar, und überhaupt gegen alle Menschen,

als unsere Nächsten. Von der Milthatigkeit gegen Arme die es verdienen. Von den Abgaben. Von den Pflichten gegen den Landesherrn, und dessen nachgesetzten Obrigkeiten. Von den Pflichten gegen uns selbst u.

2) Wohlversuchte Hausmittel für Menschen und Vieh, und wie man sich im Nothfall bey Verwundungen und Zerbrechungen der Glieder, wenn sogleich kein Arzt zu haben ist, helfen könne. Diätisches Verhalten in Krankheiten, so unter den Landleuten zu herrschen pflegen, denn der gemeine Mann glaubt, wenn er krank ist, daß er alsdenn besser als gewöhnlich Essen und Trinken müsse, um Kräfte zu behalten. Daß es also rathsam sey, wenn der kranke Landmann sich sofort an einen geschickten Arzt wende, und nicht eines jeden Vorschlag gebrauche, oder Aelterärzter Hülfe suche, weil seine Genesung dadurch verzögert wird.

3) Allerhand nützliche Vorschriften zum Landhaushalt, von der Viehzucht, dem Ackerbau, der wilden und zahmen Baumzucht, gute Regeln vom innerlichen Haushalt, Bierbrauen, Schlachten, Mästung, Erkenntniß des guten Saamens und der Gartenarbeit. Aufbewahrung und Nutzung des Obstes u.

4) Möchte nicht undienlich seyn, wenn der gemeine Mann, einige Kenntniß von den Landesgesetzen hätte, die ihm vorgeschrieben, wornach er handeln und beurtheilet werden solle, damit er nicht nöthig habe, sich bey vorkommenden Umständen von andern Rath zu erholen und dafür Geld zu bezahlen. Wie mancher fällt nicht aus Unwissenheit und Irrthum in eine Strafe, welche er vermeiden können, wenn ihm das Verbot genau bekannt gewesen. Wie mancher leihet sein Geld
aus,

aus, ohne die dabey nöthige Vorsicht zu nehmen. Wie oft wird nicht was gekauft oder verkauft, dabey nicht ein Betrug verborgen steckt, da es bereits an andere verpfändet ist. Wie oft füget es sich daß einer dem andern wegen Schuldforderung anklaget, ohne die dabey vorkommenden Schwierigkeiten einzusehen. Man findet vielfältig, daß jedes Land, jede Provinz ic. ihre eigene und besondere Gewohnheit hat, die in den Rechten gegründet ist, und daher sehr oft Schaden und Verdruß entsethet, wenn man keine genaue Nachricht davon hat. Alle diese besondere Arten auf einmal anzuführen wäre gleichwol unmöglich, es könnte aber stückweise nach und nach geschehen, und müßten solche kurz und deutlich vorgetragen, und auf vorkommende Fälle, durch Beyspiele erläutert, passend sind. Ein kurzer Inbegriff von Rechtsfällen und Gewohnheiten, in sofern es in den Handlungen des gemeinen Mannes seinen Einfluß hat, und wie bey solchen Umständen die nöthige Vorsicht, Hülfsmittel, Anweisungen, zu gebrauchen ständen, gründlich und ohngekünstelt angezeigt werden, wodurch man entweder einen Proceß vermeiden, oder einen unvermeidlichen mit einiger Wahrscheinlichkeit beurtheilen könne. Der Nutzen von solchen Unterricht ist augenscheinlich, und folgendes kan desfalls zum Beyspiel dienen: Wie ofte kommen nicht Fälle vor, worin die Frauen für ihre Männer Schulden halber gepfändet werden sollen, sich der Vollziehung desselben widersetzen, unter dem Vorwande, die Sachen, welche man pfänden wolle, gehdren nicht dem Manne, sondern ih-

nen zu, so bey genauer Untersuchung aber falsch befunden, bestraft, und in weitläufige Proceße verwickelt wird. Wäre es daher nicht rathsamer, wenn die Frauen wüßten, wie weit sie gehen, und wie sie sich in solchen Umständen zu verhalten hätten, auf was Weise sie ihr Eigenthum zu beschleunigen, und gleich anfangs, wenn die Bescheinigung richtig, das Gepfändete zurück nehmen könnten, auch worin eigentlich ihre Beweise bestehen müßten, damit sie der Richter vor gültig erkennen könne, falls ihnen aber der gehdriige Beweis mangelt, lieber ihr Unglück zu ertragen, als sich in einen weitläufigen Proceß einzulassen. Die Wohlthaten des stille-schweigenden Pfandrechts, welches die Rechte demjenigen zustehen, der ein Haus oder Land vermietet, auf das eingebrachte Hausgeräthe, auf das Korn, welches auf dem gemiethteten Lande gewachsen, verliehen hat ic. ist von sehr großen Nutzen, denn ohne dieses würden viele geringe Leute, welche keine andere Bürgschaft haben, weder Wohnung, Gärten, Ländereyen ic. zur Miethe erhalten können. Wie oft sucht nicht ein anderer Gläubiger, oder die Frau, unter dem Vorwande, das eingebrachte Geräthe gehdre ihnen zu, dadurch dem Hausherrn, oder dem, welchen die Grundstücke gehdren, aber ihnen vermietht sind, das Vorzugsrecht streitig zu machen. Wäre es daher nicht höchst ersprießlich, wenn ein ordentlicher Unterricht von solchen Fällen angezeigt, und umständlich vor Augen gelegt würde. Wie viele Beschwerden kommen den Richtern vor, da sich Partbeyen unter einander viele vergebliche Mühe und Kosten verursachen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Indische Beyträge

zum

Sußen und Vergnügen.

26tes Stück.

Den 28ten Junii 1773.

Beschluß

des Vorschlags zu einem moral-physical- u. öconomischen
Calender/ zum Besten des gemeinen Mannes.

Solte es daher nicht gut seyn, wenn einige Fälle zum Beyspiele angeführet, und deutlich gezeiget, wie weit in dergleichen Begebenheiten zu gehen, und wie ferne Schaden und Kosten zu vermeiden wären. Würde nicht mancher eine geringe Strafe erlegen, wenn es in seinen übrigen Gerechtsamen keinen Einfluß hat, und den Schaden verschmerzen, zumal wenn er vorher wüßte, wie hoch sich die Kosten belaufen, die er auf mißliche Beschwerden verwenden müßte. Ein gütlicher Vergleich würde alsdenn weit ehender als sonst, zu Stande kommen.

Die vornehmsten Gründe der Dorf- und Markgerechtigkeiten, wie auch was zur Policy gehdret, Verordnungen, Befehle, die im vorigen Jahre ergangen, und dem gemeinen Manne zu wissen nöthig, könnten Auszugsweise angeführet, und die Fälle, wie weit man mit der Pfändung, zu Erhaltung eines Rechts

oder Schadloshaltung, gehen könne, deutlich erkläret werden. Ein Register, nach welchem die Gläubiger bey entstehenden Concurß rangiren. Ein Auszug der Taxordnung. Was man in den gewöhnlichen Fällen, dem Richter, Advocaten, Procuratoren ic. zu bezahlen habe. Wie viel für ein Notariat, Zeugenverhör oder Zeugniß zu erlegen sey. In welchen Fällen ein Arrest statt finde. Wenn auf die erste oder andere Ladung ein Pfand erfolge, wie es mit der Pfändung oder dem Verkauf des Pfandes gehalten werden müsse ic.

Vergleichung der Maasse, Gewicht, Ellen ic. mit den benachbarten Ländern, Münztabellen, und was sonst dem gemeinen Manne bey seinem Verkehr zu wissen nöthig ist. Alle dergleichen Sachen könnten von Jahren zu Jahren mit einander abwechseln, und zur Zeit jedesmal etwas eingerückt werden, welches überhaupt von sehr großem Nutzen seyn müßte, besonders, wenn

E c

alles

alles mit einer Deutlichkeit und leicht zu begreifenden Art, so viel möglich, in der Kürze vorgetragen würde.

Auch könnte nicht schaden, wenn die Preisaufgaben, welche hin und wieder von denen ökonomischen Gesellschaften, oder sonst bekant gemacht sind, in dem Kalender mit eingerückt, auch die Namen derjenigen Personen, welche Preise erhalten, besonders zur Nachahmung aufgeführt würden, und da gemeinlich bey vorgedachten Gesellschaften, Schriften zum Vorschein kommen, so wäre nicht undienlich, wenn Auszüge davon gemacht würden, oder andere nützliche Aufsätze, z. E. Grundsätze des Ackerbaues; von verschiedenen Arten der Erde, solche durch Mischung zu bessern; vom Getraidebau, Dünger, Futterkräuter, Hanf- und Flachsbau, Hopfen u. c. Wartung der Schaafe, Schweine, Gänse, Dienen u. c. Pferdezaucht, Hornvieh, Naturgeschichte des Landes u. c. Letztlich muß ich noch diesen Wunsch hinzufügen, daß der Kalender welcher überhaupt im Haushalt unentberlich ist, auch den Kindern in der Schule vorgeleget, und gezeigt werde, daß sie darin auffuchen und finden können, was sie zu wissen verlangen. Man kan öfters wahrnehmen, daß viele Menschen, sogar von höhern Stande, und solche wovon man es nicht vermuthen sollte, gemeinlich aber von dem schönen Geschlechte, daß sie gar selten im Kalender dasjenige finden können, was sie zu wissen verlangen, und daher sich bey andern Rathes erholen müssen u. c.

Da ich oben der öffentlichen Blätter und deren Nutzen gedacht, so muß ich auch etwas von den Lesern derselben gedenken. Füglich kan man dieselbe in zwey Classen bringen, als 1) diejenigen, welche Wissenschaft, Vernunft und Beurtheilungskraft besitzen: diese lesen solche Blätter mit Ver-

gnügen, wissen einen jeden seinen gehörigen Werth beizulegen, und falls sie etwas zu tadeln finden, geschiehet es aus Gründen und mit Recht. Hingegen sind die von der zweiten Gattung, die stärksten Critici und Beurtheiler derselben. Sie sind solche, denen es an Wissenschaft, Erkenntniß und Erfahrung fehlet, und sich bloß und auf ihre eingebillete gesunde Vernunft verlassen. Sie unterscheiden sich dadurch vom Pöbel, daß sie öffentliche Blätter mithalten und lesen, zumal es in den jezigen Zeiten Mode geworden. Komt diesen Klüglingen ein Aufsatz vor, den sie nicht verstehen, ob er gleich dem Verfasser bey Kennern Ehre macht, so heißt es, daß es ein elendes und thummes Geschmiere sey. Wird von der Landwirthschaft und der Oeconomie überhaupt, oder sonst etwas vorgetragen, wovon sie vormals nichts gehört, oder in ihrem Bezirk niemals in Ausübung gebracht worden, von solchen urtheilen sie manchemal recht schimpflich, und so gehet es in mehrern Fällen. Man thut aber wohl, daß man diese mit Mitleiden ansieht, sonst verdienten sie, daß man ihnen das ne furor ultra crepidam ins Ohr flüsterte, und dabey zu bedenken gäbe, daß die Ausfertigung solcher Blätter, gemeinlich Männern anvertrauet wird, die obllige Beurtheilungskraft besitzen, und die von den eingefanten Aufsätzen und Abhandlungen das Beste zu wählen wissen, auch durch die Abwechselungen der Materien, jede Art von Lesern vergnügen. Dieses letztere führe aus keiner andern Absicht an, als zu zeigen, wie schädlich es dem gemeinen Manne sey, und wie wenigen Nutzen es schaffen würde, wann man ihm solche Art von Schriften in die Hände geben wolle. Denn geschiehet das am grünen Holz, was ich von der zwenten Art der Leser öffentlicher Blätter gesagt habe, was will am durren werden?

Nachricht vom Kartoffelkaffee.

Daß man die Cartoffeln auf eine vielfältige Weise zubereiten kan, lehrt die tägliche Erfahrung, und man raffinirt noch immer, sie gemeinnütziger zu machen. Neulich fand ich im Altonaischen Reichspostreuter die Nachricht, daß man angefangen habe, Caffee aus Cartoffeln zuzubereiten, der mit etwas wirklichen Caffee vermischt und mit Hirschhorn abgekläret, einen guten Geschmack haben sollte. Ich ließ die Probe mit dieser Erfindung machen, und fand, daß die Zeitung nicht zu viel gesagt habe. Die Methode diesen Cartoffelkaffee zuzubereiten ist folgende: Man kocht die ganze Cartoffeln in ihrer Schale auf, jedoch nicht ganz gar. Darauf wird die Haut abgezogen, und die Cartoffeln werden in kleine Würfel zerschnitten, und auf den Ofen wie die zerschnittenen Eichorien getrocknet, dann im Brenner geröstet und gemalen. Ich habe zwey Drittel Cartoffeln und Ein Drittel Caffee nehmen lassen, welches Getränk gut

schmeckte, und ohne Hirschhorn ganz klar wurde. Mit Eichorien war ich nicht versehen, sonst glaube ich, daß diese beyde einländische Producte, mit einander vermischt, ein sehr trinkbares Getränk werden würde, so, daß wir des Caffees ganz und gar würden entrathen können, und unsere Gesundheit würde bey diesem Tausch sich eben so wohl befinden als unserbeutel. Diejenigen, die einen gar zu zarten Gaumen haben, werden dienstlich ersuchet, nur eine 14 Tage ohne Vorurtheil so patriotisch zu seyn, und diesen Caffee zu trinken, wo sie finden werden, daß ihr Geschmack sich mit dieser Veränderung gut vertragen werde. Ich glaube aber, daß die Cartoffeln vor dem Frühlinge sich besser dazu schicken werden, als die ganz durch den Frühling aufbewahrten, und es wäre zu versuchen, ob man nicht eine Quantität gebrannter und gemahlener Cartoffeln in Kartusen aufbewahren könnte.

S.

Neue Bücher.

Denen Liebhabern erbaulicher Schriften, wird hiedurch bekant gemacht, daß eine Sammlung von erbaulichen Briefen, die der selige Hr. Friederich August Weihe, Prediger zu Gohfeld im Fürstenthum Minden, an verschiedene seiner Freunde geschrieben, durch den Druck gemeinnütziger gemacht, und mit einer Vorrede von dem Consistorial-Rath und Superintendenten des Fürstenthums Minden Hn. Benator heraus gegeben werden sollen. Man zweifelt nicht, daß den Freunden einer ächten Gottseligkeit, und besonders denen, die den Character eines ungeheuchelten Chri-

stenthums und einer bey aller Gelegenheit, hervorleuchtenden grossen Demuth und Menschenliebe an dem seligen Verfasser dieser Briefe gekant, ein wesentlicher Dienst durch diese Veranstaltung geschehen werde. Viele seiner Freunde haben oftmals den Wunsch geäußert, eine Sammlung von seinen sehr erbaulichen Predigten durch den Druck in die Hände zu bekommen; allein bey seinen überhäuftten mannigfaltigen Arbeiten konte er dazu so wenig Neigung als Zeit erhalten; zumal da durch die Einäscherung seines Hauses fast alle seine Concepte, die ausführlich und

zum

zum Druck brauchbar waren, verloren giengen.

Weil aber der Wohlthätige, nebst andern großen Gaben, auch diese besaß, durch Briefe zu unterrichten und zu erbauen, so brauchte er auch diese mit vieler Treue; und es wurde ihm dazu reichlich Gelegenheit gegeben, da aus vielen Gegenden von Freunden an ihm geschriebenen wurde, die sich seines Rathes zu bedienen wünschten, zur Errettung ihrer unsterblichen Seelen und zu einem heiligen und fröhlichen Wandel.

Sein Schreibetisch war seine tägliche Kanzel; man kan hinzu setzen, auch nächtliche, weil er manche Stunde der Nacht von seiner Ruhe abkürzte, um andern brauchbar zu seyn. Seine Ewigkeit wird es klar machen, ob sein erbaulicher und mit vieler Weisheit geführter Wandel in seinem Hause, oder seine rührenden und dringenden Predigten und öffentliche Ermahnungen, oder seine große Sorgfalt in den Stuben der Kranken, die er oft mit häufigen Thränen neckte, oder der Umgang außer seinem Hause, den er beständig zu heiligen und andern nützlich einzurichten suchte, oder sein fleißiger Briefwechsel den größten Nutzen gestiftet.

Man hat sich Mühe gegeben, zu diesem Endzweck die Originalbriefe oder die Copien, davon zu überkommen, und man wiederholte hiemit den Freunden, die ihre Briefe dazu hergegeben, das Versprechen, daß ihre Namen sowol als Privatumstände, sorgfältig weggelassen werden sollen.

Weil die Ausführung dieses Vorhabens etwas starke Kosten erfordert: so hat man um den Käufer und Verleger die Sache zu erleichtern, den Weg der Pränumerazion erwählen wollen. Die erste Sammlung, welche man vorerst heraus zu geben gedenkt, wird ohngefehr 150 Briefe enthalten, und diese sollen in Leder gebun-

den, das Stück 24 Mgr. in marmorirten Bände mit goldenen Linien und Titel 30 Mgr., auf Schreibpapier in Corbuan vergoldet auf den Schnitt oder in Franzband für 1 Rthlr. 12 Mgr. vorschussweise erlassen werden. Wer 12 Exemplaria nunt, bekömmet das 13te gratis, die Pränumerationsgelder bittet man sich aber franco aus, und diese werden bis 4 Wochen nach Johanni angenommen werden, nachgehends wird für jedes Exemplar Ein Drittel mehr bezahlt werden. Nach geendigter Pränumerazion werde gleich Anstalt zum Abdruck machen, und werde ich denen Freunden, die den Vorschuss an mich, oder an andere, die ich darum ersuchet gethan, so bald nur möglich die schuldige Exemplaria abliefern.

Um mehrerer Bequemlichkeit können sich die auswärtigen Liebhaber, in Lippstadt an den Herrn Pastor Scheer, in Bielefeld an den Herrn Kaufmann Friederich Dellkeskamp, in Herford bey dem Buchbinder Haacken und Albrecht, in Lemgo bey dem Buchdrucker Timme, in Blotho bey den Kaufmann Herrn Dedeking und Buchbinder Wundermann, in Lübbecke bey dem Buchbinder Ditto, und in Minden bey des sel. Hrn Rechts Erben und mir melden, und die Pränumerations bezahlen, von welchen auch ein jeder seine Bücher wieder gegen Zurückgabe des erhaltenen Scheins in Empfang nehmen kan.

Solten auch Freunde seyn, die noch Briefe von den vollendeten Herrn Verfasser in Händen haben, von denen sie glauben, daß deren Bekantmachung dem vorgesetzten Endzwecke gemäß seyn werde: so werden sie ersuchet, den Endesbenannten entweder die Originale oder Copien davon anzuvertrauen, da ihnen denn erstere mit aller Dankbarkeit nach Verlangen zurück geliefert worden sollen.

Minden den 24. Junii 1773.

Martin Gottfried Franke.

Heindensche Beyträge

zum Nuzen und Vergnügen.

27tes Stüd.

Den 5ten Julii 1773.

Ueber das Nützliche und Angenehme.

Was ist nützlich? was ist angenehm? Das sind zwey Fragen, worauf die Antwort sehr leicht zu seyn scheint. Freylich ist sie es auch, wenn man bloß sagen will, was uns nützlich oder angenehm zu seyn deuchtet. Auf diese Art beantworten sie die mehresten schon von selbst, ehe man sie noch darum gefragt hat. Es ist also mit diesen beyden Begriffen fast beschaffen, wie mit dem Geschmack; nur mit dem Unterschiede, daß es bey dem letztern bloß auf das körperliche Gefühl ankommt, bey jenem aber auf Regeln, welche die Vernunft und Empfindung vorschreibt. Doch um diese Regeln pflegen sich die mehresten Menschen nicht zu bekümmern, sondern sie erklären oft ohne Umstände, das Angenehme für unnützlich, und das Nützliche für brauchbar. Ehe wir aber solche Nachsprüche thun, solten wir uns billig erst diese drey Fragen vorhalten. Gefällt das Angenehme, welches ich für unnützlich halte, nicht vielleicht andern? Was für Vortheil, was für Schaden kan es haben? Was für Gründe hab ich für das eine und das andere, und welche sind überwiegender?

Ob man gewohnt ist, die erste Frage an sich zu thun, daran zweifle ich, und meine Bemerkungen, die ich vor kurzen darüber bey einem Concert angestellt habe, befestigen mich in dieser Meinung noch mehr. Hier waren alle Zuhörer zwar darin einig, daß ein Concert etwas angenehmes sey, aber ein jeder hielt doch nur dasjenige Stück für wirklich angenehm, welches seinen Ohren gefiel. Fräulein Douce, war bloß für die sanft fortschleichenden Sillerischen Andanten, und der Hauptman von Sturm für die Arie di Br. vura eingenommen. Sturm wolte einschlafen bey dem Stabat mater des Pergolesi, indessen daß das Fräulein in Thränen zerfloß. Aber eine Symphonie mit Pauken und Trompeten, weckte jene vom Schlafe wieder auf, und er konte sich kaum enthalten, denen die um ihm standen, die Füße zu zertanzen. Der alte Pandus aber, welcher nichts weniger als ein solches Geräusch leiden kan, nahm seinen Huth und Stock, und schlich sich davon. Was wird nun gespielt? fragte Alton; und Bodus sagte ihm, daß eine Sonate von Agricola folgen würde, diese aber verlangte Alton gar nicht zu hören.

D d

D!

O! das ist ja schön? sagte Bodus, mit ihrem Benda! Hören Sie nur zu, das Stück soll ihnen gewiß gefallen! aber Alton wolte nicht. Was ist das für eine Symphonie? fragte Bodus einige Zeit nachher. Es ist die aus dem e dur von Benda, antwortete Alton. Nun so wil ich unterdessen eine Partie Billard spielen, sprach Bodus. Alton rief ihm zwar nach, er mögte bleiben, es sey was entzückendes, es sey Benda's Meisterstück! Aber da war kein halten, er spielte Billard. —

Kurz, ich würde nicht fertig werden, wenn ich die verschiedenen Urtheile erzählen wolte, welche ich damals hörte. War es aber recht, daß der Hauptmann über die Weichlichkeit des Fräuleins spottete? und daß sie hingegen über den Hauptmann lachte, als ihn die Trompeten in solche Bewegung setzten? War es billig, daß man dem alten Pandus sein Fortschleichen verdachte? Konnte Alton die Symphonien des Benda nicht schön finden, ohne die von Agricola zu verachten, und mußte Bodus die Stücke des letztern bloß auf Kosten des erstern loben? Woher kam das alles? sie hatten vergessen, die erste Frage an sich zu thun. Das Fräulein war von einem sanften mitleidigen Charakter, der Hauptmann aufgeräumt, und an kriegerische Musik gewöhnt. Pandus ein fränklicher und die Stille liebender Greiß. Alton, ein Mann, der von einem Schüler des Benda Unterricht empfangen hatte, und Bodus an die Compositionen des Agricola gewöhnt. Ein jeder hatte also gewissermaßen Recht, warum er an diesem oder jenem Stücke vorzüglich Antheil nahm; aber mußte er denn sein Urtheil gleich andern aufdringen? Bey der Musik mögten indessen dergleichen einseitige Entscheidungen noch hingehen, denn es kömt hier allein auf die Empfindung an, und diese hängt in solchem Falle ohnstreitig mit

von unsern Gehörnerven ab. Ein bloßer Dilettante, der wenig oder gar keine Kenntnisse von der Tonkunst hat, mag also immer sagen: Das Stück ist schön! und wir wollen es ihm zugeben, wenn unsre Empfindung gleich das Gegentheil sagt. Sind wir doch in Ansehung der Speisen eben so billig, und lassen jemanden seinen Schweizerkäse rühmen, wenn wir ihn gleich nicht ohne Widerwillen kosten könten. Wie kömmt es aber, daß wir über das Nützliche und Angenehme nicht eben so denken? Warum wollen wir unsern närrischen Despotismus auch über die Schriftsteller ausbreiten, welche zum Vergnügen schreiben? Oder über die Leser, welche zur Belustigung lesen? Dieß ist eigentlich meine Materie.

Wir finden, daß es in den gesitteten Ständen noch unzählige Menschen giebt, welche über die Schriften und Werke des Vergnügens kein vortheilhaftes Urtheil sprechen. Alles was sich nur unter dem Inbegriff der schönen Wissenschaften und freyen Künste bringen läßt, hat nicht die Ehre ihnen zu gefallen. Wenn sie diesen Widerwillen für sich behielten, so mögte das noch hingehen, und sie wären allenfalls nicht schuldig, von ihrem GeschmacksRechenschaft zu geben. Allein ihre Eitelkeit verlangt durchaus, daß man ihre Meinung auch in diesem Stücke vernünftig finden, und ihr beitreten sol. Mich dünkt, dieses Vornrtheil hat seinen Ursprung aus einem gewissen Stolze. Man trifft es wenigstens immer bey Leuten, die sich auf andere Eigenschaften etwas einbilden, und sich in ihren Gedanken so wichtige Personen dünken, daß sie sich zu solchen Kleinigkeiten nicht mehr herablassen können. Wir wollen den Fall setzen, daß ein gelehrter und geschickter Justiz- oder anderer Staatsbedienter, der aber keinen Geschmack hat, von einem Dichter oder

Phi-

Philosophen sprechen hört, so wird er sich heimlich seiner Würde dabey bewußt seyn. Er vergleicht seinen Rang, Gehalt, Ansehen, Geschicklichkeit, und kurz, das ganze Verhältniß, worin er gegen seine Mitbürger steht, mit dem Range u. s. w. des Philosophen oder Dichters. Er findet, daß dieser weit unter ihm ist, und daß die Arbeit des letztern lange nicht so viel Bewegung in seiner Stadt macht, als ein einziges Decret von ihm. Vielleicht denkt er auch, daß kein Mensch solcher Schriften nöthig habe, er möge sein Brodt in der Welt zu verdienen suchen, wie er wolle, und daraus folgt nach seiner Meinung ganz unstreitig, daß die Beschäftigung dieser Leute unnütz sey, und wenig Beyfall verdiene. Wenn ihm ein anderer Justizbedienter, der Geschmack hat, das Gegentheil versichert, so wird er es sehr übel nehmen, und ihm wol gar seine Neigung dazu, als eine Schwachheit anrechnen. Einem andern würde ers allenfals verziehen haben, aber bey einem, der auch ein Justizbedienter ist, sieht er das als ein Verbrechen an. Er kan ihm zwar nicht vorwerfen, daß es einen nachtheiligen Einfluß auf seine Amtsgeschäfte habe; er würde auch, ohne empfindlich zu werden, anhören können, daß sein College die Nebenstunden mit Tarocspielen zubringe; nur für die Philosophie oder schönen Wissenschaften so sehr eingenommen zu seyn, das wil ihm nicht in den Kopf. Wenn wir nachdenken, so findet sich der Grund davon; es ist bloß Stolz! Wie kan sein College, der doch auch ein Rechtsgelehrter ist, und vielleicht den Ruhm eines geschickten Mannes hat, außer der Jurisprudenz noch eine Wissenschaft lieben, die gar nichts von dem feyerlichen der Geschäfte hat, und diese eher hindert als befördert? Wie kan ein Mann, von dem viele Sentenzen durch drey Instanzen bestätigt sind, der verworrene Inqui-

sitionen entwickelt, und delicate Commissionen mit Glücke beendiget hat, in Gesellschaften den Mann von Geschmack machen? Das deucht ihm keine geringe Erniedrigung zu seyn! Wenn dieser Mann aber seine Verunft und Einsichten einige Zeit dazu anwenden wolte, daß er untersuchte, ob die Philosophie und die schönen Wissenschaften eine solche Geringschätzung verdienen? Dann würde er sich bald von dem Gegentheile überzeugen können. Solte er auch keinen Geschmack daran gewinnen, so würde er doch wenigstens finden, daß die nicht Unrecht hätten, welche Geschmack daran haben. Ein solches Vorurtheil ist bey einem Manne, der wegen seiner übrigen Einsichten Achtung verdient, für alle diejenigen nachtheilig, welche aus Privatabsichten gendthiget sind, sich nach ihm auch in diesem Stücke zu richten, oder welche ihn blindlings zu ihrem Muster angenommen haben. Es legt den ersten Zwang auf, und die letztern verdirbt es.

Diejenigen, welche nicht einmal in andern Wissenschaften Kenntnisse und Verdienste haben, und doch dreust genug sind, die Werke des Geistes für unnütz zu erklären, verdienen eher Mitleiden als Tadel. Ich rechne dahin alle die Staatsbedienten, welche nichts als ihren lieben getrenen Schlendrian verstehen; alle Officiers, deren Einsicht mit dem: **Derkehrt auf die Schulter!** ihr Ende erreicht hat; alle Müßiggänger, sie mögen für ihr Geld hochwürdige Herren, oder Titularräthe seyn, sobald die Grenzlinie ihres Verstandes ein Weinglas oder ein Spiel Scharten ist; alle Junker und Beamte, deren ganze Lektüre in Kornpreiszetteln besteht; und alle Kaufleute, die einen Wechselbrief als das größte Kunststück des menschlichen Wises betrachten. Was sol man von allen diesen Leuten verlangen? Sie lächeln sich selbst mit eines Wortes Zufriedenheit an,

an, und da wäre es wol unbillig, wenn man fordern wolte, daß sie außer sich und ihrer Beschäftigung noch etwas für gut erkennen sollten. Hätte die Dummheit nicht schon von jeher den Vorzug, daß sie eine jede Sache, die sie weder versteht noch verstehen kan, ohne weitere Einrede für unnütz, lächerlich, und wer weiß, wofür sonst noch, erklären darf, so wolte ich diese Herren wohl mit allem geziemenden Respekte gebeten haben, daß sie über Werke des Geistes, wenigstens nicht urtheilen mögten. Ich fürchte sonst, daß sie von Leuten für dumm erklärt werden könten, von welchen sie gern für klug gehalten seyn wolten. Ihnen Geschmack beyzubringen, dazu ist bey ihnen wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden. Der Rath verschreibet unter einem Communicatur; der Officier läßt exerciren, bis ihn der Tod überwindet;

Der Domherr schöpft aus seiner Pfünde,
Bald rothen und bald weißen Wein,

v. Sagedorn.

bis er im hohen Chore begraben wird; der Landjunker hezt seinen Hasen, bis sein Pfarrer seinen Verlust in einer Leichenpredigt beklagt; der Beamte säet und erndtet, bis der Tod, der böse Schnitter! ihn wegmähet; und der Kaufmann handelt und rüstet Schiffe aus, bis er sich in Charons Kahn an Bord begeben muß. Keinem aber von den allen fällt jemals der Zweifel ein, ob er seinen Geist hinlänglich ausgebildet habe? Erwerben und verzehren! in den beyden Worten liegt ihre ganze Philosophie. Wissenschaften, Künste, und andere Unterhaltungen der Leute von Geschmack, sind zwar nicht ihre Sache; aber dafür sind sie auch desto stärker in der Kri-

stik. Es ist eine Lust, wenn sie über Werke des Geistes urtheilen. Sie haben zwar keins davon gelesen, wenigstens nicht verstanden, aber man höre sie nur darüber sprechen. Lobt einer in ihrer Gegenwart den Klopstock, gleich tritt ein einfältiger Landpriester hervor, und denkt die Sache der Religion zu verteidigen, wenn er behauptet, daß es nicht schicklich sey, aus einem solchen Stoffe ein Helbengedicht zu machen. Dagegen hat der Officier nichts zu erinnern; aber, sagt er, ist es nicht wunderbar, ein Helbengedicht ohne Schlachten? dieß wil der Rath zwar nicht behaupten, allein er wirft dem Dichter seine neuen Wörter vor, und bedenkt nicht, daß er viel unverständlichere in seine Decrete mischt, da doch der arme Landmann kaum mit Mühe und Noth seine Muttersprache versteht. Der Domherr findet nichts daran auszusetzen, als daß ihm die Sache ein wenig zu ernsthaft ist; der Beamte, daß er keine Zeit hat, auf sein Vergnügen zu denken; und der Kaufmann, daß das Buch zwey Thaler kostet: Alle mit einander aber sind darin einig, daß man den Messias von Klopstock sehr süglich entbehren könne.

Man kan ein wackerer verdienstvoller Mann seyn, ohne an witzigen Schriften, Gedichten, Malerereyen und Kupferstichen Geschmack zu finden; aber es ist allemal eine Thorheit, wenn man alles dieses blos deshalb verachtet und für unnütz erklärt, weil wir kein Vergnügen daran finden. Ich verlange nicht, daß man dieß auf mein Wort glauben sol, sondern ich wil meine Gründe vorlegen. Sie bieten sich von selbst dar, wenn man die drey Fragen durchgeht, welche ich oben gethan habe.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Meindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

28tes Stück.

Den 12ten Julii 1773.

Fortsetzung

Ueber das Nützliche und Angenehme.

Ses fallen die Werke des Geistes nicht vielleicht ändern? Das leugnet niemand. Und wer sind diese Liebhaber des Witzes? Gewöhnlich Personen, denen wir einen hellen Kopf, oder guten Mütterwitz, Belesenheit, gute Schreibart, deutlichen und leichten Vortrag, Anmuth im Umgange, und andre Vorzüge nicht absprechen können.

Was für Nutzen, was für Schaden bringt ihnen diese Lectüre? In der That, die Vortheile sind größer, als sich die wohl eingebilbet hätten, welche Fremdlinge in dem Reiche der schönen Wissenschaften sind. Durch das Lesen der Werke des Geistes, wird unser Gefühl unvermerkt verfeinert; unsre Imagition bekommt mehr zu thun, und wird dadurch lebhafter; unser Gedächtniß sammlet tausend schöne Ideen ein, und die hat Einfluß auf die Moralität unsrer Handlungen; unser Verstand übt sich im Nachdenken, folglich lernen wir leichter erfinden, und Plans entwerfen; und unser Stil endlich, wird sich zusehends verbes-

sern. Ein Mann von Geschmack, ist allemal ein besserer Gesellschafter, als der, welcher bloß vom Dienste, oder andern uninteressanten Dingen zu sprechen weiß. Jener wird am Spieltische eine Anekdote angenehmer erzählen, aber auch in der Audienz eine Sache von Wichtigkeit besser vortragen, als der andere. Er wird gefälligere Sitten haben, als dieser, wenigstens keinen dummen Amtsstolz. In die Geschäfte wird er eine gewisse Leichtigkeit bringen, welche der plumpen Feierlichkeit just entgegen gesetzt ist.

Doch ich wil den Nutzen, welchen man aus der Lectüre von welcher wir reden, ziehen kan, nicht weiter auseinander setzen. Man hat mehr als ein Buch darüber geschrieben, aber ich bin denen nicht anzumuthen, sie zu lesen, welche überhaupt keine Freunde der Lectüre sind. Den Gefallen könnten sie sich indessen wohl thun, daß sie den ersten Liebhaber der schönen Wissenschaften, welchen sie kennen, um den Nutzen befragen, welchen er davon gehabt hat?

E e

Es

Es giebt einige, die durch eine Menge ernsthafter Geschäfte verhindert werden, ferner Geschmack daran zu finden, aber ich kan mir nicht einbilden, daß es nur einen einzigen gebe, der ihnen im Herzen nicht noch immer gut seyn sollte. Wenn er anders redet, so müssen ihn persönliche Gründe dazu bewegen, und er ist vielleicht ein Autor, dem es nicht allzulänglichlich gegangen, oder ein Mann, welcher einen Chef hat, der kein Freund der Litteratur ist, oder es ist sonst so etwas Schuld daran.

Können die schönen Wissenschaften auch schaden? Freilich, wenn ich sie von einer Seite betrachte, wie Cornelius Agrippa, oder in einer Verbindung wie Plato, dann werd ich die Poesie mit jenem schmähen, und die Dichter mit diesem aus der Republik verbannen. Sobald wir aber die Werke des Geistes lesen, ohne die Gesetze der Religion, und die Pflichten, welche uns besonders obliegen, im geringsten zu verlesen; dann wird diese Unterhaltung dreymal unschuldiger, und zehnmal nützlicher seyn, als das Kartenspiel. Wer wird aber zweifeln, ob eine solche Lectüre möglich sey? Nur zwey Regeln über diesen Punkt, und wer diese befolgt, der darf für keine Sünde hange seyn. Einmal: Man muß nichts lesen, was es auch sey, wovon man besorgt, daß es für das Herz gefährlich seyn könnte, oder wogegen das Gewissen Zweifel erregt, denn dieses wird einem jedem am besten sagen, wie weit er sich trauen dürfe. Solche aber, welche wenig oder gar kein Gefühl von Religion und Moral, folglich wenig oder gar kein Gewissen haben, und nur lesen, um ihren Begierden zu schmeicheln, denen kan ich keine Regeln geben, weil sie unnütz für sie seyn würden. Zweitens: Man muß nur von schönen Wissenschaften schreiben, sprechen, oder etwas darin lesen, wenn man die besondern Pflichten, welche mit unserer Person verbunden

sind, schon erfüllt hat. Ist dieß geschehen, warum sol ich nicht einen Dichter in die Hände nehmen, um mich unschuldig zu vergnügen, oder meine Kenntniß zu erweitern?

Was für Gründe kan man endlich gegen die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften aufbringen? Sie haben keinen Nutzen! sagt man. Das ist wahr, wenn Nutzen haben, und Geld verdienen, einerley ist. Sobald man aber alle die Vortheile gelten lassen will, welche wir vorhin erzählt haben, so sind sie von großem Nutzen. Ein Dummkopf kan sie nur leugnen, weil er sie weder selbst besitzt, noch an andern gewahr wird; und ein Narr kan sie nur gering schätzen, weil er sich ohne sie schon für geschickt und angenehm genug hält; ein vernünftiger Mann aber wird sie nicht verkennen, wenn sie ihm gleich fehlten, und wenn er sie auch selbst nicht erwerben kan. Alles übrige, was man noch dagegen sagen könnte, ist von Mißbräuchen hergenommen. Aber bey welcher Wissenschaft lassen sich diese nicht anwenden? Der Lieutenant von S. sagt man, kömmt immer so spät auf die Parade, weil er Komödien liest. Das hörd kaum ein Tropf, so schimpft er schon auf die Komödien. Versäumt dieser Officier seinen Dienst darüber? Gut! so gebt ihm den Abschied, daß er mit desto mehrerer Bequemlichkeit lesen kan, und laßt übrigens die Komödien in Ruhe. Das Fräulein von G. spricht ein anderer, ist über das Lesen der Richardsonschen Romane, ganz zur Narrin geworden! und damit verflucht er alles was Roman heißt. War das Fräulein nicht schon vorher eine Narrin? Ganz gewiß! denn sie hat nicht verstanden, was sie im Richardson gelesen hat, und wendet das übel verstandene noch übler an. Nehmt ihr also die Bücher, gebt ihr erst vernünftige Erziehung, damit sie im Stande sey, mit Nutzen zu lesen, und haltet im übrigen gute Romanen in Ehren.
Der

Der Kommissionsrath L. spricht ein dritter, ist ganz unausstehlich in Gesellschaften, seitdem er den Tristram Shandy gelesen hat; denn er vergleicht jederman mit Personen aus dieser Geschichte, und macht sie alle auf eine aberwitzige Art lächerlich. Thut er das? es ist übel! aber hört nur nicht nach ihm, und lacht nur nicht über seine Einfälle, so wird er sich schon selbst zur Ruhe begeben. Laßt aber die Werke der Laune in ihren Würden, denn es werden nicht alle so närrisch davon, als dieser.

Es ist traurig, daß man in einem Jahrhundert, welches wir immer das aufgeklärte nennen, der Mühe noch nicht überhoben seyn kan, Tausenden unter den gefitteten Ständen zu sagen, daß sie noch nicht aufgeklärter sind, als ihre lieben Großeltern waren. Was kan aber den Kopf mehr aufhellen, als das Studiren der schönen Wissenschaften? Freilich wil ich keinem Jünglinge, der nicht Vermögen genug hat, den Rath geben, daß er sie allein zu seiner Beschäftigung mache. Es ist Klugheit, daß er noch eine Wissenschaft erlerne, von welcher er eigentlich seinen Unterhalt erwarten kan, denn, daß man den Genies Pfründen und Pensionen giebt, war zwar einmal in Frankreich mode, dürfte aber in Deutschland wohl nicht überall eingeführt werden. Wenn er aber einen Theil seiner Zeit darauf verwendet, sich Geschmack zu erwerben, so kan er sicher seyn, daß er um desto eher gefallen wird. Dieß Studium ist nicht so leicht als es scheint, aber das Vergnügen vergilt die Mühe zehnfach. Die, welche solches verachten, kennen es nicht, oder haben nicht Gefühl genug, das Schöne zu empfinden. Das erste können wir alle Lage bey solchen Leuten bemerken, welche zwar in ihrer Jugend den Broß und Gümber gelesen haben, von unsern jetzigen Dichtern aber

so viel wissen, als von den Philosophen der Chineser. Dennoch bilden sie sich steif und vest ein, daß sie Geschmack hätten. Das letztere findet sich bey Männern, deren Gefühl durch Geschäfte abgehärtet ist, und deren Gedanken nur immer in einem gewissen Kreise herum laufen. Wer zwanzig Jahre gewohnt gewesen ist, trockene Acten zu lesen, oder Korn sacken zu lassen, oder Taroc zu spielen, oder Noisobriefe zu schreiben, und dergleichen, von dem kan man mit Fug und Rechte nicht verlangen, daß ihm eine Gefner'sche Idylle gefallen sol.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist dieses: Wenn mir die Werke des Geistes nicht gefallen, so muß ich entweder einen Versuch machen, ob ich noch Geschmak daran gewinnen kan, oder wenn ich dazu keine Lust habe, so muß ich mich des Rechts begeben, über etwas zu urtheilen, welches dahin einschlägt. Gesezt, ich machte einen Versuch, ob ich an witzigen Schriften ein Vergnügen finden könnte, und er sollte mißlingen; so ersodert dennoch die Billigkeit, daß ich glaube, der Fehler liege an mir. Wenn ich sehe, daß andere vernünftige und gelehrte Männer das hochschätzen, woran ich nichts besonders finde, solte ich da nicht denken, daß ich allein eher irren kan, als diese zusammen genommen? Ich wil sie über ihren Geschmack nicht tadeln, ich wil sie vielmehr glücklich schätzen, daß sie eine Quelle des Vergnügens mehr haben als ich; dann werden sie wieder so billig seyn, und nicht über mich spotten, daß ich nicht eben den Gefallen daran habe. Im andern Falle bin ich noch weniger berechtigt, nur ein Wort über die Werke des Geistes zu verlieren; die Verfertigung und das Lesen derselben, andern als unnütz anzurechnen; oder zu sagen, was schön und was nicht schön sey. Ich werde lieber bekennen, daß ich mich damit nicht abgebe, und folglich auch nichts davon verstehe.

Gez

Gedruckte Kritiken nachzusprechen, ist eben so einfältig; denn sollen diese etwas gelten, so muß man sie mit der beurtheilten Schrift zusammen halten, und beurtheilen können, ob der Recensent Einsicht und Unparteilichkeit besessen habe. Der Kuntrichter sollte billig weiter nichts thun, als seine Gründe vorlegen, und der Leser sollte entscheiden. Daß es die mehreste Zeit just umgekehrt, und der Leser gendthiget ist, die Gründe wenn er Lust hat selbst hinzu zu denken, daran hat unser Publicum Schuld, welches lieber gleich wissen will woran es ist? weil es entweder zu bequem oder zu — Doch das gehört eigentlich nicht hierher.

Es ist wahr, die Welt könnte alle witzige Schriften entbehren; aber mein Himmel! was für Wissenschaften und Verrichtungen, wovon sich izt viele tausend Staatsbediente ernähren, könnte die Welt nicht missen? Izet aber, da der Verstand der Menschen immer neue Beschäftigungen sucht, da wir von der einfältigen Natur uns entfernt haben, und tausend Dinge nothwendig geworden sind, die es unter andern Umständen nicht seyn würden, izt sind alle diese Wissenschaften und Verrichtungen nicht mehr überflüssig, denn eine jede trägt zur Harmonie des Ganzen etwas bey. Dieses Jahrhundert ist ein Wettseifer der Gelehrten, alle Felder des menschlichen Verstandes werden angebauet, und eine Folge davon ist, daß auch der Geschmak unter den Menschen zunehmen muß. Sobald dieser in einem Staate, unter der Klasse von Menschen, welche man die Vornehmen heißt, sich ziemlich ausgebreitet hat, und ich gehöre zu dieser Klasse, muß folglich mit denen die darin sind, Umgang halten; so ist es auch eine Schuldigkeit, daß ich mir gleichfalls so viel Geschmak erwerbe, als meine Pflichten und Geisteskräfte verstat-

ten. Ein Edelmann läßt seine Kinder tanzen lernen, weil er voraus sieht, daß sie auf Bälle kommen werden, und wenn sie dann nicht tanzen könnten, so würden sie so wenig das Vergnügen der Gesellschaft, als ihr eigenes zu befördern im Stande seyn. Ich bin gar kein Liebhaber vom Kartenspiele, und dennoch hab ich fast alle bekante Spiele gelemet, damit ich nur für die kein langweiltiger Gesellschafter seyn müßte, welche sich sonst mit nichts zu unterhalten wissen, deren Umgang ich aber nicht vermeiden kan. Wenn meine Leser dieß billig an mir finden, so würd ichs an ihnen als vortreflich rühmen, wenn sie eben so über den Geschmak dächten. Es würde ihr eigener Vortheil seyn. Was für eine klägliche Figur macht doch der in einer Gesellschaft, worin das Gespräch auf die Werke des Witzes fällt, welcher sich besinnt, ob Klopstock vom Grubenbaue, oder von Abtreibung des Nadelholzes geschrieben? Nicht weiß, ob *Aemilia Galotti*, *Lesings* Frau, oder eine Opernsängerin ist? Sich erkundiget, an welchem Orte der verstorbene *Hagedorn* lebt? und tausend dergleichen Ungereimtheiten begehrt.

Sind Sie aber zu stolz, meine Herren und Damen, sich um diese Kleinigkeit zu bemühen, so muß ich Ihnen nur sagen, daß der deutsche Kaiser die schönen Geister hoch schätzt und belohnt; daß sein Staatsminister der Baron von Gebler, unter seinen Augen Lustspiele schreibt; daß der König von Preussen selbst ein Dichter ist, und schöne Geister zu seinem täglichen Umgange gehabt hat, und noch hat; daß zwey seiner geheimden Rätthe Lieder gedichtet haben; das — aber wozu sag ich Ihnen das? Denn wenn auch Kaiser, Könige und Minister nichts aus den schönen Wissenschaften machten, so würden sie darum doch nicht aufhören schön zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Kindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

29tes Stüd.

Den 19ten Julii 1773.

Fortsetzung

Ueber das Nützliche und Angenehme.

Dies sey die Einleitung, zu folgendem Gespräche, welches ich vor kurzen mit angehört habe. Ich nahm damals keinen Theil daran, weil ich den, welcher die Sache des Angenehmen vertheidigte, nicht stören wolte. Desto besser hab ichs behalten, und ich hoffe, daß ich nichts ausgelassen habe. Solten aber einige Wiederholungen, von dem was schon gesagt ist, eingeschlichen seyn, so bit ich deshalb um Verzeihung.

Gespräch, über das Nützliche und Angenehme.

Ich komme gerade zu herein, um zu sehen, wie Sie sich befinden, Aber nun hab ich sie just gestört? Was lesen Sie?

Ich war just fertig. Es ist Michälis travestirte, oder vielmehr romanzirte Aeneide.

Davon hab ich zwar gehört, aber ich habe sie nicht gelesen. So was ist nicht meine Lectüre; es schafft auch keinen Nutzen.

Aber darf ich fragen, was sie nützlich nennen?

Ey! der Kuck! Sie werden doch wissen, was nützlich ist?

Gesetzt aber, ich wüß es nicht?

Ich wil nicht hoffen! nein, wahrhaftig? wissen Sie wirklich nicht, was nützlich ist?

Ich weiß nur nicht, was Sie dafür halten?

Was bey Ihnen nützlich ist, das ist es gewiß bey mir auch.

Nun so bitt ich nur um eine kleine Erklärung?

Wenn Sie es denn wirklich nicht wissen; Sehen Sie — Zum Exempel, wie man ein Arbeitshaus in der Stadt anlegen könnte?

Da weisen Sie nur einen Fond nach!

Oder wie man dem Nahrungsstande in den Städten und auf dem platten Lande aufhelfe.

Da schaffen Sie nur tausend Mißbräuche, Unterschleife, Bücher, und Unterdrückung bey den Privatpersonen ab; bringen Sie mehr Industrie unter die Leute, und das Geld in mehreren Umlauf; sehen Sie zu, wo Sie lauter geschickte, patriotische und uneigennütige Staatsbediente

S f

herz

bernehmen; schaffen Sie wenigstens einen Fond von einer Million, um —

Ja! mein Himmel! wie wil ich das können? Aber es gibt doch noch tausend andre Dinge, die sich gebrauchen lassen; allein was hat man davon und wenn man ihre Romanzen da, auch zehnmal durchset?

Was man davon hat? Ey! ich sehe den Fall, Sie hätten sich heute Mittag den Wagen mit einer geschmoorten Schöpfenkeule überladen, setzten sich in ihren Lehnstuhl, und lägen dem edlen Verdauungswerke ob. Dann ließen Sie ihre Mamsell Tochter, mit dieser Romanze in der Hand, vor sich hintreten, und beförderten ihre Verdauung entweder dadurch, daß sie dabey lachten, oder daß Sie sich darüber ärgerten, das wäre doch schon ein Nutzen?

Sie spaßen! aber sagen Sie nur in rechten wahren Ernst, ob Ihnen nicht selbst nützliche Dinge einfallen?

Ja! wenn ich nur erst recht wüßte, was Sie darunter verstehen? Ob Sie bloß Dinge meinen, die unsre Einkünfte durch Ersparung oder Erwerb vermehren, oder überhaupt den physischen Wohlstand unter den Menschen auf eine leichte Art erhöhen? Oder ob Sie auch das mit darunter zählen, was bloß unsre Kenntnisse bereichert, und unsern Geist vergnügt? dann sollen Sie sehen, daß ich so ernsthaft darüber mit Ihnen sprechen will, als wenn ich eine Perücke mit drey Knoten auf dem Kopfe hätte, ob ich gleich mehr Lust fühle, ein wenig zu spotten.

Nun gut! lassen Sie uns über diesen Satz reden, aber nicht spotten, das beweiset nichts. Was Sie da von dem Nützlichen gesagt haben, das dünkt mich nicht Unrecht zu seyn, aber es ist noch so allgemein, noch so nicht recht deutlich. Es fallen mir nur gleich einige ein; aber, sehen Sie — was ist uns nicht alles im Fi-

nanz, Kameral, Justiz, Policy, Bergwerks- und Forstwesen, und in hundert andern Feldern übrig?

Das mache ich Ihnen gar nicht streitig, allein es ist nichts leichter, als in einem von diesen Fächern etwas zu sagen, was sich noch so ziemlich lesen läßt.

Nun denn! Was thut das? es hört darum nicht auf nützlich zu seyn?

So? so sind wir noch weit von einander. Ich will Ihnen mit einem ganzen Paken solcher Abhandlungen, die ich von jemanden im Manuscript liegen habe, aufwarten. Sie sollen gesehen, daß sie nicht ganz schlecht sind, und von lauter sehr nützlichen Dingen handeln. Sie werden auch eher einen Verleger dazu finden, als zu dem besten Trauerspiele, dessen Verfasser noch nicht in Ruf steht. Und dennoch wird sich mein Autor nicht entschließen, seine Arbeit heraus zu geben.

Und warum denn nicht?

Ey! weil sie nur den Schein des Nützlichen haben, und eben deshalb will er die unendliche Reihe der nützlichen Scribenten, die es dem Scheine nach sind, nicht vermehren. Er fand bey einer Selbstprüfung, daß er kein vorzügliches Genie für diese Fächer habe, oder keine Gelegenheit es gut auszubilden; daß seine Neigung ihm nicht verstatte, seine einzige Beschäftigung daraus zu machen. Er fand auch, als seine Lectüre sich ausbreitete, daß er nicht neu sey, und sein Vortrag diesen Mangel nicht ersehe; kurz, daß hundert andre schon vor ihm gesagt hatten, was er nun nicht zum hundert und ersten mal sagen will. Aber warten Sie; — hier liegen sie glaub ich — ja! da sind sie — Sehen Sie hier — wie sie mir in die Hand fallen — Von Verbesserung der Schaafzucht — Wie man ein Landguth am besten benützen könne — Ueber die Beschleunigung der Proceße — lauter nützliche Sachen! und so werden sie Ihnen auch im Lesen

schei-

scheinen. Aber wie viel Sie daraus lernen? wie viel sich davon gebrauchen läßt? Ob nicht jeder geschickter Schaafmeister vielleicht mehr nütliches zu Verbesserung der Schäferereyen anzugeben weiß, als in dieser Abhandlung steht? Oder ein, unter Erfahrungen grau gewordener Verwalter, ihr Guth nicht besser aus dem Kopfe als aus dem Aufsatze administriren wird? Das wil ich Ihnen überlassen, wenn Sie sie lesen wollen. Ich nehme nur dies eine Sach, so ist's auch mit den übrigen.

So kan man also alle Schriften über dergleichen entbehren? das glaub ich doch nimmermehr!

Wie folgt das? wo hab ich das gesagt? Ich beweise nur, daß man den nützlichen Schriftsteller, in dem Verstande wie Sie ihn zu nehmen scheinen, kein Verdienst daraus machen sol, weil er dem Scheine nach etwas nütliches sagt; ich behaupte nur, daß bloß ein mittelmäßiger Kopf, eine dahin einschlagende Bibliothek, und eine gewöhnliche Erfahrung in denen mit dem Ruße verknüpften Geschäften dazu gehöre, um in zehn Jahren ein Autor wie Z—i zu werden; daß der Herr von K. der Z—is Schriften auswendig weiß, dennoch für einen Erzstämper im Finanzwesen gehalten wird, und daß der Hr. von der S. einer der besten Finanziers ist, ohne vielleicht jemals eine Zeile von Z—i oder einem ähnlichen Schriftsteller gelesen zu haben. So werden Sie mir auch zugeben, daß unter hundert Z—is nicht einer ein Steward werden kan, denn —

Also sollen keine andere als Steward's schreiben?

Sie folgern wieder zu schnell! ich wolte noch dazu sagen, daß wenn es gleich nur selten in einem Fache einen Schriftsteller

gibt, der ein Genie ist, man doch öfterer einen siehet, der Genie hat. Nennen Sie das aber Genie haben, wenn man bloß einen guten natürlichen Verstand besitzt, den Schlandrian in dem Fache gelernt hat, welchem man sich widmet; die bekantesten Bücher darin lieset, und sich nun hinsetzt um ohne langes Kopfbrechen dasjenige was man von seinem Handwerke weiß — erlauben Sie mir hier diesen Ausdruck — ohne daß man selbst recht sagen kan, wie man dazu gekommen ist? in verständlichen deutsch, seinen lieben Landsleuten zur Belehrung, und seinen Vontel zur Ermunterung niederzuschreiben? Werden Sie von dem sagen daß er Genie hat?

Wer soll denn schreiben?

Nur der, welcher für das Fache welchem er sich widmet, mit einem gewissen Enthusiasmus geboren ist; der es zu seiner Hauptsache macht; im Wachen daran denkt, im Schlafen davon träumt, nicht müde wird, die besten Schriften darin — zu lesen, denn das wil nichts sagen, sondern zu studiren; Nur der, welcher die besten Köpfe in seinem Fache: entweder durch Umgang oder Briefwechsel zu seinen Gesellschastern und Freunden macht, denn das wird ihn in stetem Feuer erhalten, und ein beständiges angenehmes Studiren für ihn seyn, der gleich bereit ist, einen Wogen wieder auszustreichen, welcher ihm selbst oder seinen kritischen Freunden mißfällt; der nicht schreibt, und wenn drey Drucker ihn mahnen, und sechs Verleger um Fortsetzungen bitten, so bald er fählt, daß er keine Muße und Laune dazu hat.

Auf die Art werden auch nur sehr wenige übrig bleiben?

Gut! so wollen wir noch eine dritte Klasse machen; denn diejenigen rechne ich nicht unter die Schriftsteller, welche einzelne Erfahrungen, oder Vorschläge in kurzen Aufsätzen und dergleichen bekant machen.

Dies

Diese dritte Classe soll aus Schriftstellern bestehen, die weder Genies sind, noch Genie haben, und dennoch sollen ihre Schriften brauchbar seyn. Das sind diejenigen, welche über eine Sache lange Erfahrungen gesammelt, durch Zufall oder Versuche neue Entdeckungen gemacht, leichtere Methoden erfunden haben, u. d. m. Diese beschäftigen sich erst, nachdem daß die Sache wichtig ist, entweder Jahre lang oder in einem ganzen Theile ihres Lebens, mit einer oder zwey Hauptsachen, aber doch nicht auf eine Art, wie diejenigen welche Genies sind oder Genie haben. Ehe sie aber Schriftsteller werden, und entweder das Ganze welches sie durchgedacht haben, oder einen Theil davon dem Publico vorlegen, haben sie über ihre Materie vorher mit Leuten gesprochen, die sich auch damit beschäftigen, und die Bücher gelesen, welche schon davon vorhanden sind. Sie ständen sonst in Gefahr eine alte Neuigkeit zu sagen.

Wie ich vorhin schon gesagt habe, was schadet das?

Ich tadle die Sache an sich nicht, denn wir können fast in keinem Stücke mehr neu seyn. Aber sagen Sie selbst, ob diejenigen welche einem alten Stoffe nicht einmal ein neues Kleid zu geben wissen, vielen Nutzen stiften können? Man liest ihre Schriften, weil sie uns neu, die alten über eben diese Materie uns nicht bekant, und die Sachen an sich doch immer nützlich sind. Gesezt aber, die Abhandlung hier: **Wie man ein Landgut am besten benutzen könne**, wäre in dieser Messe herausgekommen; gesezt, Sie wolten ihr Landgut künftigt administriren lassen, und ließen

nun diese Abhandlung kommen, so würden Sie ihre Wort- und Sacherkänntniß daraus um ein großes vermehren, oder es würde für Sie überhaupt eine nützliche Schrift seyn. Aber diesen Nutzen können Sie auch haben, wenn gleich dieser Aufsatz nicht da ist. Wollen Sie sich erkundigen, so werden Sie hundert Schriften für eine finden, worin eben das, oft noch besser und deutlicher gesagt ist. Wenn man einem solchen Buche so grossen Werth gibt, so heißt das offenbar, daß wir uns mit dieser Materie noch nicht bekant gemacht, und noch nichts darüber gelesen haben. Wenn wir uns aber selbst mit dem Rufe, wovon die Rede ist, nur einige Zeit beschäftigten, oder wenn wir die Schriften welche man darüber hat, auffuchten und durchläsen, so würden wir anders urtheilen. In der That, hundert Landwirthe können über die Benutzung eines Landguths ein Buch schreiben, und diese hundert Bücher werden ein dem andern im geringsten nicht ähnlich sehn, und doch im Grunde vielleicht alle einerley sagen. Aber lassen Sie einen von den Schriftstellern aus meinen drey Classen auftreten, er wird Ihnen selbst dann nicht als entbehrlich vorkommen, wenn sie auch selbst über seine Materie schon viel gelesen, und sich selbst viel damit beschäftigt haben. Wenn ich durch eine solche Schrift den Wohlstand meiner Mitbürger nur in etwas befördert hätte, so würd ich so stolz darauf seyn, als auf ein Trauerspiel, welches an einem Abende vielleicht das Händeklatschen von vier unterschiedenen Parterren zugleich erhält.

Also schätzen Sie doch das Nützliche selbst hoch?

(Die Fortsetzung folgt künftigt.)

Heindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

30tes Stüd.

Den 26ten Julii 1773.

Fortsetzung Ueber das Nützliche und Angenehme.

Was wahrhaftig nützlich ist, wo ich es finde; aber das was nur den Schein hat, gar nicht. — Als ich noch ein Privatmann und Herr über eine jede Stunde meines Lebens war, da hatt' ich mich bloß mit dem Angenehmen beschäftigen können, denn ich hatte so viel Vermögen, daß ich mich um das Nützliche nicht kümmern durfte. Immer aber hab ich mich mehr mit dem letztern abgegeben; allein dennoch hatte ich gegen die Leute welche nur immer das Wort Nützlich im Munde führen, einen grossen Haß. Sie beurtheilen bloß den Werth einer Sache nach dem Nutzen —

Nun, das war ja recht!

Ja, ich auch! Aber jene hatten den wahren Nutzen von dem Scheinnutzen nicht unterscheiden lernen. Denn eben diese Leute, die sich von lauter nützlichen Dingen unterhielten, wo sie nur gingen und standen, konten doch nur am Beschluß ihres Lebens eine so kleine Summe des Nützlichen welches sie gerhan hatten, zusammen bringen, daß ein ieder anderer vielleicht, der

in ihrem Amte oder Geschäften gestanden hätte, drey mal mehr würde gethan haben. Doch versichere ich Ihnen, daß diese Leute die größten Feinde von allem Angenehmen waren —

Das seh ich nicht ein, wie ging das zu?

Sehr natürlich! Entweder, sie waren durch schlechte Erziehung so dumm geblieben, daß sie nicht einzusehen vermogten, ob und wie viel nützlich in dem Angenehmen liege? und ob es nur vielleicht den Schein des bloß Angenehmen habe, um desto sicherer zu nutzen, wenn es nur seinen Mann fände? Oder Bücher und Eigennutz hatten ihre Empfindung so stumpf gemacht, daß sie alles verachten mußten, was nicht mit ihrem Geize nach Reichthümern in Verbindung stand. Dazu kömt denn noch die verdammtte Ernsthaftigkeit, welche die Leute überreden will, daß sie sich mit nichts als solchen Dingen beschäftige, die auf des Landes, der Stadt, oder der Bürger Wohl abzielten. Ich bitte Sie aber lieber Freund, geben Sie sich nur einmal die Mühe, wie ich sie mir hundert

G 3

mal

mal gegeben habe, untersuchen Sie warum und wie viel Nutzen der ernsthafteste Mann stiftet? Sie werden finden, es ist bloß ein Schlendrian den er gewohnt ist; Furcht vor dem Minister; Begierde nach Gelde oder nach einem höhern Posten; oder die lächerliche Mühe sich andern als einen großen Patrioten, oder einen Mann von weitläufigen und nützlichen Geschäften aufzubringen. Wenn dies richtig ist — wie ich denn hoffe daß Sie es so finden werden — so liegt darin schon der Grund, warum sie im Grunde doch wenig Nutzen schaffen. Sie nutzen mehr sich selbst als andern. Sie thun nichts was nicht jeder noch schlechterer Mensch an ihrer Stelle thun müßte, oder wenn sie mehr thun, so geschiehet dies bloß um ihrer selbst willen; sie hören aber damit auf, so bald ihre Absicht erreicht ist. Dies mehrere hat also schon kein wahres Verdienst, und nun ist noch die große Frage, ist es auch wirklich nützlich, oder scheint es nur so? Nehmen Sie einen Beamten, der von selbst, ohne daß es ihm befohlen wird, ein Mandat wider die Betteley in seinem Dorfe abfaßt, und es in den Schenken anschlagen läßt; was werden Sie dazu sagen?

Das es eine ganz nützliche Sache ist.

Ist? nein das werd ich noch nicht sagen, sondern scheint. Man wollen wir erst die Bauern fragen, wird auf das Mandat gehalten? Hält der Amtmann Nachfrage? stellt er Untersuchungen deshalb an? Nein, er ist zufrieden, daß er nur auf dem Amte keine Bettler siehet, ob sie nicht den Bauern izzt doppelt zur Last sind? das bekümmert ihn nicht. Was werden Sie nun sagen?

Ja freylich, Sie haben wohl Recht!

Kennen Sie den Herrn Utilis? das ist

ein Patriot! Immer wird er Sie mit sehr nützlichen Dingen unterhalten. Ich bin nun drey mal mit ihm in Gesellschaft gewesen, und allemahl hat er untersucht, wie der schadhafte Steindamm vor der Stadt zu bessern stehe? Drey ganzer Stunden spricht er von dem Nutzen guter Heerstrassen in einem Lande. Endlich frag ich ihn, wer muß den Damm machen lassen? Der Magistrat. Ist kein Geld in der Kämmerrey? Nein. Auch kein Mittel welches zu verschaffen? Auch nicht, sie ist schon mehr schuldig als sie bezahlen kan. — Je! worüber haben wir denn schon drey Tage jedesmal drey Stunden gesprochen? — Ey! sagt er, es wäre doch eine sehr nützliche Sache wenn der Damm gebessert würde?

O daß ist ja lächerlich, was hilft denn alles das Sprechen?

Ich habe den ganzen = = * gelesen; zum Glück hatte ich dies Buch nur geliehen, denn mein Geld würde mich sonst sehr dauern. Ich hab es gelesen, ja! — aber ich bin dadurch nicht klüger und nicht besser geworden. Ich wünschte, daß ich nur meine Zeit wieder hätte, so wolte ich sie gleich zu einem Spaziergange anwenden, oder bey einer Freundin verplaudern, denn hätt ich doch noch Vergnügen davon. Mein alter Vetter versichert mir indessen, daß ich ein sehr nützlich Buch gelesen habe.

Wirklich Sie machen daß ich das Nützliche nun auch mit andern Augen betrachte, und ich bitte Sie, sagen Sie alles darüber was Sie wollen, wenn es auch ganz wider meine eigene Meynung wäre.

Ich hoffe wenigstens Sie überzeugt zu haben, daß man sein ganzes Leben damit zubringen kan, etwas nützlich zu thun, zu sprechen, und zu schreiben, das aber alles

* Diese Lücke kan ein jeder Leser mit dem Titel einer moralischen Wochenschrift ausfüllen, welche er in der Absicht gelesen hat, sich daraus zu vergnügen, zu unterrichten, oder zu bessern, ohne sie zu erreichen.

alles dieses in hundert Fällen, wenn man das Wahre von dem Scheinbaren absondert, nicht so viel Nutzen schafft, als das Angenehme, welches so beschneiden ist, nicht gerade zu nutzen zu wollen.

Das ist wieder ein so allgemeiner Satz, und die sind mir immer nicht recht deutlich. Aber ein Exempel!

Hern! und zwar eins von dem Schriftsteller, denn von diesem sprach ich eigentlich. Sie werden den Fall nicht leugnen, daß ein großer Wucherer, der viel Unheil unter seinen Mitbürgern anrichtet, bey der Vorstellung von dem Geizigen des Moliere, so getroffen werden kan, daß er in den drey nächsten Tagen Niemanden im Handel betrügt, sondern mit einem billigen Vortheile zufrieden ist. Ich will gern zugeben, daß er dadurch nicht gebessert wird, daß er den vierten Tag wieder ein eben so häßlicher Betrüger ist, als er es den Abend vor der Aufführung des Stücks war. Hat nun die Komödie gar keinen Nutzen gehabt? und wenn auch nur eine Familie die gezwungen war, in der Eil ein Kapital aufzunehmen, in diesen drey Tagen mit sechs Procent Zinsen davon gekommen ist, statt daß sie heute, aus Noth, fünf und zwanzig geben müste, so mögte ich schon bloß deshalb Verfasser des Geizigen seyn.

Das ist wohl wahr.

Nun aber lassen Sie uns annehmen, daß ein geistlicher Demosthenes —

Gut, ich weiß wo sie hin wollen.

Daß ein vortreflicher geistlicher Redner, das Herz des Geizigen so sehr rührt, daß er von Stund an den Entschluß faßt, seinen Wucher ein Ende zu machen; diesen Entschluß ausführt, seinen Raub an Witwen u. Waisen zurückgibt, eine milde Stiftung macht, indem Reste seines Lebens ein guter Bürger wird, u. andere, durch dies Beyspiel aufmerksamer gemacht, ihre Gewinnsucht einschränken; So mögte ich diese Rede, wenn sie gleich von der Stadt den nächsten Son-

tag schon vergessen wäre, dennoch lieber gehalten, als Moliere's Geizigen gemacht haben, ob dieser gleich noch nach zweyhundert Jahren wird bewundert werden.

Ja, wenn Sie auf den wahren Nutzen sehen.

Nun stellen Sie aber zwischen diese beyden, einen Prediger oder Schriftsteller in die Mitte, der da viele gute nützliche Sachen wider den Geiz herschwätzt, ohne daß ihm die Stimme des Herzens Antwort giebt. Schreye und schlage auf der Kanzel so viel du willst; Schmücke deine Rede mit so vielen Sentenzen, und deine Abhandlung mit so vielen Kupfern als du Lust hast: das Ohr des Wucherers hört dich lärmern, sein Auge lieft deine Ermahnungen, und er geht in in den Laden, um der armen Witwe den Del zu ihrer Lampe noch einmal so theuer zu verkaufen, als er ihm zu stehen kommt. Ey! solcher Abhandlungen hätte Moliere, zehn schreiben können, indessen er einen Geizigen machte; und wozu war es nöthig, daß jener Redner sein Genie mit so vieler Sorgfalt ausbreitete? so viele Mühe darauf verwandte das menschliche Herz recht auszuforschen? Wenn er weiter nichts wolte, als in den Augen der Welt ein nützlicher Mann und guter Prediger zu scheinen, so wär ein Viertel seines Fleißes dazu genug gewesen.

Es deucht mich fast so, daß man auf die Art urtheilt.

Es deucht Sie nur so? o wenn sie nur etwas aufmerksamer auf die Menschen seyn wollen, so werden Sie wie ich hoffe gänzlich davon überzeugt werden. Haben aber solche Leute, wie ich sie Ihnen beschrieben habe, wohl ein Recht, zu beurtheilen, wie viel Nutzen eine Sache stifte? Leute, in deren Seele der Wucher oder der Eigennutz tiefere Wurzel geschlagen hat, als der älteste Eichbaum im Harzwalde, oder die außer den Reimen in der Fiedel nie einen Vers

gelesen, und doch bestimmten wollen, was Kleißs Frühling werth sey?

Wenn ein Mann seiner Tochter die Geschichte des Barons von Elbenstein unter den Gardinen des Nachttisches hervorhohlt, und mit der Frage: Wozu nutzt das Zeug? dies Buch ohne Gnade in den Kamin wirft, so kan ich das sehr gelassen mit ansehen. Wenn er aber seinem Sohne in einer Erholungsstunde die Werke von Sagedorn, mit einer Mine aus der Hand reißt, die einer Ohrfeige sehr ähnlich sieht, und dann sagt: Hör! ich sage dir! du sollst dich mit etwas klügers abgeben, und nicht so unnütze Dinge treiben! dann bin ich nicht immer zum Lachen aufgelegt. Ich fühle bey solchem Vorfalle allemal einen großen Hang in mir, nachzuforschen, wie dieser Mann die Pflichten seines Amtes erfüllt? ob er sich außerdem auch nützlich beschäftigt? und worin seine Vergnügungen bestehen? Himmel! was für Greuel kömmt da oft bey dem für das Nütliche so sehr eingesonnenen Manne zum Vorschein! Wenigstens solte der, welcher das Angenehme aller Art, das doch selbst die Moral unserer Religion nicht verdammt, zu verkleinern suchen wil, auf die Frage: Und was hat der Herr denn Nütliches gethan? eine große Summe davon aufweisen können. Gewöhnlich aber, wenn wir es nach den Merkmalen, die ich vorhin sagte, untersuchen wollen, haben sie weniger gethan, als die, welchen sie so übel mitspielen. Ein Justitzbedienter, der nach gemachten Bescheide seinen Abend auf dem Kaffeehause verspielt, und dazwischen von einem casu in terminis schwätzt; ein Ken-

dant, der nach geschlossener Casse seinen Nachmittag auf dem Weinkeller vertrinkt, und dabey aus Courszetteln referirt, das sind zwey sehr nützliche Männer! aber ein Dichter, der unterdessen auf seinem Zimmer an einem Lustspiele arbeitet, um diejenigen dadurch zu vergnügen, welche nach gethaner Arbeit nicht trinken und nicht spielen wollen, das ist in vieler Augen eine so unnütze Bürde der Erde, daß der geringste Logist, wenn er solch ein Urtheil über ihn gesprochen hat, seine Feder hinter dem Ohre mit hoher Selbstzufriedenheit hervorzieht. Beyde wollen wir für brauchbare Männer halten, aber den Dichter auch. Von dem Staatsminister an ist fast niemand der nicht von seiner Zeit alle Tage etliche Stunden verliere, jeder verliert sie mir auf andere Art. Wollen sie den Dichter über die seinige tadeln? Wey ihm nenne ich es nicht einmal verlieren, sobald auch das Publicum Vergnügen davon hat.

Ich muß ihnen aber den Einwurf machen, daß selbst große Männer den Dichter im Nutzen so weit herunter setzen?

Der Einwurf hat Gewicht. Ich nahm hier blos den Dichter nur zum Beispiele, weil sie keine allgemeine Sätze wolten; aber was beweiset ihr Einwurf? daß man das Nütliche sehr nach Vorurtheilen bestimmt. Es ist eine sehr bekannte Sache, daß die Menschen gewohnt sind, das Fach, welchem sie sich gewidmet haben, für das wichtigste zu halten.

Ja? aber woher kömmt das wohl?

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Meindensche Beyträge

zum

Ruhen und Vergnügen.

3tes Stüd.

Den 2ten August 1773.

Fortsetzung Ueber das Nützliche und Angenehme.

Ich denke daher, daß sie sich niemals in andern Fächern umgesehen, und niemals überlegt haben, was jene für Ruhen schaffen, und was für Geschik dazu gehöret? Oder, daß die Eigenliebe sie gegen die Verdienste anderer ganz blind gemacht hat. Ador ist wie bekant ein grosser Theologe. Er kan aber gar nicht begreifen, was zum Finanzmanne eben erfordert werde? Allein Ador hat nie einen geschickten Staatsbedienten kennen lernen, und nicht die geringste Einsicht in das Finanzwesen. Alcindorn kennen Sie; Sie wissen also, daß er bey allem was nicht in die Rechtsgelehrsamkeit einschlägt: Bagatellen! andrusft. Ich darf Ihuen aber nicht erst sagen, daß er befürchtet, man würde seine vorzügliche Geschicklichkeit in der Jurisprudenz nicht mehr hochschätzen, wenn er den Werth von Adoren eingestehen wolte. Lupin, wie sie wissen, ist selbst durch Schriften als ein gelehrter Arzt bekant, ist indessen von Alcindorn die Rede, und man erzält ihm, daß dieser zehn Familien durch sein

Geschik ihr Vermögen wieder verschafft habe, welche sonst hätten verhungern müssen, so wird er das kalt sinnig mit anhören, denn es ist doch immer noch nicht so viel, als einen Menschen von der Wasserucht curirt zu haben. Wer hält nicht Aristen für einen sehr guten Finanzmann? bringen Sie ihn aber auf Wieland, so wird er von dem Werthe dieses Dichters keine Idee haben, denn er hat nie überlegt, wie viel Philosophie, Belesenheit, Genie, Kenntniß der Welt und des Menschen, seine Gedichte voraus setzen; nie daran gedacht, daß wenn Wieland alle diese Talente zum Finanzwesen hätte anwenden wollen, er vielleicht izt ein grösserer Mann darin wäre, als selbst Arist. Sehen Sie zur Probe seinen goldnen Spiegel. —

Sie wissen sich gut heraus zu helfen.

Heraus zu helfen! So bin ich ein Sophist? Nein, ich streite niemals um Recht zu haben. Das ist eine unerträgliche Art Leute. Frey von Vorurtheilen lassen Sie uns ausmachen, was ist Wahrheit? Je mehr Einwürfe von Gewicht, desto besser!

S h

Ich

Ich nahm das Wort nicht in dem Verstande; nein, sagen Sie mir nur was man in dieser Verwirrung thun soll?

Wollen wir billig seyn, so müssen wir uns in allen Fächern so weit es unsre Umstände verstaten, umsehen.

Wie ist das möglich?

Nun wenn das nicht möglich ist, so können wir doch leicht von ihrem Nutzen überzeugt werden. Ich verstehe die Anatomie nicht, ich weiß keine zehn Kunstwörter aus dieser Wissenschaft, und ich kan mich also nicht lange mit einem Zergliederer unterhalten. Aber ich würde mich schämen, wenn ich keinen Begriff von dem grossen Nutzen hätte, von welchem diese Kunst für die Menschen ist. Meine eigene wenige Kenntniß die ich davon habe, überzeugt mich schon davon, denn es ist mir sehr lieb, wenn ich bey einer Krankheit dem Arzte den Ort des Schmerzes deutlich machen, und ihn auf die Spur bringen kan. Ich schätze also den Zergliederer sehr hoch. So mit allen übrigen, ja selbst bey solchen, die mir weder Vergnügen noch Nutzen schaffen, wenn sie diesen Endzweck nur bey andern erreichen.

Das finde ich wirklich billig. Aber die Hauptsache ist nur, wem soll man den Vorzug geben?

Niemanden, wenn der Vorzug nicht gleich jedermann ins Auge fällt, sonst wird es eine Quelle beständiger Streitigkeiten seyn, die in das Fach des Nützlichen gehöret, worüber ich vorhin schon gespottet habe. Hat nicht noch neulich wieder ein Franzose gefragt, wer größser sey: Newton oder Leibniz? Klüger würd er vielleicht gethan haben, wenn er indessen einen von beyden studirt und so viel Philosophie daraus erlernt hätte, daß man nicht über Dinge streiten müste, die nie ganz ausgemacht werden können, weil noch immer zwey Hausen verschieden darüber denken werden, ohne daß dieses der Hauptsache schadete. —

Wir wollen es machen, wie in einer Gesellschaft, wo es ohne genaue Rangordnung hergeht; ein jeder kan denken: der ist vornehmer als ich! wil er aber ein Narr seyn, so kan er auch denken: Ich bin vornehmer als alle!

In der That, Sie haben meinen Begriff vom Nützlichen, statt ihn zu erniedrigen noch erhöht.

Das ist mir sehr lieb mein Herr; Sie werden mich also künftig verstehen, wenn ich über eine nützliche Sache spotten sollte, oder wenigstens untersuchen, ob sie nicht bloß dem Scheine nach nützlich ist? Und wenn ich eine Seite aus Yorik's Reisen höher schätzte, als zehn Entwürfe dieses Finanzmannes, als zehn Unterredungen mit jenem Juristen, als dreyßig Versuche eines Arztes, und vierzig Streitigkeiten oder moralische Reden einiger Theologen, so werden Sie mir zutrauen, daß ich erst ohne Vorurtheil geprüft habe, ob alle diese Leute meinen Mitbürgern einen wahren Vortheil dadurch stiften?

Ich sehe aber doch nicht ein — denn ich habe sie gelesen — wie Sie das von Yorik's Reisen behaupten wollen?

Wenn Sie erlauben wollen, daß ich mein eigenes Beyspiel anführen darf, nichts leichter als das! denn ausser dem Vergnügen, welches mir dies Buch gemacht hat, hab ich noch eine Sache daraus gelernt, die ich izt nicht für ein grosses Kapital verkaufen würde.

Nun, und worin besteht die?

Ich habe von Jugend an auf die Bewegungen meines Herzens sehr Acht gegeben, allein seitdem daß ich den Yorik gelesen, verhele ich mir keine Empfindung, keine Begierde mehr. Die Lust mich an meinen Feinden zu rächen, flüchte sich in den heimlichsten Winkel meines Herzens, ich verfolge sie, halte sie fest, wo ich sie finde, und ziehe sie sogleich vor dem Tribunale meines Ge-

Gewissens zur Rechenschaft. Sie können selbst denken, ob der Staat izt nicht an mir einen bessern Bürger, und mein Freund einen bessern Gesellschafter habe?

Ja, aber wer wird sie in der Absicht lesen?

Ich muß gestehen, daß ich sie auch nicht in dieser Absicht in die Hand nahm. Reisen? dachte ich, die können mich auf einige Stunden vergnügen! — Als ich aber ein Paar Seiten gelesen hatte, und fand, daß Yorik nicht launig war um es zu seyn, daß sein Herz im Spotten, im Scherzen, im Moralisiren, und im Erzählen allemal durchschimmerte, da prüfte ich mein eigenes so sorgfältig, als wenn ich in einem Beichtstuhle gesessen hätte. Wer den Yorik liest und ganz und gar keinen moralischen Nutzen davon hat, der muß warhaftig nicht zum Empfinden und Nachdenken gewöhnt seyn, und das ist Sterne's Schuld nicht.

Aufrichtig gesagt, ich hab ihn nur flüchtig durchgelesen, und nahm ihn noch dazu in die Hand, als ich den Kopf voll Grillen hatte.

Dann müssen Sie ihn noch einmal lesen.

Meine Geschäfte gehen mir nur immer durch den Kopf?

Das ist ein übel Ding! Aber wenn man auch nicht Alcibiades ist, der mit Rosen bekränzt und von Salben duftend, vom Gastmale in die Rathssversammlung ging, und mit eben der Leichtigkeit die Geschäfte des Staats abthat, mit welcher er scherzhafte Einfälle sagte; wenn man der auch nicht ist; so kan man sich doch gewöhnen, ohne Mühe von dem Nützlichen zu dem Angenehmen, und von dem Angenehmen zu dem Nützlichen überzugehen.

Das Kunststück müssen Sie mich lehren.

Es ist kein Kunststück. Versuchen Sie nur, ob es Ihnen künftig nicht wird leichter werden, da Sie angefangen haben, das Angenehme mehr zu schätzen; denn was man schätz, dem opfert man gerne einen kleinen Zw. n3 auf.

Das Exempel vom Alcibiades gefällt mir, und hat mir immer gefallen, aber wer kan ein solches Muster erreichen?

Ich wünschte auch nicht daß Sie ihn nachahmten. Man muß nichts aus Liebe zum Sonderbaren thun, es wird neunen unter zehu mißlingen. Es ist in diesem Stücke mit uns wie mit dem Schriftsteller. Wer den Yorik gelesen hat, und ihn im Denken und Schreiben nachzuahmen sucht, der muß mir erst durch ein Attest seiner Freunde erweisen, daß er schon vorher, ehe er ihn las, so gedacht und so geschrieben habe, wenn ich ihn für etwas mehr als einen gewöhnlichen Nachahmer halten soll. Denn wie ist es möglich, daß sein Geist und sein Stil sich in drey Monaten so geändert haben? Lassen Sie uns dis auf den gegenwärtigen Fall anwenden. Wenn Sie sich Morgen auf einem Balle, in einem Rausche von Tanz, Musik und Wein befänden, und man händigte Ihnen ein Recept vom Hofe ein, worin mit der umgehenden Post ein Bericht erfordert würde: Was wolken Sie thun?

Vermutlich wärd ich an den Alcibiades denken, und gleich den Bericht abfassen.

Nun, in der That, wenn sie das thäten, so steh ich nicht dafür, ob Sie nicht einen Verweis darauf erhalten wärdten. Zehn Sachen die nöthig wären wärdten Sie vergessen, und zehn Dinge sagen, die eben so gut wegbleiben konten. Mit weitschweifigen Bindewörtern und Wiederholungen wärdten Sie freygebig seyn, um den Bericht nur zu einer ansehnlichen Länge auszubehnen.

Ja, aber wie denn?

Oy! ich dächte Sie ließen den Alcibiades, Alcibiades seyn, gingen zu Hause, kleideten sich ruhig aus, und beschäftigten sich Troz des Cito! und Citissime! erst eine halbe oder ganze Stunde mit einer angenehmen Sache. Dieß wird Ihren Geist in einige Ruhe wiegen; Sie werden anfangen

gen Ihren Bericht mit mehrerer Ralte zu überlegen, und wenn Sie sich dann hinsetzen und ihn niederschreiben, so soll man es ihm nicht ansehen, ob Sie vom Walle kamen als sie ihn machten, oder den ganzen Tag in der Registratur zugebracht hatten.

Warum wollen Sie aber nicht, daß ich dem Alcibiades nachahmen soll?

Weil Sie selbst Schaden davon haben würden. Wenn das Sonderbare gefallen sol, so muß es natürlich seyn, alles übrige muß damit übereinstimmen. Merkt man Kunst und Zwang daran, so nennen wir es affectirt. Der welcher sonderbar ist, muß es selbst nicht wissen, daß ers ist.

Wieder so allgemein, wenn Sie doch —

Ich weiß was Sie sagen wollen, gleich soll es Ihnen deutlicher werden. Cleant der nur drey Häuser von Ihnen wohnt, hat den General Paoli bey seiner Durchreise gesehen. Er bemerkte, daß dieser grosse Mann nur ein simples grünes Kleid mit schmalen Golde trug; er hörte, daß die besten Köpfe diesen kleinen Umstand nicht aus der Acht gelassen, und die Anmerkung dabey gemacht hatten: Ein Paoli bedürfe keiner bessern Kleidung! Izt hat er, der sonst immer am reichsten gekleidet ging, und es auch nach seinem Stande wohl thun kan, sich auch ein solches simples Kleid machen lassen. Mit seiner ganzen Garderobe hat er einen ewigen Frieden geschlossen, trägt beständig das grüne Kleid, hat aber vergessen die Schuhe mit rothen Absätzen auszuziehen.

* In der zweyten Auflage S. 323. Die Leser werden es dem Herausgeber gern verzeihen, wenn er sie zu der Mühe verleitet hat, dieses Blat nachzuschlagen.

Nun versteh ich Sie. — aber es wird uns doch immer leichter, wenn man einem Beyspiele nachahmt.

Wenn Sie das finden, so wil ich Ihnen Morgen den Jüngling zuschicken. Sie werden darin, * — ich wil Ihnen das Blat einschlagen — einen Charakter gezeichnet finden, der Ihnen überaus gefallen wird.

Allein diese Charaktere sind fast allemal übertrieben.

Das ist wahr, dieser aber nicht. Es gibt wirklich solche Philete; Lichthehr zu Halberstadt, ist einer der mir nur gleich einfällt.

Nur noch eine Frage, die ich schon vorhin thun wolte. — Darf man sich auch mit dem Angenehmen beschäftigen, wenn die Empfindungen unsers Herzens — oder ich wil mich deutlicher erklären. Sehen Sie, ich war neulich auf meinem Landguth, und mit einigen Freunden bey einem Glase Wein sehr aufgeräumt. Auf einmal komt mein Verwalter herein, und meldet mir einige Unterthanen an, die mich sprechen wolten. Ich gehe auf den Saal, da standen ihrer Sechs, die mir alle mit weinenden Augen klagten, daß sie durch die Viehseuche ihr Vieh verloren hätten. Was sollte ich thun? Helfen konte ich ihnen nicht; sollte ich fortsehen mit meinen Freunden? Die Leute kamen mir gar nicht aus dem Sinne!

(Der Beschluß folgt künftig.)

Meindensche Beyträge

zum

Kuizen und Vergnügen.

32tes Stück.

Den 9ten August 1773.

Beschluß

Ueber das Nützliche und Angenehme.

Sa Sie die abstrakten Begriffe nicht leiden können, so wil ich Ihnen auf eben die Art antworten. Ich hätte erst im rechten Ernst und in der Stille für mich untersucht, ob diesen Leuten wirklich nicht zu helfen siehe? — und mit ihrer Erlaubniß, das haben Sie vielleicht nicht gethan. — Litt die Sache ohne alle Gefahr einen Aufschub, so würde mich bis nicht ganz in meiner Freude geföhrt haben, wenn ich gleich das Gefühl des Mitleidens nicht ganz unterdrückt hätte. Der Gedanke: du wilst gleich Morgen den Schaden dieser Leute taxiren lassen, um Remission für sie nachsuchen, und irgend ein Mittel ausfinden, woher sie wieder Vieh erhalten können? Dieser Gedanke würde mich schon sehr beruhiget haben. Litt sie gar keinen Aufschub, — und wenn alle vierzig Mitglieder der französischen Akademie im Zimmer gewesen wären, so würde ich hingegangen seyn um zu helfen. Das ist auch nichts besonders und nichts

schweres, denn das Vergnügen eine gute That gethan zu haben, übertrifft den angenehmfsten Discurs eines Thomas, und das rührendste Trauerspiel eines Marmontel *) Ich nehme den einzigen Fall aus, wenn die Liebe, die Oberherrschafft in uns hat; dann ist es unendlich schwer, Souverain seines Verstandes zu seyn, und selbst ein Senrich IV. ließ sich überraschen, sieben Meilen in der Kleidung eines Bauers durch ein feindliches Land zu gehen, um seine Gabriele zu besuchen, und das zu einer Zeit, wo er bey seiner Armee am nöthigsten war. Noch ein dritter Fall! Wie wenn keine Remission statt hatte, und ich weder Mittel noch Geld ihnen zu helfen? Dann würd ich der Menschlichkeit nicht wehren, ihr Recht über mein Herz auszuüben, und ich würde selbst die Thränen nicht zurückhalten, welche mir das Unglück anderer auspreßte. Aber wenn ich diesen Zoll abgegeben habe; wenn mein Verstand einseht, daß alle meine Klagen nichts aus-

Si

rich

*) Zwey Mitglieder der französischen Akademie.

richten; wenn sich in meinem Herzen von selbst eine Heiterkeit wieder einfundet: Dann muß man nicht verlangen, daß ich falsche Thränen weinen, und bedauernde Gespräche führen soll, die nicht warm aus dem Herzen kommen. Ich überlasse mich meiner natürlichen Laune, und mein Gewissen sagt mir, daß ich daran nicht Unrecht thue. Wer macht es klüger, der Engländer, welcher sich über Dinge die nicht zu ändern stehen, erhängt, oder der Franzose, welcher sie verfringt?

Sie rühren mich! das hab ich in der That nicht gethan! Sonderlich dauret mich ein Mann, der eine Familie von sechs Kindern hatte, und dessen ganzer Reichthum, in drey Kühen bestand. Er ist izt in die Stadt gezogen, um sein Brod durch Tagelohn zu verdienen, denn er fand drauffen keine Arbeit. Wenn ich doch in diesem Augenblicke wüßte, wie es dem armen Christoph geht! Es war einer der ehrlichsten —

Kommen Sie, mein lieber Freund; Ueber Dinge zu reden, die wir ganz unmöglich ändern können, das wollen wir den ernsthaftesten Schwärmern überlassen. Trockene Moral zu predigen, und doch Niemand zu bessern, das bleibe ein Geschäft für die Schreibgierigen Seelen. Vorschläge und Entwürfe, die diejenigen nicht lesen, welche sie ausführen könnten, werden uns vielleicht zu einer andern Zeit einfallen, und dann wollen wir sie von uns sagen. Unse Kenntnisse durch nützliche Dinge zu vermehren, und uns durch angenehme zu bessern und zu vergnügen, dazu wird uns unser eigener Trieb schon wieder locken. Aber izt lassen Sie uns zu Ihrem armen Christoph gehen; lassen Sie uns sehn, wie es möglich ist, daß der Mann durch Tagelohn sechs Kinder ernähren kan? Ob wir ihn nicht wieder auf dem Lande — Kurz, kommen Sie nur, wir wollen es selbst sehn.

Kleiner Nachtrag zu Martin Dickius Schriften.

Abdruck zweyer im Haag gehaltenen Predigten — gehalten von Martin Dickius, des H. Predigtamts Candidaten, und der deutschen Gesellschaft schöner Wissenschaften auf der Königl. Preuss. Friedrichsuniversität Halle ordentlichen und öffentlichen Mitgliede. Bremen 1766. 120 Seiten in 8vo.

Einer von den heimlichen Feinden des Hn. Dickius muß ihm wahrscheinlicher Weise diesen Vossen gespielt und diese zwey Predigten zum Druck ausgefertigt haben. Vielleicht ist es gar ein ordentliches öffentliches Mitglied der Hallischen Gesellschaft, welches sich auf diese Art an den Hn. Verfasser wegen gewisser Vorfälle rächen wollen. Es sind dieses nur bloße Muth-

maßungen. Allein einigermaßen scheint es wahrscheinlich zu seyn, daß ein Spottvogel, ohne des Hn. Dickius Wissen, diese Predigten herausgegeben hat, um seinen guten Raymond zu kränken. Denn wenn es auch möglich wäre, daß ein Candidat des H. Predigtamtes so viel ungereimtes Zeug hinschreiben könnte: so kan man doch dieses nicht von einem Mitglied einer deutschen Gesellschaft schöner Wissenschaften vermuthen. Herr Dickius, oder wer der christliche Mann seyn mag, der dieses Werk herausgegeben, hat seine Blöße zu sehr aufgedeckt, daß man ihn schwerlich ohne Mitleiden betrachten kan. Bey dem ersten Anblick scheint zwar viel Gelehrsamkeit in diesen Vogen enthalten zu seyn. Allein

bey

bey genauer Beherzigung, zeigt es sich, daß
 der Hr. B. meisterlich compilirt, alle seine
 Hefte geplündert und mit einer viel bedeuten-
 deren Miene nichts, oder nicht viel taug-
 liches gesagt hat. Die positiverste Person
 stellt er alsdann vor, wenn er S. 69. u. f.
 den hochdeutschen Prediger im Haag Hn.
 Sander widerlegen will. Dieser letztere
 hatte gegen den Satz des Herrn B. ein
 Mensch, der die Religion prüfen will, muß
 guten natürlichen Verstand haben, Ein-
 wendungen gemacht. Der Hr. B. dieser
 zwei Predigten greift ihn auf eine solche
 Art an, die einen Studenten verräth, und
 das schlechteste Bild von dem Character des
 Verfassers macht. Doch wir wollen uns
 auf diese schon an sich lächerliche Streitig-
 keit nicht einlassen. Wir wollen vielmehr et-
 was von den Predigten selbst sagen. Die er-
 ste handelt nach Joh. 7, 17. von der erforder-
 lichen Beschaffenheit eines Menschen, der
 die christliche Religion prüfen wil. Die zweite
 ist eine Betrachtung über Ps. 116, 12. 13.
 14. Stat, daß wir einen Auszug aus die-
 sen beiden Predigten geben, wollen wir
 einige von den brillanten Gedanken des
 Hn. B. auszeichnen. Was das vorzügliche
 bey denselben ist, wird die etwas größ-
 sere Schrift anzeigen. S. 13. „Unglück-
 lich ist der Glende, dessen sanfte Em-
 pfindungen erst durch die reizenden Wohl-
 thaten, dann durch die Verführungen
 Gottespergeffener Weltkinder und end-
 lich durch die grausamsten Laster bewei-
 ssert werden. Fähig, wie weiches Wachs,
 ist sein Gefühl voller Geist, sich das La-
 ster eben so tief einprägen zu lassen, als
 die edle Tugend würde eingedrückt seyn,
 wenn er unter ihren sanften Zepter fort-
 gefahren hätte, unsträflich ihre Befehle
 zu hören, und sie zu erfüllen. Fähig eben
 so leicht Beweise für den Irrthum zu su-
 chen, und zu glauben, als er sonst Ver-
 theidigungen den schleichenden Fehlbe-
 weisen würde entgegen gesetzt haben.“

In der zwoten Rede, die in einer erha-
 benen Prosa geschrieben ist, bieten sich die
 Schönheiten in größserer Anzahl dar. Und
 wer wird wohl so geschmackleer seyn und
 folgende rednerische Gedanken nicht für schön
 erklären? S. 84. „Auf den Zweigen
 „schmettert der Vogel seinen Ruhm, und
 „in den schäumenden Wogen schwimmt
 „der Wallfisch zu seiner Ehre.“ S. 85.
 „Es sey genug; macht hier eine Pause und
 „besinnt euch! S. 89. Welch kühnes Bild!
 „David führt uns bis an die Gruft, die ihn
 „schon erwartete, er macht uns den Tod
 „sichtbar, wir fühlen gleichfalls selbst seine
 „Wande, wir hören das Röcheln, mit dem
 „David seinen Geist wil austossen, wir
 „sehen in die dunkle Scheol, in die fürch-
 „terliche Gruft, die ein Luther in unsre
 „Sprache Hölle übersetzt hat. S. 95.
 „Läßt etwan ein Ohngesähr Tod aus der
 „Tiefe steigen, und Tod aus vom Blitze
 „zertheilten Wolken auf den Schiffer
 „regnen? S. 97. Bildet euch den Mor-
 „gen ein, der in der Dämmerung geboren
 „wird. Erwartet den prächtigen Auftritt,
 „wo sich seine Thüren aufschließen, und
 „vergoldete Bothen die Ankunft der Son-
 „ne berichten — Als wenn Freuden aus
 „ihrem Schooß auf den Fittigen der er-
 „freuenden Strahlen zu uns führen, so
 „erquickend ist ihr Anblick. S. 97. In
 „unsern Adern könte kein warm Blut ko-
 „chen, das alsdann geschlossene Wasser
 „gebähr uns keine Fische, der Acker hätte
 „noch keine Erndte gesehen, keine Spross-
 „sen könten ihr weiches Haupt durch das
 „stählerne Erdreich zwingen, (wenn nem-
 „lich keine Sonne wäre.) S. 98. Woher
 „nähmen wir die Seide, uns mit ihr zu
 „brüsten, wenn der Maulbeerbaum, von
 „Hize beraubt, die fruchtbare Gebähr-
 „mutter des seidenen Urstoff, die Sei-
 „denwürmer nicht mehr ernähren könte?
 „S. 104. Der Mitleid sitzt zur Rechten,
 „und macht eine Pause in seinem hohen-
 pri-

„priesterlichen Gebet, wenn die Bosheit der Menschen unsinnig fortrennt. S. 110.
 „Die Mutter lächelt auf ihren Säugling
 „unbeschriebene Triebe. S. 119. D mög-
 „te den, den kein sanftmüthig Ermahnen
 „gewint, ein Donner entschläfern! —

Doch hier hören wir auf Schönheiten auszuzeichnen. Denn wenn wir diese Arbeit fortsetzten, so wäre zu befürchten, daß niemand diese Predigten kaufen möchte, da der Auszug schon allzusehr das Herz geweidet hat. Wir versichern daher unsere Leser, daß sie eine unzählbare Menge dergleichen schimmernder Gedanken in dem

ganzen Werk finden werden. Sie werden auch philologische hochgelehrte Anmerkungen finden. Z. E. S. 42. werden sie mit Erstaunen in einer Note lesen, daß zu Delphos an dem Appolonischen Tempel geschrieben gewesen: nosce te ipsum. Ja, was noch mehr? S. 66. wird ihnen die bisher noch unbekante Wahrheit gesagt, daß das Var. præfixi bald ut, bald et bedeute. Doch wir müssen uns Gewalt anthun, hier abzubrechen, und das übrige der eigenen Beherzigung nachdenkender Leser empfehlen. An diese appelliren wir, wenn der Herr B. unsere Uneigenmütigkeit in Zweifel ziehen wolte.

Von Ungarischen Pflaumen.

Solche können auf den Schwarzdornen ungemein gut fortgebracht werden, wovon der zu seiner Zeit große Cameralist weil. geheime Rath Gasser, in seinem herausgegebenen Tractat von Oeconomischen und Cameralwissenschaften in ein Minden.

und zwanzigsten Kapitel von Fortpflanzung und Propfen wilder Stämmen handelt, und den grossen Vortheil zeigt, welchen diejenige so sich dieser Erfindung im Magdeburgischen bedienet haben, jährlich daraus gehabt haben.

D.

Als ein Mahler einen vornehmen Thoren in Miniatur malte.

Da deine Hand, viel Kunst an seinem Leib' erweist,
 So ist es billig, Freund, daß ich den Geist schattire.
 Sein Leib, wie er da ist, paßt just für seinen Geist! —
 Da hast du ihn in Miniature.

Auf den Luftwagen des Canonicus des Forges.

Man sagt, daß man im Monde, dem Verstand
 Der Menschen, soll in Wüchsen aufbewahren.
 Das ist dem Herrn des Forges wohl bekannt!
 Drum denkt er mit dem Kahn, den er ersand,
 Nach seiner Wüchse hinzufahren!

Elfrich,

Goekingt.

Meindensche Beyträge

zum

Huizen und Vergnügen.

 33tes Stück.

 Den 16ten August 1773.

Von der unmäßigen Liebe gegen die Thiere.

Es ist vielleicht kein Gegenstand unter allen denen, über welchen man Betrachtungen anstellen kan, einer so leisen und zärtlichen Berührung bedürftig, als derjenige, von welchem wir eben jetzt einige Augenblicke mit unsern Lesern schwätzen wollen. Wie viele schiefe Gesichter würden wir hier nicht ausstecken müssen, wenn wir heute in manche Gesellschaften gingen, wo dieß Blatt gelesen wird! Wie manche artige Dame würde sehr gerne ihren Mops auf uns hehen, und wie mancher Herr würde seinem Pferde Befehlen, eine Capriole gegen uns zu machen, die uns eben nicht sehr erbauen müßte! Allein wir sind einmal da, nützliche Wahrheit zu sagen, und wir werden sie auch jetzt, bey allem Respekt gegen Hunde und und Katzen, Pferde und Esel sagen.

Es scheint fast unbegreiflich zu seyn, wie der Mensch, der stolze Mensch, sich so weit herablassen kan, nicht nur der zärtliche Liebhaber der niedrigsten Thiere, sondern sogar ihr Vergötterer zu seyn, der ihnen in seinen besten Neigungen einen Altar baut und Rauchwerk anzündet. Und dennoch sehen

wir es alle Tage, wie weit es mit dieser Thierenliebe getrieben wird. Wie viele lassen sich von ihren Schoßbunden, auch wol von Hunden schlechter Art dergestalt einnehmen, daß ihre Liebhosungen, mit allen Accidenzien, die ein wenig dem Auge und der Nase zuwider sind, ihnen angenehmer sind, als die Caressen derer, mit welchen sie aus Pflicht sich billig aufs zärtlichste lieben sollten! Man kan ohne diese Kreaturen nicht leben, man hat sich so feyerlich mit ihnen verbunden, daß man eine Ehescheidung für erträglicher und unsündlicher halten würde, als die Scheidung vom Mops und von der Katze. Man bemerkt mit der größten Sorgfalt die kleinste Artigkeiten, Mienen und Bewegungen derselben, und man ist oft nicht eher ruhig, als bis man eine ganze Gesellschaft mit dem Gespräch davon unterhalten kann. Indem man sich selbst versäumt, sich mit Gedanken und Beschäftigungen besserer Art zu unterhalten: so glaubt man oft genug zu leben, wann man für seine Thiere lebt, und genug zu thun zu haben, wenn man auf sie Achtung giebt.

Das

Das stolze Ross könnte noch eher auf unsre Neigung einen Anspruch machen, weil es durch seine Stärke, durch die Symmetrie im Bau seiner Glieder, und durch seine nothwendige Hilfe, die es dem Menschen leisten muß, sich unsre Achtung erwirbt. Allein man begehrt doch auch in der Liebe gegen diese Art Thiere einen fatalen Fehler. Man liebt sie nur, und man braucht sie selten zu dem Dienst, wozu sie geschaffen sind. Man beschont sie mehr als die Menschen, und läßt es nicht zu, daß sie gerade dadurch unsre Liebe verdienen und bezahlen, wodurch sie es thun könnten. Ich kenne einen Doktor, der zwei schöne Carrossenpferde hat. Allein man glaube nicht, daß er sie je dazu anwenden möchte, um damit auszufahren, wenn ihn nicht Sturm und Ungewitter dazu nöthigen, seine Füße doch noch mehr zu beschonen als seine Pferde. Nein, er sätzt sie, die liebe fette Wänste, er streichelt sie, das Herz lacht ihm, wenn er sie so rund und muthig findet, daß sie vor Müßiggang umkommen möchten. Im übrigen, wenn er aus der ganzen Bibel keinen andern Spruch weiß, so sagt er doch, wenn man ihn hierüber tadelte, die Worte des weisen Salomo: **der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes.**

Ich übergehe alle Cottisen der Liebe gegen andre Geburten des Thierreichs. Ich möchte zu sehr eine Satyre über manchen Leser, oder vielmehr seinen ganzen Lebenslauf in dem einen Zuge beschreiben, wie sehr er der vernünftigen Natur hold ist.

Last uns lieber dabey ein wenig vernünfteln! Ich bewundere allemal die Paradoxie unsrer Seele bey dieser Thierenliebe. Ihre edelste Neigungen bringt sie immer am unrechten Ort an. Wenn wir erst alle die Liebe, die wir dem Thiere erzeigen, unserm Bruder, unsern Kindern,

unserm Knecht bewiesen hätten: so wäre es edelmüthig, wenn wir nun auch die Gränzen der wohlthätigen Freundschaft in das Reich derer Geschöpfe hinaus steckten, die weit unter uns stehen. Aber man sehe nur die meisten Thierenfreunde an. Man wird sie nicht allemal so sehr auf den Titel der Menschenfreunde, als auf jenen Titel stolz finden. Ich habe von einem französischen Marquis gelesen, daß er seiner Maitresse ein Parr derbe Maulschellen gab, weil sie seinen Bindhund bere nannte. Ich habe einen Vater gekannt, der ein Reitpferd für hundert Thaler kaufte, und seinen Sohn verwildern ließ, weil er ihm keinen Hofmeister halten wollte, der mehr als zwanzig Thaler forderte. Und endlich weiß ich von einer meiner Großtanten, die mich weiland bey ihrem Leibesleben versichert hat, daß sie um ihren seligen Herrn lange nicht so viel geweint habe, als über den Tod eines niedlichen Meerschweins, welches in ihrem hohen Alter ihre einzige Gesellschaft war.

Man erlaube mir diese lächerliche Beispiele, um daraus ein gut Theil derer Niederträchtigkeiten zu erweisen, die man durch einen überspannten Zärtlichkeitstrieb begeben kann. Zum Theil sind die Menschen selbst davon überzeugt, weil sie sich alle Mühe geben, ihre Neigung mit einem schönen Namen zu bekleiden. Der eine weiß von der Treue und denen artigen Manoeuvres seines Hundes so viel Motive der Liebe gegen ihn, daß er die für unbarmherzige Leute hält, die seinen Hund nicht so lieben wie er. Frau Richardin wußte, daß ihre Katze Menschenverstand hätte, weil sie ihr im Gebet so aufmerksam zuhörte. Und ein anderer glaubt und erzählt es mit einer ciceronischen Beredsamkeit, daß seines Leibes Wohl auf die Güte seiner Pferde beruhe.

Allein

Allein man müßte doch sehr leichtgläubig seyn, wenn man wirklich dies für die wahre Ursachen einer solchen Anhänglichkeit gegen die Thiere halten wollte. Wenn bloß die treue Dienste der Thiere das Glück verdienen: warum liebt man denn ein Schaaß, das nutzbarste unter allen Thieren, nicht eben so? warum tändelt man nicht mit einer Gans so, wie mit dem garstigen Hunde? Warum ist uns der arbeitsame Ochse nicht angenehmer, als das müßige Pferd? Am besten aber ist dies aus der Frage zu erläutern: warum ist man gerade so umgekehrt grausam mit seiner Neigung gegen andre, besonders die Feld- und Waldthiere, als man verzieht in jene Art der Thiere ist? Welche Unmenschlichkeiten werden auf der Jagd begangen? So entzieht man also der einen Art von Geschöpfen die Menschlichkeit, um einer andern Art übermenschlich gewogen zu seyn, und die Ebbe und Fluth, dieses Fieber von Neigungen, wo Frost und Hitze so ungleich vertheilt sind, hält ihren Liebhabern gerade die schlechteste Lobrede. Wenn sie sagen wollten, daß das Wild schädlich sey: so glauben wir dies wohl, aber verdient es deshalb die ersündsamste Quaal mehr, als ein schädlicher Hund, der durch die Mäscherey in denen Häusern Schaden verursacht?

Bei alle dem verrathen solche Thierfreunde doch eine sehr kleine Seele, indem sie sie mit kleinen Gegenständen allein unterhalten. Und es mag in manchem Herzen viel weniger Anhänglichkeit an Gott, Religion und Vernunft sich finden, als gegen die Thiere. Welche abgöttische Seelen sind das! Wenn sie eine arme Wanse in ihrem Hause so liebevoll duldeten, als ihren Hund — eine schreckliche Parallele! — wie viel Segen würden

sie verdienen! Wenn sie einem Kranken im Hospital diejenige Güte zukommen ließen, die ihrer Raze täglich widerfährt, welche rühmliche Menschenfreunde wären sie alsdenn!

Man halte uns für keine Feinde der Thiere. Wir lieben die ganze Schöpfung, aber wir entziehen dem einen Geschöpf die Pflicht nicht, die wir dem andern schuldig sind. Wir schränken alles auf gleichstimmige Pflicht ein. Und welch ein Abstand zwischen Pflicht und Liebe!

Man wird aus unsrer Betrachtung doch so viel herausziehen, daß man seine Liebe einzuschränken sich verpflichtet hält. Man halte doch die Mittelstraße. Man liebe sich doch selbst erst so sehr, daß man seiner Hochachtung nicht Schaden thue, und sich vor den Augen der Vernünftigen lächerlich mache. Man bedenke doch, daß man noch zu einem bessern Zweck erschaffen sey, als Hunde und Katzen zu füttern. Man lasse die übermäßige Pferdgespräche dem Stallknecht, die Gespräche von den Katzen Mägden, und die Spiele mit denen Hunden denen unartigen Kindern.

Die wahre Ursache der überflüssigen Thierliebe ist ohne Zweifel der menschliche Hochmuth. Es gefällt unsrer angebornen Herrschsucht die Ehre und Macht über die Rosse, die stärker sind als wir. Es erfreut uns, daß doch wenigstens ein Hund von uns zahm gemacht ist, und daß wir wenigstens eine freundliche Raze zur Unterthanin haben. Diesen Stachel führe ich zuletzt an, um zu zeigen, wie schlecht die Wirkung seyn müsse, wenn die Ursache dazu so schlecht ist. Gewiß ein armseliger Stolz, und ein unrühmlicher Sieg!

Rs.

Nach

Nachricht.

Die in dem 96. Stück des Hamburger Correspondenten eingerückte Nachricht der Herren Buchenröder und Ritter in Hamburg; den Ebertschen Nachdruck der Geschichte Jesu betreffend, nöthigt Endesbemeldete Buchhandlung als Eigenthümer dieses Werks noch einmal, das geneigte Publicum nicht irre zu machen (wie diese Nachricht vorgiebt,) sondern jedermann mit der reinen Wahrheit zu unterrichten. Nachdem sich zwey Auflagen dieses merkwürdigen Buchs, die eine in 6 Theilen, die andere in 3 Octavbänden vergriffen haben; stehen wir in Bereitschaft eine Dritte zu liefern, welche bereits bis zur Hälfte abgedruckt ist, spätestens auf nächstkünftige Michaelis zu erscheinen, und die beyden erstern durch wichtige Verbesserungen und wesentliche Vermehrungen des Herrn Verfassers weit übertreffen wird. Es ist eine Kühnheit, die nur in der Geschichte der Nachdrucker ihres gleichen hat, daß Ebert und Conforten den Verfasser besser kennen wollen, als wir ihn kennen; daß sie ihn durchaus todt haben wollen, mittlerweile Er in unsrer Mitte lebt, und seinem Werke eine Vollkommenheit gibt, die 6 schöne Wignetten des Nachdrucks, eine Beschreibung von Palästina, und die Landcharte oben drein schwerlich ersetzen können. Also stehen wir dafür, daß unsere 3te vermehrte Auflage auf besagte Zeit erscheinen wird; und daß hingegen unser Nachdrucker seinen Prä-

numeranten das Versprechen, ihnen die allerneueste Ausgabe zu liefern, ja unmdglich halten kan. — Um aber jederman gewiß zu machen, daß wir gar nicht auf Unkosten des Publicums für unser Eigenthum eifern; so öfnen wir auch hiermit allen Liebhabern bis zum 1. Oct. eine Pränumeration von 1 Rthl. 14 Ggr. auf unsre rechtmäßige Ausgabe, welche wir franco bis Frankfurt und Leipzig liefern werden; Papier und Druck soll so ausfallen, daß die Liebhaber werden zufrieden seyn können. Man beliebe sich deswegen an unsre Ragion in Zürich, oder in Leipzig an unsern Commissionär, Herrn Johann Mart. Weber, am Nicolai Kirchhofe wohnhaft; und in Minden bey dem Buchbinder Martin Gottfr. Franke, welcher 1 Rthl. 25 gr. Preuss. Courant, oder 1 Rthl. 21 gr. neue Sächs. Münze als Vorschuss annimt, um denen Freunden in hiesiger Gegenden es zu erleichtern, die etwan keine Correspondence mit auswärtigen Buchhändlern führen; oder endlich an alle ächte Buchhandlungen in Deutschland zu wenden, welche letztere, wie wir sicher hoffen dürfen, mit Vergnügen die Ehre und das Recht unsers Eigenthums gegen scheinheilige Räuber schützen werden. Nach besagten Termin aber wird das Werk nicht mehr anders als um den Preis von 3 Rthlr. 8 Ggr. erlassen werden. Zürich den 26. Junii 1773.
Drell, Gessner, Fueslin u. Compagnie,
Buchhändler.

Weindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

34^{tes} Stüd.

Den 23ten August 1773.

Von der Bevölkerung und Entvölkerung.

Der größte Reichthum eines Staats sind die Untertanen, und je mehr starker und gesunder Bürger er hat, desto reicher ist er. Diese Wahrheit wird allgemein angenommen, nur gibts, deucht mir, Fälle, wo eine allzustarke Bevölkerung weit mehr schadet, als nuget, und dieser Fälle sind überhaupt drey; erstlich, wenn der Boden in aller Betrachtung die Menge Menschen nicht ernähren kan, die ihn bewohnt. Zweytens, wenn die Menschen ausarten und von schwächlicher Leibesbeschaffenheit sind, und drittens, wenn sie roh und ungeschickt bleiben, und nicht arbeiten. Der Boden darf nicht zu dicht besäet werden, er sey auch noch so ergiebig, wenn nicht eine Sprosse die andere an ihrem Wachsthum hindern soll, und die Menschen stehen in dieser Absicht mit den Erdgewächsen in dem genauesten Verhältnisse, sie hindern sich an ihrem Fortkommen, wenn sie, so zu sagen, zu gepfropft voll an einem Orte gesäet sind. Unsere Vorfahren ahmten in diesem Falle den Bienen nach, sie schickten Colonien aus, die andre leere

Plätze anbauen, oder wol gar ihre Nebenmenschen aus dem ruhigen Besitze ihrer Wohnung und Aecker vertreiben musten. So lange der Erdboden noch viele unbebauete Plätze übrig hatte, war bey dieser Maxime wenig zu erinnern; allein unter unsern Zeitgenossen und Nachbarn ist sie bey weitem entbehrlicher, als bey den Alten. Wir haben der Erde abgelernt, daß sie weit mehr leisten könne, als die Alten glaubten, wenn sie fleißiger bearbeitet wird, und hierzu werden mehr geschäftige Hände erfordert. Es ist uns ungelegen, in Gefahr zu seyn, alle Augenblicke von feindseligen Nachbarn angegriffen zu werden, deswegen müssen wir eine Menge Mitbürger bewafnen, die uns den ruhigen Besitz des Unstrigen versichern, und diese mit zu ernähren, müssen wir den Erdboden so gut nutzen, als möglich ist, folglich viele arbeitende Hände haben. Wir haben viele Bedürfnisse, und der Luxus erschafft täglich noch neue hinzu, folglich muß der Soldat und der Bauer noch eine Menge Menschen entbehren, die zu unsrer Bequemlichkeit sich gebrauchen lassen

fen. Dis alles beweist, daß die Bevölkerung für einen jeden einzeln Menschen besonders, für den Staat überhaupt, und nicht allein um der Finanzen der Monarchen willen, nöthig sey. Es ist also nicht leicht zu befürchten, daß eine Gegend zu stark bevölkert sey, (wenn anders die Einwohner keine unnütze und faule Glieder des Staats sind) besonders da wir durch die Vermittelung des Kaufmanns, in den Stand gesetzt werden, jede, auch die schlechteste Gegend zu nutzen, und uns für unsre Producte andre Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen, die unser Erdstreich uns versagt. Der Landmann in unsern Gegenden, besonders der kleine Bauer, und noch mehr der Heuerling zeigt uns, daß die Erde durch Fleiß und Wartung weit mehr gebe, als sie thun würde, wenn sie aus Mangel der Arbeiter vernachlässigt würde, und ich bin überzeugt, daß unsre Häiden, wenn sie erst einige Jahre werden urbar gemacht seyn, uns diese Wahrheit noch weit einleuchtender lehren werde. So nützlich aber auch immer so viele Hände dem Ackerbau sind; so können auch dieser wirklich zu viel werden. In meinem Vaterlande, (in der Herrschaft Einborn unweit Eßlin am Rhein) herrscht eine Freyheit, die wenig ihres gleichen hat, und diese zieht nicht allein eine Menge Fremde hin, sondern hält auch die Eingebornen zurück, sich in andern Ländern niederzulassen, und doch kan der undankbare Boden sie nicht ernähren, so trenn er auch immer bearbeitet wird. Die Liebe zum Vaterlande und zur Freyheit, macht, daß die Kinder ihr väterliches Erbe bis ins Unendliche ver-spilttern, ein Erbe, das kaum eine einzige Haushaltung ernähren kan, und so werden diese bevölkerte Erdstrieche endlich Bettelprovinzen. Wo indessen der Boden von Natur ergiebig ist, fällt die Furcht weg, zu viel Menschen, wenigstens zu viel arbeit-

same Menschen zu haben, ja! die Erfahrung lehrt, daß in den fettesten Gegenden oft die Erde aus Mangel der Verpflegung, Disteln trägt, z. E. im Kirchenstaate. Glücklich wäre das menschliche Geschlecht, wenn solche fruchtbare Gegenden, als um Rom sind, recht angebauet und genuzet würden! Es kan ein Staat zu bewohnt seyn, wenn seine Einwohner in schwächliche Menschen ausarten, die den Pflug nicht regieren und andre schwere Arbeit nicht verrichten können. Der Mensch wird durch die Ausschweifung nach und nach zum Zwerge, und der Staat mit einer Menge siecher Körper beschwert, die er unterhalten muß, ohne den geringsten Nutzen von ihnen zu haben. Auf dem Lande sehen wir freylich solcher beklagenswürdiger Skelette wenig, die die Schande ihrer Väter mit sich herum tragen, in den großen Städten sind sie aber desto häufiger, und gehören diese nicht mit zum Staat? Wollen sie nicht vom arbeitsamen Landmann auch unterhalten seyn? Ich befürchte aber, daß dis Uebel, Luxus und Wollust, auch den Landmann von einem Jahrhundert zum andern schwächer machen, und der Bauer mit der Zeit eben so vornehm elend aussehen werde, als der F. Markis. Ich weiß nicht, ob mir die Aerzte es eingestehen werden, daß der Caffee z. E. eine schwächliche Race verursachen werde? Ich bin sehr davon überzeugt, und wenn ich dem Suart glauben darf; so hängt die Stärke oder Schwäche, ja selbst der Verstand der Kinder vorzüglich von den Nahrungsmitteln und der Lebensart der Eltern ab. Der Caffee, den unsre Bauerweiber schon mit einer unaussprechlichen Wollust und in großer Menge herein schlurfen, schwächt den Magen, erschlaft die Nerven, und kan keine reelle Nahrung und kein gesundes Geblüt geben. Ich weiß, daß die Aerzte mir dis zugeben, und man wirds wohl unndthig seyn,

seyn, noch zu zeigen, daß die Mutter ihren Embrio sowol als ihren Säugling durch den Caffee verbinde, zu einer solchen Größe und Stärke heran zu wachsen, als er würde gethan haben, wenn er durch reellere Nahrungsmittel von seinem ersten Entstehen an, wäre unterhalten worden. Doch unten hievon ein mehreres; genug, ein Staat voll Zwerge ist noch kein bevölkerter Staat, und wie weit sind wir schon von der Größe und Stärke unserer handvesten Vorfahren gefallen.

Die Bevölkerung gereicht endlich den Staat zur Last, wenn ihm die Einwohner wenig, oder nichts nützen können noch wollen. Ich nehme in Gedanken ein Reich an, das 20 Millionen Einwohner ernähren kan, und sie auch wirklich hat. Ich übersehe diese 20 Millionen, und finde

- 1) eine Million Mönche und Nonnen,
- 2) drey Millionen Müßiggänger unter den Layen, wohin auch die Beschäftigte mit gehören, deren Geschäfte dem Staate keine Dienste thun. Diese Rubrik mag der Leser selbst ausfüllen, worunter er aber der Bettler nicht vergessen darf.
- 3) Fünf Millionen Kinder und alte Zwerge, die von Jugend auf Kinder bleiben. Vielleicht werden unsre Nachkommen noch mehr Zwerge haben.
- 4) eine Million, wenigstens, Entkräfteter und Ausgemergelter, die der Venus und dem Bacchus Gesundheit und Glück aufgeopfert haben. Meine Landsleute meine ich nicht, wenigstens würde ich, wenn von ihnen die Rede wäre, noch zur Zeit diesen Artikel einschränken.
- 5) eine Million, die von Alter und Schwachheit, oder verstümmelter Glieder wegen nicht arbeiten können,

So sind also schon eils Millionen von zwanzig, die den Staat zur Last liegen, und unter den übrigen Könten noch viele ausgeworfen werden, die ihre Kräfte nicht genug gebrauchen, oder die aus Dummheit nicht so nützlich sind, als sie seyn könten. Man wird doch ein Land, das so viel Einwohner hat, nicht bevökert nennen, wenn ein Wespennest gegen einen Bienenstock gerechnet wird, da jene es stehlen und verzehren, was diese mit Mühe sammeln? Im wahren politischen Verstande ist also das Land allezeit mehr bevökert, als die größten Städte, weil es mehr nützliche Bewohner hat, und muß es auch seyn, wenn die Städte nicht aussterben sollen.

Der vornehmste Endzweck der Monarchen geht demnach billig dahin, daß die Bevölkerung auf dem Lande befördert, und alle Hindernisse aus dem Wege geschafft werden, die ihr entgegen stehen, und meine Betrachtungen schränken sich auch auf den Landmann allein ein. Es giebt aber allerdings Hindernisse der Bevölkerung auf dem Lande, die ein Staatsmann im Ganzen zwar einseht, im Kleinen sie aber unmdglich so genau kennen lernen kan, als ein aufmerksamer Zuschauer, der auf dem Lande wohnt, und den Bauren in der Nähe sieht, er mag gesund oder krank seyn. Ich wil als ein solcher meine Bemerkungen mittheilen, nur muß ich vorher bitten, mich nicht unter die Classen der Politiker und Projektmacher zu setzen, sondern mich als einen Menschenfreund anzusehen, der sein Scherflein gern zum Wohl des gemeinen Wesens mit beyträgt. Denn ich verlange nicht, mir durch Projekte einen großen Namen — und mein Glück zu machen, noch unter dem Deckmantel des Patriotismi die Augen der Großen zu verblenden, und meinen Nebenmenschen eins zu versehen. Der wahre Patriot muß keine feindseli-

seli-

selige, niederträchtige Absichten haben, er muß nicht Patriot seyn, seine Leidenschaften zu befriedigen, außer der edlen Neigung, seine Mitbürger glücklich zu machen. Ich werde unten wider die Landhebammen eifern müssen, aber der Leser thut mir unrecht, wenn er glaubt, daß ich meinen eigenen Vortheil darunter suchte, denn ich wüßte mir keinen Pfennig dadurch zu verschaffen, und des Königs Interesse darf ich nicht weiter zum Vorwand nehmen, als etwa, weil dieser Fürst seine Beruhigung darin sucht, seine Unterthanen glücklich zu machen. Diese Episode wird mir der Leser zu gute halten, wenn ich ihm bekenne, daß ich in eine enthusiastische Entzückung gerathe, wenn ich nur das Wort Patriot gedente, noch mehr aber, wenn ich es aussprechen höre. Nun zu den Ursachen der Entvölkerung auf dem Lande.

I. Die erste Ursache finden wir bey der Geburt des Menschen, und diese entvölkert den Staat von Müttern und Kindern, entweder plößlich, oder langsam. Wie glücklich ist die Frau in der Stadt, die der schmerzlichen Stunde nahe ist! Sie weiß, daß sie in geschickte Hände geräth, daß auch die gefährlichste Lage der Frucht die sie der Welt zu schenken im Begriffe ist, durch die Kunst natürlich und unschädlich werden kan, und daß der Arzt in der Nähe ist, der ihr in der Noth mit Rath und That an die Hand zu gehen bereit ist. Auf dem Lande entbehren die Kreißenden dieses Trostes beinahe ganz. Unsere ländliche Hebammen sind gemeinlich die unwissensten Creaturen von der Welt, die weder einen gehörigen Unterricht gewissen haben, noch einen Buchsta-

ben lesen können, um sich aus den Hebammenbüchern, die wir freylich recht gut haben, wegen des Mangels an Unterricht entschädigen zu können. Mit der größten Unerschämtheit fangen sie ihre Pflüchereyen an, so bald eine unglückliche Frau sich entschließt, in ihre unwissende Hände zu fallen, und so tödten sie ungestraft. Nach langen Uebungen wagen sie sich endlich, gezwungen, ins Examen, und hier müssen sie für tchtig erkant werden, weil sich kein e bessere angiebt. Da diese Weiber nicht die allergeringste Theorie, sondern kaum einige wenige Erfahrung haben, so wissen sie sich nicht in die geringste Widerwärtigkeit bey ihrem Handwerke zu finden, und ihr Latein hat den Augenblick ein Ende. Ihr unbesonnener Ehrgeiz erlaubt ihnen nicht, ihre Unwissenheit zu gestehen, sie matten die Kreißenden ab, und verhindern die Umstehenden, sich nach anderer Hülfe umzusehen, bis es zu spät ist. Was sie nicht mit Einsicht und Verstand ausrichten können, suchen sie mit Gewalt zu erzwingen, und wie kan die Kreißende anders als auf Lebenslang unglücklich, und gar *ad iterum concipiendum* unnütz gemacht werden, wenn sie noch so glücklich ist, mit dem Leben davon zu kommen. Die Constitution der Bauerweiber und ihre Lebensart schügen sie freylich, sehr selten ein Opfer des Todes zu werden; allein wie viele klagen über immerwährende Uebel, die sie der groben und ungeschickten Behandlung der Wehemutter zu danken haben. Die unglücklichen Kinder dürfen sich von solchen unwissenden Creaturen keine Hülfe versprechen, u. wie vielem Ungemach ist der neue Mitbürger gleich bey seiner Ankunft unterworfen, dem die Hebamme abzuhelfen wissen müßte.

(Die Fortsetzung folgt künftigh.)

Heindensche Beyträge

zum

Kruken und Vergnügen.

35tes Stüd.

Den 30ten August 1773.

Fortsetzung

von der Bevölkerung und Entvölkerung.

Sier nehmen die ländliche Behmät-
ter entweder zum Aberglauben
ihre Zuflucht, oder sie gebrauch-
en Mittel, die die Unwissen-
heit erfunden hat, und das Kind stirbt, ge-
meinlich an den Sichtern, oder Schür-
chen, wie man es bey uns nennt. Von der
Verpflegung, besonders der diätetischen
Verpflegung des neugebahrten Kindes
hängt seine künftige Gesundheit oder Krank-
heit größtentheils mit ab, und müste eine
Hebamme hier nicht vorzügliche Geschick-
lichkeit haben? Aber hier sind sie so unwis-
send, als möglich, und durch diese Unwis-
senheit wird der frühzeitige Tod manches
Kindes befördert. Ich rede aus der Erfah-
rung, und ich könnte hier tiefer untersuchen,
wenn ich dem Arzte es nicht überlassen mü-
ste, diese Quelle der Entvölkerung deutli-
cher zu erforschen, und glücklicher zu be-
schreiben.

2. Die Unzucht schadet der Bevölkerung
offenbar. Das weisse Edict wider den Kin-

dermord thut freilich wider das rasende Un-
ternehmen, seinem eigenen Kinde das Le-
ben zu nehmen, seine Würkung, allein es
sind andre der Bevölkerung schädliche Fol-
gen der Unzucht, die keine Gesetze, nicht
einmal die göttliche, zu hintertreiben im
Stande sind. Die Entehrten auf dem Lan-
de bey uns haben freilich mit der Zeit so we-
nig Empfindung von Ehre, daß sie die
Furcht vor Schande nicht leicht zu einem so
entsetzlichen Verbrechen, als der Kinders-
mord ist, bringt. Allein theils lehrt die
Erfahrung, daß die unglückliche Frucht
der unkeuschen Liebe früh ein Opfer des To-
des wieder werde, wovon sich die Ursachen
wohl erforschen ließen, theils wird eine
solche geschändete Person nur Mutter eines
Kindes, statt, daß sie, wenn sie den Fehl-
tritt nicht begangen und geheurathet hätte,
dem Staate wohl ein Duzend hätte schen-
ken können. Denn ist sie einmal entehrt,
so hat sie nach aller Wahrscheinlichkeit keine
Hofnung, zur Ehe gesucht zu werden.
Ihr Entehrer überläßt sie der Schande und

M m

ihrem

ihrem eignen Schicksal, sich und ihrem Kinde so gut zu rathen, als sie kan, und die Noth raubt sie oft mit ihrem Kinde vor der Zeit dahin. Das ausgesandene Elend wird sie entweder wieder künftige Versuchung schützen, oder hat der geile Trieb das Uebergewicht; so befürchte ich, wird sie die höllische Kunst wissen, allen ihren unangenehmen Folgen vorzubeugen. Darf ich noch ein Wort von der Ursache sagen, die den durchgängigen frühen Tod der unehlichen Kinder befördern; so glaube ich, daß diese elende Mütter, die selten sehr gewissenhaft sind, nichts sehnlicher wünschen, als von dem Zeugen ihrer Schande, wenigstens ihrer Schwachheit, auf die erste und beste Art befrejet zu seyn. Fündlingshäuser sind auf dem Lande nicht, folglich bleibt bey ihnen nur den Tod zu wünschen übrig, und sie scheuen sich nicht, ihn laut zu wünschen. Gerade zu ihrem Kinde das Leben zu nehmen, wagt die Mutter nicht, aus Furcht vor weltlicher Strafe, sie reicht ihm also entweder nicht hinreichenden, oder keinen gesunden Unterhalt, und wenn der kleine Unglückliche krank wird; so versäumt sie mit Fleiß, für ihn Hülfe zu suchen, damit sie von der ihr verhassten Last befreiet werde. Der Mangel raubt ihr die Milch, oder der Verdruß macht sie ungesund, in beyden Fällen aber muß es der Säugling entgelten, entweder mit dem Tode, oder mit einem ungesunden Körper, der nicht zu seiner vollkommenen Größe heranzuwachsen kan. Ich wil mir die Erlaubniß ansbiten, durch ein erdichtetes Exempel die gewisse Entvölkerung wahrscheinlich zu machen, die der Staat der Unzucht zuzuschreiben hat. Ich nehme die Zahl von hundert Entehrten in einem Lande, das eben nicht gar zu groß seyn darf, wenn verderbte Sitten unter seinen Unterthanen herrschen. Diese geben hundert Kinder dem Staat. Solte es wohl unwahrscheinlich seyn, wenn ich annehme, daß zum wenig-

sten fünf Kinder durch das Betragen ihrer Mütter schon sterben, ehe sie einmal zur Welt kommen? Wer die Früchte des starcken Schnührens kennt, wird wieder diese Zahl nichts einwenden. Unter diesen hundert Entehrten sollen zwanzig seyn, die sich so sehr schämen, oder so verlassen sind, daß sie in der Stunde der Geburt keine Hülfe haben können, oder sich schämen, sie zu verlangen. Zehn Kinder setze ich also gleich auf mein Tod:enregister. Fünf und achtzig Kinder leben also noch, allein die oben angeführte Ursachen lassen kaum für die Halbscheid die Hoffnung, zu erwachen, ich wil also nach aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß zwanzig Kinder überhaupt von diesen hundert erwachsen. Diese zwanzig hätte also der Staat, aber werden sie ihm nutzen? Sind sie erzogen, nützliche Mitglieder des gemeinen Wesens werden zu können? Werden nicht wenigstens fünf Bettler darunter seyn? und dürfte ich nicht annehmen, daß einige Töchter von dieser Zahl sich der Unkeuschheit ergeben, folglich dem Staat wenig, oder gar nicht nützlich, im Gegentheil zur Last seyn werden? Hätten diese hundert unglückliche Personen geheyrathet; so hätte jede im Durchschnitt gerechnet, dem Staate fünf Kinder geschenkt. Sie würden ihre Kinder geliebt, folglich nach ihrem Vermögen versorgt haben. Wenn auch 200 von diesen 500 Kindern in der Jugend gestorben wären (ich nehme nach aller Wahrscheinlichkeit die größte Zahl an) so hätte der Staat doch 300 behalten; ich wil sagen, gewonnen, denn auch diese 300 würden eine bessere Erziehung gehabt haben, und dem gemeinen Wesen nützlicher geworden seyn.

3. Die Kinder auf dem Lande sind eben so vieler Gefahr, eben den Krankheiten unterworfen, als die Kinder in den Städten; aber sie haben nicht dieselbe Hülfe, nicht dieselbe Verpflegung, oder sie haben

schäd-

schädliche Verpflegung. Der Landmann weiß zum E. nichts vom Blatterbelzen, oder, wenn er weiß, so ist er zu nachlässig, oder gar zu voll von Vorurtheilen, seinen Kindern diese sichere Hilfe zu geben. Die natürliche Blattern reißen von fünf, wenigstens sieben Kranken, einen dahin, und die eingepfropfte kaum einen von tausend. Ich berufe mich hier auf die Aerzte, besonders die Engländer, die die Einimpfung zu einer Nationalsache aus dem edelsten Patriotismo gemacht haben, und lasse meine Leser urtheilen, wie groß die Entvölkerung durch den Mangel an solchen guten Anstalten beym Landmann werde. Viele Blatterpatienten sterben aber auch wegen unvernünftiger Verpflegung, wenn auch die Pocken selbst sie noch mit dem Tode verschont hätten, getödtet werden sie durch hitzige Getränke, warme Betten und Stuben, die wie Badestuben geheizt werden, da die Genesung gerade das Gegentheil fordert.

4. Eine große Anzahl Landleute stirbt vor dem Ziele, das sie hätte erreichen können, und ich kan hier folgende Ursachen anführen, wenn ich zuvor gesagt habe, daß ich vom kranken Landmann rede.

a) Hat er ein blindes Vertrauen auf die Vorsicht, die ihn, wie er glaubt, ohne Medicin wieder herstellen werde, wenn er noch leben soll; wäre das unveränderliche Ziel seiner Lage aber gekommen, so könnte ihn kein Arzt wider den Tod schützen. In diesem Falle sind die Bauern größtentheils solche grobe Prädestinarianer, daß es vergeblich ist, sie eines bessern belehren zu wollen. Indessen bringt die Krankheit sie oft weit ehe auf andere Gedanken, als die vernünftigste Vorstellung, nur Schade, daß sie alsdenn

b) noch einen unverzeihlichen Fehler begehen, und, mit Vorbeygehung des rechten Arztes ihre Zuflucht zu den Mitteln, die der Erstkommende anpreist, oder zu den gewissenlosesten Puschern unter der Sonne nehmen. Wenn ich, als Prediger, zu einem Kranken gerufen werde, welches insgemein alsdann erst geschieht, wenn keine Hoffnung zur Genesung mehr da ist; so pflege ich mich nach ihrer Krankheit, und den Mitteln, die sie gebraucht haben, zu erkundigen, um, wo möglich, meiner Gemeinde auch in diesem Stücke nützlich zu seyn, und bey ihnen ein Zutrauen zum rechten Arzt zu erwecken. Viele haben sodann noch nichts gebraucht, andre haben Hausmittel angewandt, die widersinnig sind. Sie glauben aber, wenn ein solches Mittel einmal jemand geholfen hätte, ob die Krankheit gleich von einer ganz andern Art ist, so sey es ein Specificum, das alle heilbare Krankheiten verreiben könnte. Wil der Bauer Geld anwenden, (dis thut er aber zehnmal weniger bey kranken Menschen, als bey seinem kranken Vieh) so nimt er seine Zuflucht zum Empiriko, dem Puschler, der drey oder viererley Mittel hat, die er in allen möglichen Krankheiten für Vieh und Menschen ausgiebt. Würden doch diese Mörder ausgerottet werden, ein Geschmeiß, das mehr Menschen zum Kirchhofe befördert, als irgend eine Sünde nicht thut! Schrecklich ist es, daß so viele Menschen durch diese Bluthunde aufgeopfert werden, ein Name, der noch zu gelinde für diese gedulbete Mörder ist, und nie können es Obrigkeit, besonders die Landphysici vor Gott und ihren Fürsten verantworten, wenn sie nicht wachsam sind, diesen Ungehewern das Handwerk zu legen. Unter zehn Patienten finde ich kaum drey, die nicht

nicht

nicht in die Hände solcher Marktsehreyer gerathen wären, und die Natur muß sich durch doppelte Kräfte helfen, wenn sie dem Tode entgehen wollen. Der Bauer hat weit mehr Zutrauen zu diesen Aſterärzten, als zu irgend's einem geschickten Medico, ich habe aber die Ursache hievon lange nicht erfahren können, denn diese Pſuſcher laſſen sich oft theurer bezahlen, als die geschicktesten Nerzte, und das wohlfeilste zieht doch der Bauer vor. Ich habe aber endlich folgende Quellen dieses Zutrauens entdeckt. Einmal, wenn ein solcher Pſuſcher einmal einen Patienten gehabt hat, der von ohngeſehr wieder gesund geworden; so schreiben sie diese Genesung dem Pſuſcher mit der größten Lobeserhebungen auf die Rechnung. Sie sehen ihn für einen Wunderthäter an, da er doch nicht studirt hätte, und nehmen es für ausgemacht an, daß ein studirter Arzt eine solche Cur nicht würde verrichtet haben. Nun kan der Pſuſcher so viele hinrichten, als ihm beliebt, oder, als ihm kommen, es schadet seinem Rufe nichts, denn die gestorben sind, müſten, nach ihrer Meynung, sterben, weil ihre Zeit gekommen war. Mit dem ordentlichen Arzte aber halten sie es ganz anders. Stirbt sein Patient, so hat er ihn versäumt. Zweytens sind die Aſterärzte Leute von der Grundsuppe des menschlichen Geschlechts, Pöbel sind sie, die mit dem Landmann in seiner Sprache sein viel plaudern können,

und mit Plaudern wil der Bauer curiret seyn. Sie schützen vor, die Doctores in der Stadt verfolgten sie deswegen, weil sie bessere Curen verrichteten, und jene darüber nichts zu thun hätten. Dis bevestigt des Bauern Glauben an seinen Landäskulap, und das Mißtrauen wider den wahren Medicum, wider welchen er einen natürlichen Widerwillen zu haben scheint. Hier gleicht der Pſuſcher in der Medicin dem geistlichen Pſuſcher, der, zur Bevestigung seines Ruhms, alle andre rechtschaffene Männer verdächtig macht, und sich für den einzigen Meister in Israel hält. Endlich verspricht der Pſuſcher eine geschwinde Cur, und geschwinde wil der Bauer geholfen seyn. Der vernünftige Arzt, der die Krankheit aus dem Grunde heben wil, kommt beym Bauern unrecht, der ihn zuverlässig nicht mehr braucht, wenn die Arzneey nicht den Augenblick anschlägt. Deswegen braucht er alle Stunden was anders.

c) Der Landmann lebt in seiner Krankheit nicht diätetisch. Der Brandwein ist seine Universalmedicin, und zum ersten wird er gezwungen. Sein Brodt ist die Feuerprobe, und wil er dis nicht mehr; so giebt man ihn zu. Ich entsinne mich keiner fünf Kranken, wo ich nicht eine Brandweinsbouteille beym Bette gefunden hätte, und wie kan da die Arzneey wirken, wenn der Brandwein ihre Wirkung, entweder hemmt, oder auf einen andern Weg bringt?

(Der Beschluß folgt künftig.)

Heindensche Beyträge

zum

Kuizen und Vergnügen.

 36tes Stück.

 Den 6ten Sept. 1773.

Beschluß

von der Bevölkerung und Entvölkerung.

b) Endlich stürzt der Aberglaube den Kranken ins Grab, der, durch ihn verführt, sich keiner ordentlichen Behandlung unterwerfen will. Ich wil zum E. des sogenannten Börens hier gedenken, ein abergläubischer Streich, der schon zu Homer Zeiten Mode gewesen. Worin dieser Betrug eigentlich bestehe? ob das Bören immer dasselbe ist, weiß ich nicht, genug, so viel habe ich bemerkt, es bestehet mit in Zauberformeln, die über den Kranken Ort gesprochen werden. Ein junger Mann in meiner Gemeinde hatte sich mit dem Weil ins Bein gehauen, doch war die Wunde gar nicht gefährlich. Der Wundarzt verband sie nach seinen Regeln, und war gewiß, daß der Schade bald gehoben seyn würde, wenn der Patient sich ordentlich betragen wolte. Dieser aber zu ungeduldig, die Zeit einer natürlichen Cur abzuwarten, ließ sich von einem alten Soldaten zum Bören verführen, der Verband wurde wieder abgerissen, so bald der Wund-

arzt weg war, denn Pflaster und Carpien scheinen sich mit dem Bören nicht zu vertragen. Der Erfolg war der Tod, der den Patienten überraschte, der sich so unbesonnen betragen hatte. Hievon schließe man auf den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit überhaupt, und wenn man annimmt, daß allemal ein Betrüger gegen zehn Leichtgläubige ist, der sich willig zum Untergange der Menschen gebrauchen läßt; so wird man einen Ueberschlag machen können, woher die Entvölkerung auf dem Lande entstehe..

e) Der Landmann stirbt sehr häufig an der Schwindsucht, und die Ursache hievon darf man nicht weit herholen, wenn man seine oft äußerst unordentliche Lebensart betrachtet. Das Ausruhen an kühlen Orten, wenn der Körper über und über mit Schweiß bedeckt ist, ein herzlicher kalter Trunk, wenn er sich äußerst erhitzt hat, und die Nachlässigkeit, dem

N u

Uebel

Uebel zu begegnen, wenn es noch im Entstehen ist, sind die Quellen dieser Todesart. Die Wassersucht ist ein andrer sehr betretener Weg zum Tode unter dem Landvolk. Ich überlasse es aber den Aerzten, die Ursachen anzugeben, warum das Landvolk dieser Krankheit so sehr ergeben ist, und erinnere nur noch beyläufig, daß die Weiber sie wohl ihrer unordentlichen Lebensart, zu gewissen Zeiten, wenn sie Ursache hätten, sehr ordentlich zu leben, zu danken haben, und diese sind auch der Wassersucht mehr ausgesetzt als die Mannspersonen.

5. Das Emigriren entvölkert das Land auch sehr. Der Begierde reich zu werden, sein Glück zu machen, können wenig Menschen widerstehen, nur fehlt es ihnen insgemein an gehöriger Ueberlegung und sie verlassen sich auf den Grundsatz: den Onnoozeln word het Heemelryk gegeeven. Wenn demnach zwanzig Westphälingsche Landleute nach Holland gehen, und die zurückgebliebene erfahren, daß ein einziger gut angekommen sey, so wird der neunzehn nicht mehr gedacht, sondern von dem Glück des einen wird auf das Glück aller geschlossen, die nur hingehen wollen. Diese Emigranten entvölkern unser Land, sie mögen nun im Elende sterben, oder in die verrätherische Hände der Seelenverkäufer gerathen, oder es mögen endlich auch noch einige wenige in der Fremde ihr Glück machen, genug für uns sind sie verlohren.

6. Diesen Ursachen der Entvölkering auf dem Lande füge ich noch eine endlich bey, die allerdings sehr paradox klingt, aber doch wahr ist, und dis sind die frühren Heurathen des Gesindes. Diese Leute sind insgemein ganz arm, und nackend, und im Dienste bleiben sie nur so lange, bis sie sich Kleidung angeschafft haben. Kaum sind sie im Futter und in Kleidung, so heu-

rathen sie ganz jung. Der Mangel an allem ist ihre Aussteuer, und Arbeit verstehen sie nicht. Hausgeräth ist nicht da, noch weniger etwas zu leben, und so ist kaum die Flitterwoche vergangen, wenn sie sich schon von allem entblößt im Elende sehen. Freilich bevölkern sie den Staat, allein wie? Diese Kinder des Elendes sterben insgemein früh wieder dahin, aus Mangel des nothwendigen oder sie gleichen auf ihre ganze Lebenszeit einem Gewächse auf dürrem, magerm Boden, das aus Mangel des Düngers und Safts nicht zu seiner Vollkommenheit hat kommen können, und diese junge, unbefonnene Mütter werden in der Schwangerschaft, im Wochenbette und als Säugende vom Mangel und Elende, so mitgenommen, daß der Staat gewiß nicht Ursache hat, sich viel Vortheil von solchen Ehen zu versprechen. Die Erfahrung schützt meinen Satz vollkommen, und wer sich von dieser traurigen Wahrheit überzeugen wil, der sehe diese Elende so in der Nähe, er betrachte sie mit Aufmerksamkeit, wie ich es zu thun die oft sehr traurige Gelegenheit habe. Hier findet er eine unbefonnene Wöchnerin, die auch nicht für einen Faden Kleidung für ihr Kind gesorgt hat. Die Hebamme muß sich gebrauchen lassen, einige Lumpen für den unglücklichen neuangekommenen Gast zusammen zu betteln, und halb mit diesen bedeckt ist er Hunger und Kälte ausgesetzt. Die Mutter hat insgemein nichts, als Wasser, Brodt und Brandtwein. Aus dem Wasser und Brodt wird ihre erste Suppe mit ein wenig Saltz bereitet, und ist sie noch einiger Groschen Meister; so fettet sie dieses sogenannte Wasserwarmbier mit einigen Tropfen Käubl. Der Brandtwein ist auf dem Lande, wie oben gesagt, eine Universalmedicin, und wird für die Wöchnerinnen für unentbehrlich gehalten. Die arme Kindbetterin thut starke Züge aus diesem Lethe, ihr Elend zu vergessen, und

und nun urtheile man, welche dem Kinde widerliche und schädliche Bestandtheile ihre Milch haben müsse? Der Mangel, mit der Unbarmherzigkeit ihres Mannes im Bündniß, treibt sie den zweiten, dritten, höchstens vierten Tag, nicht aus dem Bette allein, sondern aus dem Hause, an allerhand Arbeit, z. E. an den Leich, Kinderzeug zu waschen, sie erkältet sich, besonders die Füße, und wer Lust hat, die traurigen Folgen hier zu wissen, frage nur seinen Arzt. Man könnte einwenden, das Bauerweib sey von einer viel stärkern Constitution, als die Stadtfran und die vornehme zärtliche Dame. Freilich, aber hieraus folgt, daß die Dame plötzlich in einem solchen Elende sterben würde, das Bauerweib stirbt langsamer. Und das unglückliche Kind, hat bis denn auch eine so starke Constitution? Und gesetzt auch, daß diese unglückliche Kinder, allem Elende zum Trotz

3.

aufkommen, und so weit erwachsen, daß sie sich ihr Brodt erbetteln können, ist denn dem Staate mit dem Anwachs der Bettler gedient?

Ich schließe meine Betrachtung mit der Versicherung: daß ich meine Gemälde in dieser Abhandlung getreu von der Natur entlehnt habe, und mit dem heftigsten Wunsche, daß die Väter des Vaterlandes den Schaden des Staats ihrer Aufmerksamkeit würdigen mögen, der ihm aus diesen geringfügig scheinenden Ursachen erwächst. Vorzüglich empfehle ich ihrer Aufmerksamkeit die Ackerärzte, Scharfrichter, Hufschmiede, alte Weiber, Zigeuner, unwissende Feldscherer, die alles zu curiren unternehmen, und wie die Gesindel alle Namen haben mag, und trete mit dem Wahlsprüche des Kayfers Antoninus P i o s o p h u s ab: *Malo unum civem servare, quam mille occidere.*

E.

Das entschlossene Mädchen.

Ein gewisses Londner Frauenzimmer war schön, aber arm, und mußte ihr Brodt sauer mit der Nadel verdienen. Ein Mann in guten Umständen machte ihr Hoffnung, sie zu heyrathen, mochte aber keine redliche Absichten haben. Nachdem er einige Monate dergleichen Reden geführt, ging er eines Tages zu ihr und gab vor, daß er auf einige Zeit verreisen müsse. Zugleich wiederholte er seine Versprechungen aufs eifrigste. Das unschuldige Mädchen fragte ihn, warum er sie aber nicht vorher heyrathete? Dieses Versprechen höre ich täglich, setzte sie hinzu, und gleichwohl sehe ich nicht ein, warum sie es nicht erfüllen, da sie ihr eigener Herr sind. Diese Offenherzigkeit, welche der schlaue Mann sich von einem bescheidenen jungen Mäd-

chen, wie sie in der That war, nicht vermuthete, setzte ihn in Verlegenheit. Er fand sich getroffen, suchte aber auf eine anständige Art Ausflüchte. Zu dem Ende versicherte er sie, er hätte die Verbindung aus einer gewissen Ursache bisher immer weiter hinausgeschoben, die er sich nicht wagen mögen, ihr zu entdecken. „Was ist das für eine Ursache?“ fragte sie ganz unruhig. Sie haben die Blattern noch nicht gehabt meine Liebe; bekämen sie solche nach der Hochzeit, und verlihren ihre Schönheit dadurch, so könnte meine Neigung erkalten. Ich bin ein Mann, wie andere. Sie wissen, daß die Schönheit der Frauenpersonen die vornehmste Reizung für die Männer ist, und daß alle andere gute Eigenschaften lange so viel nicht

nicht ausrichten. " Die Ursache ist billig, war ihre Antwort. Reisen sie, und besuchen mich nach ihrer Zurückkunft wieder. Wir wollen nicht eher wieder vom Heyrathen reden, bis ich die Blattern gehabt habe, um erst zu sehen, was diese für Folgen nach sich ziehen.

Sobald er fort war, ließ sie sich inokuli-

ren, und war in wenig Wochen wieder hergestellt, ohne von ihren Reizungen etwas verlohren zu haben. Der Liebhaber kam zurück, und wurde durch diesen heldenmüthigen Beweis ihrer Liebe ganz geschämt. Er heyraethete sie ohne weitem Aufschub und lebte mit ihr in einer sehr glücklichen Ehe.

Das Gewitter.

An Herrn Gleim, von A. L. Karschin.

Gott fuhr auf Sturm, auf Wetterwolken lag
Die Hand des Herrn, gefüllt mit Donnerkeilen,
Um ihm war Nacht, und hinter ihm der Tag,
Und vor sich herieß er die Lüfte heulen.

Von seinem Schelten bebte Berg und Thal,
Sein Hauch erschütterte der Erden Werke,
Er blizte Schrecken, sandte Strahl auf Strahl,
Und Blitze kreuzten um Berlins Palläste.

Er redte langsam seinen Grimm herab,
Und hoble Donner weckten die Lorenze,
Die noch im Traum des Duhlers Arm umgab;
Und sie verschwor, Umarmungen und Tänze.

Lorenzo und ein Greis, so jung wie er,
Gesalbt mit Wein, bekränzt mit jungen Rosen,
Verläugnet schnell sein großes Ohngefähr,
Glaubt einen Gott, und zittert jetzt für Mosen.

Die fromme Welt der königlichen Stadt
Verläßt das Pfähl und steht dem Gott entgegen,

Der, wenn er schon den Arm voll Strafen hat,
Sich zwingen läßt, sie wieder hinzulegen.

So zwang ihm irgend einer, den Berlin
Nicht kennt, und der mit Gott in Kampf gestanden,
Da, wie zwey Wetter, die zusammen ziehn,
Zwey Heere sich nah an Berlin verbanden.

Der Donner schwieg, der Sturmwind tobte fern,
Von uns hinweg auf unbesiffte Meere,
Der Bliz verkündigte nur noch von seinen Herrn,
In mildem Pomp, daß Gott im Wetter wäre.

Du kennest ihn, und wenn sein Donner brüllt,
Freund, wenn sein Bliz dich in das Auge schrecket;
So ist die Tugend, die ihr mächtig Bild
Auf ihren Lieblich, deine Seete decket.

So unerschüttert ist einst Josua
Am Fuß des Berges Sinai geblieben,
Als Gott dem Volk, das ihn im Wetter sah,
Und niederfiel, Befehle vorgeschrieben.

Schluß eines Gesprächs mit Mäven; die Rede war von Sinngedichten.

Mäv. Ganz kurz! nur von zwey Zeilen! sonst ist es niemals klug!
Ich. Ach! sprich doch nicht so lange! das war doch kurz genug?

An zwey eingebildete Dummköpfe.

Ein jeder von Euch macht in zehnerley Gestalten
Den Hypochonder, spricht: kein Mittel hilft bey mir!
Ich weiß denn eins das hilft: Verlangt nicht mehr, daß wir
Euch für Gelehrte sollen halten,

Indische Beyträge

zum

Kuizen und Vergnügen.

 37tes Stüd.

 Den 13ten Sept. 1773.

Fatime oder die glückliche Heldin.

Fatime war die Tochter des Helden Kazon, des Feldhern, über Truppen des Königes Artaxes, dem sie gehorchten. Von einer blendenden Schönheit war das Mädchen und der Ruf ihrer Reize war unter die Völker gekommen. Glückliche schätzte sich Kazon, der Vater einer Schönheit zu seyn, die durch ihre Talente, Bewunderung erweckte. Fatime war seine Bonne und sein Ruhm. Entzückt über ihre Annehmlichkeiten und stolz auf ihre Tugend, reizten ihn jetzt nicht mehr die Siege des Schlachtfeldes, wo er sonst mit kochendem Blute nach Lorbeerfränzen und Unsterblichkeit gerungen hatte. In der süßen Gesellschaft seiner liebenswürdigen Tochter genoß er sanftere Freuden, die nicht Eckel mit Blut der Erschlagenen durchmengte. Doch war sein tapftrer Arm noch stets bereit für seinen König und das Vaterland zu streiten, wenn Rebellen sich empörten oder Feinde den Staat beunruhigten. Koreys der König der K**, dessen Stolz und Herrschsucht unersättlich war, suchte den Artaxes vom Throne zu stoßen, und die Staten dessel-

ben mit den Seinigen zu verbinden, obgleich dieser friedsame und gerechte König alle Beleidigungen gegen die benachbarte Fürsten auf das sorgfältigste vermied. Die streifende Partheyen des Königs übten an den Grenzen schon hie und da Gewaltthätigkeiten aus. Sie verbrannten die Hütten der Landleute, versagten die Hirten und trieben ihre Herden hinweg. Das Geufzen der bebrängten Unterthanen kam bis zu dem Throne des Königs Artaxes. Der Menschenfreund war betrübt, daß er zu den Waffen greifen und das unschätzbare Blut seiner Bürger an die Feinde wagen sollte. Allein es war unumgänglich. Die Gesetze der Gerechtigkeit verlangten es. Der Prinz Kazon, mit dem sich der König insbesondere besprochen hatte, versammelte die Truppen und machte Anstalt zum Aufbruch. Es war unmöglich, daß Fatimen diese Zurüstungen verborgen bleiben konnten. Ein tödtliches Schrecken überfiel diese zärtliche Tochter, als sie erfuhr, daß ihr Vater wider den feindseligen Koreys zu Felde ziehen sollte. Mit offener Brust und fliegenden Haaren eilte sie in das Kabinet,

D o

199

wo Kazon einsam saß, und an dem Plane des Feldzuges arbeitete. Sie fiel, bevor er sich noch von seiner Bestürzung erholt hatte, vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und sprach mit wehmüthiger Stimme, Thränen flossen in die Rede: Ach mein Vater! so willst du noch einmal deine Lenden zum Siege gürten und deinen schon zitternden Arm wafnen? Ins Feld des gefürchteten Tod stehet, ins Feld des Krieges, wo alles mit Blut und Leichen bedeckt ist, willst du dich wagen, obgleich deine Haare bereits angefangen grau zu werden? — Ach ich beschwöre dich bey der Zärtlichkeit meines Herzens, ziehe nicht hin, wo der Feind auf dein Leben lauret, und das Schwerdt nach deinem Blute lechzt! Ich bin ja deine geliebte Fatime — bin ichs nichts? o! so höre mich, und bleibe in Friede bey deiner zärtlichen Tochter, die soll dich pflegen und in die Tage deines Alters Wonne und Vergnügen mischen.

Kazon, dessen ganze Seele über den Anblick des liebenswürdigen Mädchens bewegt war, erwiderte mit sanften gelassenen Worten: wie hast du mich erschüttert Fatime, o du meine geliebte Tochter! aber was verlangst du von mir? soll ich heute meiner Pflicht ungetreu seyn, nie ich noch nie verletzt habe? — Fatime deine Zärtlichkeit täuscht dich. — Wisse! das Wohl des Königs, die Ruhe des Staats und unsre bedrängte Mitbrüder verlangen diesen Dienst von deinem Vater. Es ist wahr, mein Arm zittert, aber noch kann er das Schwerdt führen, seinen König zu vertheidigen, und das Vaterland zu schützen; meine Haare, wie du sagst, fangen an grau zu werden. Es ist wahr, aber mein Verstand ist noch in seiner Kraft, und wenn meine Hand die Waffen nicht mehr führen kan, so sol mein Verstand dem Vaterlande nutzen, durch kluge Anstalten wil

ich wenigstens da meine Pflicht leisten, wo meine Nerven zu schwach sind. Du warst ja sonst geliebte Tochter! muthig und herzhafst in Gefahren, wie kömmt, daß du jetzt so bebst, da die Gefahr noch fern ist? Nicht nur als Heerführer, sondern auch als Vater habe ich meine Pflichten. Beyde werde ich erfüllen. Ich werde das Schwerdt der Vertheidigung führen, und auch mitten unter den Gefahren des Krieges einer geliebten Tochter einen zärtlichen Vater zu erhalten suchen.

Ueberdies ist die Gefahr so groß nicht, als du denkst. Ich ziehe jetzt nur hin, Rebellen, Empörer zu züchtigen, und dann mit Freuden zu dir zurück zu kehren. — Kazon endigte, aber die noch immer bange Fatime rebete noch weiter: Ich höre wohl, daß die Stimme meiner Klagen deinen Entschluß nicht ändern wird; aber ich zittere über den Gedanken, daß du von mir gehen und vielleicht nicht widerkehren wirst; denn wo ist ein theures Leben weniger sicher, als da, wo die Mordsucht ein Recht hat, zu würgen? Wehe, ach Wehe der unglücklichen Fatime, wenn sie vergebens auf die Rückkunft ihres geliebten Vaters hoffen, wehe ihr, wenn sie vergebens nach ihm anssehen und ihre Hände ringen und mit Thränen beneßen wird! Ach, wenn du mir es zuließest, so wolte ich hin zu dem Throne des Königs flehen, ja mit fliegenden Haaren und thränenden Augen, wolte ich seine Füße umfassen und sagen: wenn du der gerechte Artaxer noch bist, o so schone das Leben meines Vaters! nimm aus seinen Händen das Heldenschwerdt, laß ihn seine Tage in Ruhe beschließen, und dann einst, wenn es seyn muß, soll seine zärtliche Tochter die Augen des sterbenden Greises zudrücken. Gewiß! der König würde meine Seufzer erhören, und dich nicht ins Schlachtfeld ziehen lassen. — Schweig Fatime! antwortete Kazon, wie weit willst du

du dich in deinen Klagen verirren! wo ist ohne Gefahr ein Weg zum Ruhme! — Aber wisse, das Glück begünstigt die Waffen der Gerechtigkeit. Und wenn ich dann vor meinem Heere im Siegeskranz zurückkomme, wird denn nicht Fatime, die jetzt so kleinmüthig ist, jauchzen und ihren triumphirenden Vater entgegen eilen?

Oder bin ich hier in deiner Gesellschaft mehr vor dem Tode sicher? Werden deine Thränen, weichherziges Mädchen, die Hand des Unerbittlichen zurückhalten können, wenn er mich würgen wil? Geseht ich sterbe unter den Feinden, wenn aus rühmlichen Wunden mein Blut fließt, so erfahre ich das Schicksal der Helden und kan bis nicht selbst ein Trost für dich seyn, wenn du um mich weinen und sagen kanst: mein Vater stritt wider die Feinde des Königs und starb auf dem Schlachtfelde? Wunden, weit gestreute Wunden entseelten ihn, aber da wo er starb, wächst Ehre und unsterblicher Nachruhm. Gewiß Fatime! es ist einem Manne süß, für das Vaterland zu sterben, der schon oft als Held zu kämpfen und zu siegen gewußt hat! Nimm daher, Geliebte! deine Betrübniß, wünsche mir vielmehr Glück, daß ich im Stande bin, meinem Vaterlande zu dienen, und wenn das Schicksal das Ende meiner Tage beschlossen hat, und ich nicht wieder zu dir komme; dann weine, als eine zärtliche Tochter um ihren Vater! — O, zürne nicht auf deine Fatime! sprach das Mädchen. Gehe, wohin deine Pflicht dich ruft, die Götter mögen dich begleiten, und die Feinde vor dir her vertilgen. So sprach sie, und ging betrübt aus dem Gemache. Wie sie ging, sah mit betrübter Seele der liebende Vater ihr nach. Nicht das Getöse des Krieges, nicht der Zweifel, ob er sie wiedersehen würde, beängstigte sein Herz. Nein! die Vermuthung einer Vernichtung seiner edeln Absicht, und der

Glückseligkeit der Fatime machte ihn Kummer. Muley, der Heerführer der Feinde, hatte einen würdigen Sohn. Rhadigast hieß sein Name. Edel und groß war die Seele des Jünglings, und schön seine männliche Bildung. Für den hatte der Held Kazon seine Fatime bestimmt. In den Armen des tugendhaften Rhadigastes sollte sie das Glück der Liebe genießen. Aber jetzt war sein Plan vernichtet, und dieses bekümmerte den redlichen Vater, denn Muley war ein Feind seines Königs und des Vaterlandes, und Rhadigast war der Sohn des Muley! Nach den Gesetzen der Staatskunst ein unüberwindliches Hinderniß für eine so enge Verbindung! Der Held empfindet, aber seine Empfindungen sind, wie die Waffen, in seiner Gewalt. Kazon hatte das Schicksal Fatimens überdacht und nun kehrten seine Gedanken zur Führung des Krieges zurück. Die Feldherrn, jeder ein Held, waren eifertig. In wenigen Tagen war das Heer versammelt, und Kazon zog an der Spitze desselben, den Feinden, die seine Ankunft später vermutheten, entgegen. Als das Heer vor dem Pallaste des Artaxes vorbeijog, rief der König mit heller Stimme: streitet tapfer ihr Männer! und bringt mir meinen Kazon, den rechtschafnen Mann, unbeschädigt zurück! Die Weisheit begleite seine Rathschläge und das Glück eure Waffen! Ja schrie alles Volk: für den König Kazon wollen wir sterben oder siegen. Kaum war das Heer aus der Stadt; so rief Fatime Askian, ihre Zofe zu sich. Komm! sprach sie: höre meinen Entschluß, er ist zwar kühn, aber gerecht und folge mir! Ich habe an die Worte meines Vaters gedacht, da er zu mir sagte: du warst ja sonst müthig und herzhafte in Gefahren, und jetzt ist es Zeit zu zeigen, daß ich es noch bin. Mein Vater, der Liebenswürdige Kazon, hat den Pfad betreten, der ihn entweder zum Tod

oder

oder zum Siege führt. Auf, Askia! und laß uns ihm folgen! Bläß und entsetzt stand Askia über diese Rede vor ihrer Gebieterin. Endlich vermochte sie also zu sprechen: und wohin wollen wir ihm folgen? Hin, wo der Tod wüthet, wo nichts, als eckelhafte Anblicke uns schrecken? Kann das ein Schauplatz für die schöne Fatime seyn, die nur gewohnt seyn sollte, ihre Tage unter Vergnügen zuzubringen? Sollen diese zarte Glieder von einem Harnisch zerquetscht werden, und wölken die weiblichen Hände mit den Waffen des Krieges sich rüsten? — O geliebte Fatime! — Halt! fiel ihr Fatime in die Rede, du hast genug gesagt; man beleidigt mich, wenn man mir Uebereilung zeigt, wo ich mit Klugheit gewählt habe. Komm! nimm diese Rüstung, sie ist für dich, und diese da ist die Meinige. Oder zitterst du noch, so laß mich allein meinen Entschluß ausführen. Wollen wir, indem mein Vater kämpft, hier im Müßiggange sitzen? Das sey ferne! Ich würde doch nur ängstliche Tage und traurige Nächte in seiner Entfernung durchleben. Viel lieber wil ich hingehen und seinem Schicksal wenigstens von ferne zusehen. Vielleicht, denn auch in diesem weiblichen Arm ist Stärke, und Muth genug im Herzen, vielleicht kan ich ihn retten, oder wenigstens sein Blut rächen. Siehe! das ist mein wahrer Entschluß, wage es nicht, ihn zu bestreiten! Kehren wir mit den Siegern zurück; so hast du Theil an der Beute.

Askia, was wolte sie thun? — willigte in den Entschluß ihrer Gebieterin. Die Mädchen rüsteten sich zum Kriege, setzten sich auf die Thiere und verfolgten den Weg zu der Armee des Königs Artaxes. Bey dem Heere war ein Trup Freywillige, die den strengen Kriegsbefehlen

nicht unterworfen waren und nicht in die Glieder der Schlachordnung gezwungen wurden. Dieser Haufe bestand aus Jünglingen, die sich zu der Härte des Krieges gewöhnen wolten. Zu dem stießen diese beyde geharnischte Frauenzimmer, nach dem sie mit einem künstlichen Wasser ihre Gesichter bräunlich gemacht, so daß sie vor der Entdeckung ihres Geschlechts gesichert waren. So bald sich der Ruf von der Ankunft dieses Kriegesheers verbreitete: nahmen die streifende Partheyen der Feinde die Flucht. Muley, der Heerführer, empfing die Befehle seines Königs, und rüstete sich mit aller seiner Macht, den Truppen des Artaxes zu begegnen. Sein Prinz Rhadigast, brante vor Begierde, die Proben seiner Tapferkeit an den Tag zu legen. Er sehnte sich, für die Ehre des Königs und das Wohl des Vaterlandes zu fechten. Aber, so dachte er oft bey sich selbst: ist dieser Krieg auch gerecht? Was hat uns der friedsame König Artaxes zuwider gethan? Saß er nicht ruhig auf seinem Throne? — und wir beleidigen ihn. Werde ich nicht meine Waffen mit Schande bes Flecken, wenn ich sie wider diejenigen führe, die gekommen sind Beleidigungen zu ahnden, die sie nicht verdient hatten? Er entdeckte Muley seinen Zweifel, allein, dieser sprach zu ihm: Sohn! wir sind Unterthanen, und wir thun unsre Pflicht, wenn wir den Befehlen des Königs gehorchen. Ihm sey die Verantwortung für seine Befehle überlassen! Zwar führe ich dieses Schwerdt, das schon oft Heldenblut gekostet hat, ungern wider den König Artaxes, aber Koreys befehlt und Muley muß gehorchen. Und wenn nun Muley gebietet, was wird sein Sohn thun? Mit Feuer erwiederte der Jüngling: er wird gehorchen. So geh, sprach der zufriedene Vater: güрте deine Waffen um dich, und laß mich deiner Tapferkeit Zeuge seyn!

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Heindensche Beyträge

zum

Kruzen und Vergnügen.

38tes Stück.

Den 20ten Sept. 1773.

Fortsetzung der Geschichte der Fatime oder der glücklichen Heldin.

Der Held Kazon hatte unterdeß an der Grenze des Reichs ein vortheilhaftes Lager bezogen, wo er die Ankunft seiner Feinde gelassen erwartete. Zur linken desselben lag ein hoher Berg, mit einem dichten Gehölze. Der tapfere Muley zauderte nicht, er führte seine Heere den Feinden entgegen, und bald nahmen die Beunruhigungen des Krieges ihren Anfang. Das Korps der Freywilligen hatte den Wald inne, um den Ueberfall der Feinde von daher zu vereiteln, und hier bekam Fatime mit ihrer Begleiterin Uskia bald Gelegenheit, sich merkwürdig zu machen. Die Feinde versuchten es oft, sich einen Weg durch das Gehölze zu bahnen. Aber umsonst war ihr Vornehmen. Fatime, vom Heldennuth begeistert, verrichtete bewundernswürdige Thaten, über welche sich ein allgemeines Erstaunen unter den Jünglingen verbreitete. Bald gelang es ihr durch List, bald durch tapfern Widerstand, das feindliche Vorhaben zu zernichten, und man war

durchgehends der Meynung, daß dieser Krieger kein Jüngling, sondern ein erfahrner General sey. Sie überließen sich dahero seiner Anführung und waren gewiß, daß Ehre und Sieg auf ihrer Seite seyn würde. Die Heere kamen indessen einander von Tag zu Tage näher, und Fatime unterließ nicht auf das, was im Lager vorging, Acht zu haben. Von der Seite des Waldes konte man das ganze Lager übersehen, dahin begab sich oft die unermüdete Heldin. Einmals, als sie in Begleitung vieler Jünglinge dahin ritt, wurde sie ein hitziges Gefechte gewahr. Ein feindliches Korps war herüber gebracht und mit den Vortruppen Handgemein geworden. Der Streit war heftig. Auf! sprach sie: ihr Helden laßt uns hinzu eilen, vielleicht können wir siegen helfen. Sie spornte ihr Thier, und alle jagten ihr nach. Raum war sie auf dem Schauplatz des Würgers gekommen, als sie ihren Vater Kazon unter den Kämpfenden erblickte. Himmel! wie schlug ihr da das Herz.

P p

Vol-

Woller Wuth tödtete sie um und neben sich, und, als wenn die Götter sie gerufen hätten, traf ihr Schwerdt mit einem tödlichen Stiche den Barbaren, der eben auf Kazon den Streich des Todes gezielt hatte. Er fiel unter die Todten, und auf einmal verbreitete die Ankunft der Fatime und ihrer Gefährten ein Schrecken unter den Feinden, daß sie flohen, und ihres Sieges vergaßen. Sogleich eilte Fatime zum Walde zurück.

Kazon bewunderte die That des Helden, der ihn errettet und wünschte ihn näher zu kennen. Einige der Jünglinge erzählten so viel von seinen Thaten, daß Kazon darüber erstaunte. Er befahl ihnen, daß sie genau auf den tapfern Streiter acht haben, und ihn wenns möglich wäre in sein Zelt bringen sollten, damit er ihn belohnen könnte. Abgemattet von den Beschwerlichkeiten des Tages, legte sich Fatime, nachdem sie in den Wald zurückgekommen war, und den Göttern für die Errettung ihres Waters, durch ihren Arm, gedankt hatte, zwischen den Sträuchen nieder, und schlief unbekümmert ein, indem Askia und einige der Jünglinge sie bewachten. Da kein feindlicher Ueberfall den Wald beunruhigte, so schlief die Ermüdete bis zum Aubruch des Tages. Als sie erwachte, und um sich sahe, war Askia nur allein bey ihr. Da sprach sie: o! meine liebe Gefährtin, wie süß hab ich geschlafen, und wie wohl ist mir nun! Ich war abgemattet, als ich mich hier legte, jetzt habe ich nun Kräfte. Aber Askia! ich werde sie heute brauchen. Wenn mein Traum wahr redet, so wird dieser Arm heute mehr als jemals kämpfen müssen. Ich hörte im Schlaf eine Stimme, die sprach zu mir: Fatime! dein Heldennuth wird belohnt werden; morgen wirst du mit einem Jünglinge kämpfen, und ihn überwinden, es wird Blut kosten, aber der Held, den du überwindest,

wird dein Glück seyn. Askia zitterte über diese Erzählung, doch wagte sie es nicht, Fatimen zu warnen. Nur dis sprach sie: tapfere Gebieterin! Da dieser Tag so Gefahrvoll für dich ist, so laß mich nicht von deiner Seite weichen. Von dir habe ich gelernt, der Gefahr Trost zu bieten, und die Liebe soll es mir leicht machen, für dich zu sterben. Komm! laß dich umarmen, versetzte Fatime: du bist meine geliebte Askia, die Gefährtin meiner Thaten. Nun, da du so sprichst, bist du mir erst schätzbar. Komm! laß uns unserm Schicksal mit Vorsicht entgegen gehen. Die Vorsehung, die über uns wacht, hat unsre Begebenheiten in der Hand. Nichts können wir erwarten, was nicht von ihr geordnet ist. Muley, der Heerführer hatte diesen Tag zur Entscheidung bestimmt. List und Gewalt sollten ihm den Sieg über seine Feinde verschaffen. Er selbst wolte den Angriff auf die Armee von der Spitze thun, und sein Prinz Rhadigast, solte mit einem starken Chor durch den Wald hindurch kämpfen, und den Feinden in den Rücken fallen. Allein Kazon, der die Anschläge des Muley ausgekundschafter hatte, ließ in der Nacht, da man in dem Lager der Feinde ganz ruhig und schon voll Siegesgedanken war, einen ansehnlichen Theil seiner Armee in aller Stille, auf der Seite vorrücken, so daß es, wenn Muley den Angriff thun würde, nur einen Schwung bedürfte, ihm in den Rücken zu fallen. Mit gleicher Vorsicht verstärkte er die Truppen im Walde, damit er auch von der Seite sicher seyn könnte. Und so erwartete er das Schicksal seiner Waffen.

Der Tag war kaum angebrochen, und noch besprach sich Fatime mit ihrer Zofe, als das Kriegesgeschrey und das Klennen der Thiere den Wald erschütterte. Fatime und Askia schwenkten sich auf ihre Thiere, eilten hinzu, und siehe! der Wald wimmelte von Feinden. Schwerdter an Schwerdter,

ter, Lanzen an Lanzen, Kirrten und machten ein fürchterliches Getöse. Fatime, als sie die Verstärkung der Ihrigen sahe, faßte schnell einen heilsamen Entschluß. Sie nahm einen Theil derselben zu sich, schwang sich auf der linken Seite des Baldes herum, und kam dem Feind in den Rücken. Die Soldaten des Rhadigast kämpften tapfer, Allein, da sie sahen, daß es unmöglich war, der Macht zu widerstehen, so gaben sie sich gefangen. Nur allein Rhadigast, der junge Held, wollte entweder die Freyheit oder den Tod. Er stritt wie ein Löwe, Fatime, die in ihm zwar den Anführer, aber nicht den Rhadigast erkannte, gab ein Zeichen, daß man vor ihm die Waffen strecken sollte. Darauf näherte sie sich ihm und forderte seine Waffen. Warum sprach sie: junger Held! warum willst du sterben? Spare dein Blut, bis auf eine bequemere Gelegenheit! aber ihr wurde von dem feurigen Jünglinge die Antwort mit einem gewaltsamen Hiebe, der die Gelenke ihres Panzers durchschnitt und eine tiefe Wunde in ihren linken Arm grub, ertheilte. Die Heldin säunte nicht, sie schwang ihr Schwerdt, rente auf ihren Gegner los und rächte ihr Blut durch einen Stoß, der zwischen den Fugen des Panzers in seine Hüfte eindrang. Der Verwundete sank vom Thier, und indem er sich neigte, warf er seinen Säbel zu den Füßen seines Ueberwinders. Die Jünglinge eilten herbei, man verband seine Wunde, und führte ihn als einen Gefangenen in das Lager des Kazon. Fatime sprang von dem Thiere und grif nach dem Schwerdt des Helden. Allein sie sank ohnmächtig zwischen die Sträucher. Askia eilte mit einem Klaggeschrey ihr zu Hülfe. Die Jünglinge, die noch voller Bewunderung über die That dieses Helden waren, versammelten sich und brachten die Verwundete in ihr Zelt, wo sie der Vorsorge der Askia, die es von ihnen verlangte, überlassen

wurden. Askia wußte jetzt nicht was sie thun sollte. Die Wunde schien zwar nicht gefährlich, allein die Menge des Bluts, welches Fatime vergossen hatte, machte den Zustand dieser Heldin mißlich. Sie wusch die Wunde mit einem lindernden Wasser und legte dann ein heilsames Pflaster darauf. Allein Fatime gab kein Zeichen des Lebens von sich. In einer tiefen Unempfindlichkeit lag sie noch, als der Abend herein brach. Immer dringender wurde die Angst in der Seele des Mädchens. Was sollte sie thun — wohin sollte sie ihre Zuflucht nehmen? Fatime, die einzige geliebte Tochter des Helden Kazon, lag wie im Schummer des Todes. Ihr Auge weinte nicht. Die mächtigere Bestürzung verstopfte die Quelle der Thränen, aber ihr Herz arbeitete in namenloser Angst. In der Fülle des Jammers ging sie hinaus vor das Zelt, fiel nieder auf ihre Knie und flehete zu den unsterblichen Göttern, um Rettung für ihre Gebieterin Fatime. Indem sie also lag und ihre Hände gen Himmel empor rang, siehe! da stand vor ihr die Gestalt einer glänzenden Göttin. Ach sprach die erschrockene Askia: wer du auch bist, Tochter des Himmels! schaffe mir Hülfe und rette Fatimen das Leben! Die Erscheinung gab ihr die Antwort: nim hin dieses Kraut und leg es auf die Wunde deiner Gebieterin, so wird sie leben. Dank sey dir großmüthige Göttin! sprach Askia: aber sage mir deinen heiligen Namen! — So wisse denn, wurde ihr zur Antwort: ich bin die Göttin von Onidus. Hierauf verschwand das Gesicht, und Askia legte das Kraut auf die Wunde Fatimens. Kaum einige Minuten lang, so eröffnete die Heldin ihre Augen, und unruhigende Hofnung kam in die Seele ihrer Begleiterin zurücke. Die Nacht war völlig hereingebrochen, die säuselnde Stille schwebte über dem Walde. Aber die Jünglinge, die den verwundeten Held lieb-

lieb-

liebten kamen und mit ihnen das Getöse und brachten die fröhliche Botschaft von der gänzlichen Niederlage der Feinde. Das Heer des Königs Koreys wäre geschlagen. Muley der Heerführer war unter den Todten, seine Truppen waren getödtet oder gefangen, Kazon stand als Sieger auf dem Schlachtfelde. Da Fatime das hörte, richtete sie sich voller Freuden empor und sprach zu Askia: gib mir den Becher mit Wein! Sie nahm ihn und trank, und schlief alsdann im ruhigen Schlummer bis an den Morgen. Als sie am Morgen erwachte, siehe! da war in ihrem Arm keine Wunde, und kein Schmerz in ihren Nerven. Sie erstaunte und kont es nicht begreifen, bis Askia ihr die Geschichte mit der Göttin erzählte. Was höre ich für seltsame Dinge, antwortete sie: so liebt die gnidische Göttin Fatimen? so muß ich glücklich seyn; denn wisse Askia, bis ist die Göttin der Liebe. Da ich mit diesen Waffen mich rüstete, da kniete ich, du meine Getreue mit mir, vor dem Altar der Bellona, aber wenn wir zurückkommen, so laß uns auf dem Altar der Venus heilige Opfer entzünden. Dann soll dir, o mütterliche Göttin! Fatime für ihre Errettung feyerlich danken. Sie sprach, legte ihre Rüstung an, und ermunterte Askia ihr zu folgen. Jetzt da mein Vorhaben so glücklich hinausgeführt ist, und mein Vater bald im Triumph zurückziehen wird, laß uns voran eilen. So findet der siegreiche Kazon seine Fatime, ohne zu wissen, daß sie so kühn war ihm ins Schlachtfeld zu folgen, und die entzückte Tochter empfängt mit offenen Armen den

Ueberwinder, nicht in dieser kriegerischen Rüstung, sondern in jungfräulichen Schmucke, mit Kränzen in den Haaren. Askia gab ihrer Gebieterin Beyfall. Sie eilten von hinnen und kamen, da sie ihren Weg seitwärts genommen hatten, in die Residenzstadt des Königs Artares. Fatime, nachdem sie die Geräthe des Kriegs von sich gelegt, entrichtete der Göttin von Gnidas ihre Gelübde. — Ein saugendes Lamm, zwei Lauben und ein Myrthenstrauch, wurden auf dem heiligen Altar angezündet. Fatime kniete und dankte der Göttin, und süße zerschmelzende Empfindungen, erfüllten ihre Seele: Nein, sprach sie zu Askia: ich kan dir nicht sagen, welche Gefühle in meinem Busen herauf arbeiteten, als ich vor dem Altar kniete und betete, ganz andre Gefühle, als da wir der Bellona opferten. Ein sanftes Verlangen, wie man's nach Freunden, wies Töchter nach ihren Vätern haben, aber weit sanfter und zitternder. Noch schwellt mein Herz auf, und Röthe, als wenn ich mich dieser Empfindungen schämen müßte, erhitzte, ich konte das fühlen, meine Wangen. So habe ich noch nie gefühlt. Sag mir Askia, wenn du es weißt, einen Namen für diese Empfindungen! Askia wurde bey dieser Frage blaß. Wie? du entschärfst dich, redete Fatime ihr zu: was gehet in dem Innern deines Herzens vor? Sprich: — Ach meine Gebieterin, du erneuest in mir das Andenken einer schmerzhaften Geschichte. Noch nie erzählte ich sie dir, aber jetzt will ich's.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Sündensche Beyträge

zum

Süßen und Vergnügen.

 39tes Stück.

 Den 27ten Sept. 1773.

Fortsetzung der Geschichte der Fatime oder der glücklichen Heldenin.

So wisse denn, die Empfindungen die du hattest, führen den Namen der Liebe von der Göttin, welcher du opferst. Es sind unaussprechliche Rührungen, die den ganzen Stoff des Menschen, wie Flammen des Feuers durchglühen. Sie entstehen im Herzen, breiten sich mit unbeschreiblicher Macht über die ganze Seele aus, und kehren in das Herz zurücke. Man versucht es umsonst ihnen zu widerstehen, oder sie nicht zu fühlen, wenn sie einmal in das Herz gekommen sind. Und wie mächtig sie sind, so entzückend sind sie auch. Bey jeder Aufwallung dieses Gefühles empfindet man erst recht lebhaft den Werth des Lebens, man sieht sich selbst mit doppeltem Reitze, und alles, was in der Natur ist, erscheint nun herrlicher. Dann erst meine Fatime! hört man mit Wollust die Gesänge der lieblichen Vögel, dann erst erkennet man die Schönheit der Blumen, der Berge, der Wälder, und das angenehme Murmeln der Bäche. Oft geht man auch tief sinnig herum, sucht einsame Ge-

büsche, oder setzt sich an der sprudelnden Quelle, um diese süße Empfindungen unzertheilt und ununterbrochen zu genießen. In ihrer ganzen Stärke habe ich sie empfunden, und sie kehren noch oft, wie wohl nicht so mächtig als ehemals, in meiner Seele zurücke. Denn Allmon, der Jüngling meiner Wünsche ist nicht mehr, dichtes Meer ist über sein Grabmal gewachsen, und die Todtenblume blüet daselbst hoch empor. Noch hatte kein Jüngling mein Herz unruhig gemacht. Aber Allmon, geliebter Name! Allmon begegnete mir, als ich an einem lockenden Morgen auf der blumichten Wiese ging. Und siehe! sein Anblick erweckte auf einmahl in mir alle die Regungen, die ich dir beschrieben habe. Es wurde mir heiß ums Herz, meine Knie zitterten, mein Fuß wankte, das Auge senkte sich nieder, die Wange glühte, meine Sinnen verlohren sich, und ich sank wie ohnmächtig auf den blumichten Boden. Allmon besprengte mich mit Wasser aus dem Bache, da kam ich wieder zu mir, und sahe mich in dem Arm des schönsten Jünglings,

lings, der seine Lippen auf meine Hand drückte. Ach! Fatime, was empfand ich damals. Allmon entdeckte mir die Gefühle seiner Seele, sie waren wie die meinigen, und wir vereinigten unsere Herzen. Meine Gebieterin! das ist die Liebe. Wenn du sie noch nicht gefant hast, so kenne sie nun! Seitdem lebten wir nun für einander. Jeder Augenblick, da wir uns sahen, brachte uns unaussprechliches Entzücken, und wenn wir uns trennen mußten, so folgten die Seelen einander nach. Nichts war mir unter der Sonne reizender, als Allmon, und nichts dem Jünglinge, als Askia. Lange lebten wir in dieser glücklichen Vereinigung. Aber wie der Jüngling in den Geschäften der Helden sich übte und einst im Wagenrennen, auf seine Stärke zu kühn, mit jungen unbändigen Thieren fuhr: so nahmen diese die Flucht. Allmon vermochte nicht, sie zu bändigen. Der Wagen wurde zertrümmert und der unglückliche Jüngling durch den Sand geschleppt, daß sein unschuldig Blut über die Kieseln floß. Alles bejammerte seinen Tod. Aber sage, was mußte Askia empfinden, die den Jüngling ihrer Liebe verloren hatte? Ich war gleich den Unfönnigen, ich raufte die Haare aus meinem Haupte und rann untröstlich umher. Aber mein Allmon hörte nicht auf meine Klagen und kehrte nicht wieder zurück. Ach! der Jüngling meiner Wünsche ist nicht mehr! Dichtes Moos ist über sein Grabmal gewachsen und die Todtenblume blühet daselbst hoch empor. Askia endigte mit Thränen.

Wahrhaftig sprach Fatime: du hast mich erschüttert, wenns also um unsre Herzen ist: so mag die Göttin von Onidus uns entweder nie einen Jüngling sehen, oder nie verlieren lassen. Was hast du nun also erlitten unglückliches Mädchen! mich jammert dein Schicksal und glücklich bin ich, die noch kein Jüngling entzückt hat.

Aber glaube Fatime! sprach Askia: der Augenblick dieser Entzückung ist nahe. Die Empfindungen, die du heute vor dem Altar der Liebe hattest, sind Vorboten desselben. Vielleicht bald, so wird dein Herz nicht mehr in deiner Gewalt seyn. Dmögste dein Schicksal glücklich seyn, als das Schicksal der Askia! — Die Ankunft des Herolds, den der Held Kazon gesandt hatte, endigte diese Unterredung. Der König und das Volk waren bestürzt über einen so schleunigen Sieg, und alles schickte sich an, den Ueberwinder mit Pracht zu empfangen. Als der Tag seiner Ankunft anbrach, wurde in allen Tempeln geopfert, und auf zween Altären, die auf beiden Seiten am Thore des Einzugs errichtet waren, loberte kostbares Rauchwerk. Der König Artaxes ritt auf einem prächtig geschmückten Thiere, in Begleitung seines Hofstaats, unter dem festlichen Schall der Trompeten, dem Sieger entgegen. Vor ihm her wurden die Geschenke für Kazon von zween Edelknaben geführt. Ein schön geschmücktes Rennthier, ein kostbarer Säbel und ein mit Edelsteinen ausgeschmückter Lorbeerfranz. Das Kriegsheer des Königs hatte den Helden in der Mitte, der saß auf einem Triumphwagen, und neben ihm der Prinz des überwundenen und getödteten Heerführers Muley, an dessen Händen zum Zeichen seiner Gefangenschaft, eine güldene Kette hing. Neben dem Wagen folgten die übrigen Gefangenen. Als der Zug zum Thore herein war, fangen die Jünglinge, die Palmenzweige in den Händen trugen, ein Siegeslied, und die Jungfrauen, alle wie die Bräute geschmückt, hatten Blumenkränze, die sie in den Wagen des Ueberwinders warfen. Der König, nachdem er dem Sieger die Geschenke überreicht hatte, zog voran und führte ihn in seinen Pallast, wo alles voll Feyerlichkeit war. Allein Kazon hatte kaum die Glückwünsche, von der Königl. Familie empfangen,

gen, so eilte er aus dem Pallaste. Ihn schlug das Herze nach seiner geliebten Fatime. Die fand der rebliche Vater an der Schwelle seines Hauses in heiligem Schmuck auf ihren Knien, und hinter ihr ihre Jungfrauen, ein Blumenkränzchen hatte sie in ihrer Hand, das legte sie als er ankam, zu seinen Füßen. Ueber diesem feyerlichen Anblicke stoffen Thränen der Freude aus den Augen des Helden. Er eilte und umarmte seine geliebte Tochter, mit diesen Worten: Sey mir gesegnet Fatime! die Götter haben meinem Heere den Sieg gegönnet, da wir für die Gerechtigkeit stritten, und siehe! dein Vater, für den du zitterst, kehrt heute mit Ehren wieder zurück. Ich habe meine Pflicht als Held und Vater geleistet. Den Göttern sey Dank für ihren allmächtigen Beystand! Aber nun habe das Schwerdt, das ich mit Ruhm führte, das letzte Blut vergossen, nie sol es wieder in meiner Hand blinken! Nun will ich bey dir, theure Tochter! mein graues Alter erwarten und mein letzter Sieg über den Tod, sollen deine Armen seyn. Jetzt schicke dich an, liebe Fatime! und feyre diesen Tag mit Frölichkeit! Das Gefolge, das Fazon bey sich hatte, war groß. Nach geendigter Rede mit seiner Tochter ging der Held einige Schritte zurück, nahm den Rhadigast bey der Hand und führte ihn in sein Haus. Hier sprach er: Fatime! ist der würdige Sohn des grossen Heerführers Muley, den ich überwunden habe, zwar jetzt gefangen, aber ein Held, kenne und bewundre ihn! Der Prinz fiel auf seine Knie, ergrif ihre Hand und küßte sie. Aber wie wurde Fatimen! In diesem Augenblicke kehrten alle die mächtigsten Empfindungen in ihr Herz zurück, die sie vor dem Altare der Göttin von Onidus empfunden hatte. Der Prinz, der nicht in seiner Kriegsrüstung war, hatte so viel reizendes, das Fatime seinen Anblick kaum aushalten konnte. Seine majestätische

Stirn, sein feuriges Auge, seine blühende Wangen, sein schön gewölbter Mund, sein ganzer Anstand, alles entzückte sie. Sie neigte sich dreymal vor ihm, und ging mit einer verwundeten Seele hinweg, die Erquickungen für ihre willkommenen Gäste zu besorgen. Die Schönheit der Fatime that gleiche Wirkung in dem Herzen des Prinzen. Er trug Ketten an seiner Hand, allein die Prinzessin fesselte seine Seele. Alles in dem Hause des Feldherrn war frölich, aber Rhadigast und Fatime seufzten. Auge auf Auge gerichtet, erweckten sie eins dem andern Gefühle, die mehr als Freundschaft waren. Da sich alles zur Ruhe begeben hatte, nahm Fatime ihre Askia zu sich. Ach wie wahr hast du geredet, sprach sie: mein Herz ist jetzt nicht mehr in meiner Gewalt. Was dir dein Allmen war, das ist mir jetzt der Prinz Rhadigast, der Gefangene. Ich habe an deine Geschichte gedacht, und alles empfunden, was du ehemals gefühlt hast. Er ist der liebenswürdigste Jüngling, den ich gesehen habe. Nie zitterte ich so, als da ich ihn sahe, da er zu meinem Füßer sank, und mir die Hand küßte. Askia! Askia! die Liebe, die du mich gelehrt hast, ist etwas unaussprechlich entzückendes. Ist nicht so Mädchen? — Ja! antwortete die Zofe, sie ist's, und nun siehest du, daß deine Gefühle nicht ohne Bedeutung gewesen sind; nun siehest du, daß man sein Herz nicht wider die Liebe waffnen kann. Des folgenden Tages gieng Fazon nach dem Pallaste des Königs. Als er wieder kam, ließ er sogleich den gefangenen Rhadigast vor sich bringen; nahm ihm selbst die Kette von seinen Händen, und sprach: Held! der König erläßt dich deiner Gefangenschaft. Nun kannst du wieder zurück kehren, zu deinem König und zu deinem Verwandten. Rhadigast erschrock über die Rede des Helden, und warf sich zu seinen Füßen,
Thra.

Thränen flossen aus seinen Augen. Herr! so war seine Rede: Herr! wie kann ich frey seyn, da ich jetzt mehr als jemals Sklave bin? Diese Ketten, die du mir von meinen Händen genommen hast, waren nichts gegen die, die jetzt meine Seele trägt. Denn wisse! seit dem ich die Prinzessin Fatime, deine vortrefliche Tochter gesehen habe, bin ich ein Sklave, und bin es mit grösserer Wollust, als wenn ich, ein Sieger, wie du, ganze Heere geschlagen hätte. — Ha! antwortete Fazon: Prinz! so liebest du das Mädchen? — Gut! wenn sie dich liebet, so sollen deine Ketten bald zerprengt seyn. Aber höre! du warst ein Feind des Königs Artaxes, ein Feind meines Vaterlandes. — Herr! fiel ihm der Prinz in die Rede: ich bin es nicht mehr. Mein Schwerdt lege ich zu den Füßen eines mächtigen Königs Artaxes und zu den Füßen seines Helden Fazon nieder. Und soll ich es ergreifen, so sey es scharf wider die Feinde dieses Königsreichs. Mein Vater liegt tief unter den Todten, die mich gebahr, steht die Sonne nicht mehr. Was solte mich also verbinden, zurück zu kehren? Solich nur darum dem König Koreys meine Dienste widmen, daß ich mein Blut in ungerechten Kriegen versprizze? Sprich, welch ein Gesetz verpflichtet mich? — Keins antwortete Fazon: du urtheilest recht. So sey dann (wobey er ihn umarmte) ein Unterthan des Königs Artaxes des Gerechten! Der Held gieng sodann und führte Fatimen zu dem Jünglinge. Wie sprach er: meine geliebte Tochter! dürfen die Mädchen grausamer seyn, als die Helden des Krieges? — Siehe! diesen lebenswürdigen Jüngling habe ich meine Fesseln abgenommen, und nun seufzet er über die Deinigen. Warum thatst du das? und

willst du nicht großmüthig seyn und ihm sie lösen? Fatime erdöhete sanft und sprach: mein Vater! dein Scherz enthält eine ernsthafte Sache. Sprich, was verlanget der Prinz? — Bey diesen Worten fiel Rhadigast vor ihr nieder, sahe mit schmachendem Blicke sie an und sprach: Schöne Tochter des Fazon! Rhadigast bittet um dein Herz. Fatime sahe ihren Vater ins Antlitz. Fazon sprach zu ihr: ich wünsche es. — Gut, so wil ich den Wunsch meines Vaters und den Willen meines Prinzen erfüllen. Hier hast du meine Hand, mein Herz war schon in deiner Gewalt! Der entzückte Prinz umarmte seine Fatime, und beyde dankten auf ihren Knien den Fazon für seine väterliche Einwilligung. Der König, dem Fazon die Verbindung der Fatime mit dem Prinzen Rhadigast entdeckte, setzte dem Prinzen zum Heerführer seiner Reuterey, und machte Fatimen ein köstliches Geschenk.

Noch hatte sich der Held, dem Fazon sein Leben, und Rhadigast seine Gefangenschaft schuldig war, nicht gefunden. Der Heerführer ließ daher durch einen Herold ausrufen, daß denjenigen, der Fazon das Leben gerettet, eine würdige Belohnung erwarte. Fatime, als sie dieses hörte, lief in das Zimmer der Askia. Noch einmal sprach sie: gib mir meine Rüstung. Mein Vater hat durch einen Herold, dem, der ihm das Leben rettete, eine würdige Belohnung bestimmt, und was ist billiger, als daß ich sie bekomme? Die Geschichte wird ihn bestürzen, aber auch zugleich erfreuen, da die Gefahr vorbey ist, in die ich mich begab. Fatime rüstete sich also, und da die Dämmerung herein brach, kam sie als ein Fremder, ohne daß man sie bemerkte hatte, vor das Zimmer des Feldherrn.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Sündensche Beyträge

zum

Kuhen und Vergnügen.

40tes Stück.

Den 4ten Oct. 1773.

Beschluß der Geschichte der Fatime oder der glücklichen Heldin.

San berichtete ihm die Ankunft desjenigen, der die Belohnung verdiente. Fazon sprang auf von seinem Sessel, und empfing ihn mit Freuden. Sey mir gesegnet tapftrer Held! redete er ihn an: warst du es, dessen Arm die Vorsicht brauchte, mir mein Leben zu retten? so komm, und nim für deine Tapferkeit dieses Geschenk! Es war ein silbernes Kästchen mit Gold erfüllt. Aber sage mir nur deinen Namen und dein Vaterland. So gleich antwortete der Krieger! würdiger Held! wil ich deinem Befehle gehorchen! Laß mir erst Askia herbey rufen, daß sie ihre Freude mit mir theile. Ha! antwortete Fazon: so bist du vermuthlich ein Verwandter dieses Mädchens? Doch geh Sklave und rufe die Zofe! Askia, die um alles wußte, trat herein. Komm sprach der Krieger, liebe Askia, komm! Nim diese Belohnung, du hast sie verdient, du warst mit mir in gleicher Gefahr, jetzt nim Theil an meiner Belohnung! Der Alte erstaunte, aber noch mehr, als auf

einmal, nachdem die Rüstung hinweggenommen war, Fatime vor ihm stand. Wie! rief er aus, und schlug in die Hände, ist's möglich, Fatime, meine Erreterin? Fatime umarmte seine Knie. Ja Herr! die Götter wollten, daß ich es seyn sollte. Indem trat Rhadigast, ihr Geliebter, ins Zimmer. Komm! mein Sohn, sprach Fazon: Komm, und höre die seltsamste Begebenheit aus dem Munde des Mädchens. Sie setzten sich nieder, und Fatime erzählte ihre Heldengeschichte. Als sie geendigt hatte, fiel der Prinz Rhadigast zu ihren Füßen, und sprach: o tapf're Heldin; o zärtliche Schöne! verzeihe einem Verwegenen, der es gewagt hat, mit dir zu streiten. Ich bin der Unglückliche, der dich verwundet hat. Fatime versicherte ihm ihre Verzeihung mit einem Kuß, und gab ihm sein Schwert, daß er von sich geworfen hätte, zurück. Es kostete Blut, sprach sie, indem sie ihn zärtlich ansah: aber den Held, den ich überwunden habe, wird mein Glück seyn. Und du zärtliches Mädchen, bist mein Heil und

R r

mein

mein Ruhm, versetzte der Prinz und drückte seine Fatime an seine Brust. Fazon blieb lange vor Verwunderung stumm. Endlich sprach er: Dank sey den unsterblichen Göttern, die alles so herrlich hinaus geführt haben! Der König, die Helden und alles Volk, welche die That der Fatime erfuhren, verwunderten in dem Mädchen die Heldin, und Artaxes befahl den Geschichtschreibern, daß sie die That der Fa-

time und ihrer Zofe Askia bey den Thaten des Fazon aufzeichnen sollten. Man errichtete ihr eine prächtige Ehrensäule neben der Säule ihres Vaters, mit der goldenen Aufschrift: der tapfern Fatime, der Tochter des unüberwindlichen Fazon! Die Greise erzählten ihre That den erstau- nenden Enkeln, und der Name Fatime kam auf die späteste Nachwelt.

Ein leichtes Mittel die Wanzen zu vertreiben.

Vor einiger Zeit wurde Lampenspiritus mit Terpentinspiritus und Kampfer vermischt, als ein kräftiges Recept zur Vertilgung der Wanzen angepriesen. Ich habe den Versuch damit nicht selbst gemacht, kan daher den wahren Werth dieses Mittels aus eigener Erfahrung nicht bestätigen. So kräftig aber auch dieses Recept seyn mag: so ist es doch, samt den vorhin angeführten Mitteln, nicht so einfach, nicht so wohlfeil, nicht so sehr für den größten Haufen der Menschen, als das, was ich jetzt anzeigen wil. Hier ist es:

Man nimt das Laub von Wallnußbäumen, und kocht dasselbe eine halbe Stunde in Wasser. Hat man hierauf die Brähe abgeseigt, und die gekochten Blätter wohl ausgebrückt, so ist das Recept fertig. Dieses Decoct ist so kräftig, daß es alle Wanzen mit ihren Nissen vertilgt. Eben diese Wirkung thut die Brähe von den durchstochenen grünen Wallnußnüssen, welche zum Einmachen abgekocht werden: Wie einfach! Hiezu werden keine Unkosten erfordert. Ein jeder kan dieses Mittel selbst zubereiten. Es kan sicher gebraucht werden. Zwar fehlt es im Winter an dergleichen Blättern, eben so wenig sind alsdann die grünen Wallnuße zu bekommen: wer weiß aber nicht, daß die Wanzen uns

nur im Sommer beunruhigen, wenn Nußlaub, und grüne Wallnuße an allen Orten zu finden sind? Wolte man ja für den Winter besorgt seyn, so würde man wohl thun, wenn man gegen den Herbst das Nußlaub etwas stark abkocht, und die Brähe davon wohl verwahret bis zum künftigen Gebrauch in den Keller setze.

Dieses Decoct ist den Wanzen ein wahres Gift. Man darf nur etwas davon in die Ritzen bringen, worin sie stecken: gar bald werden sie herauskommen, um den bevorstehenden Tode zu entlaufen, bald darauf aber werden sie todt stehen bleiben, und niemals wieder aufstehen. Eben das geschieht, wenn man die Wände, worin sie stecken, stark damit besprüht. Dieses Decoct ist nicht allein den Wanzen, sondern auch andern Insecten tödtlich. Man darf nur etwas davon auf die Erde gießen, wo sich Regenwürmer aufhalten. Kurz darauf werden sie auf die Oberfläche kommen, und nach starken Convulsionen sterben.

Ich habe mich verbunden geachtet, diese allezeit gelungene Versuche einem geehrten Publicum mit zutheilen. In vielen Orten findet man in den Armen- und Krankenhäusern eiserne Betstellen, die Wanzen abzuhalten. In Italien sind um deswillen
len

len die Wirthshäuser damit versehen. Werden aber nach gemachten Versuche mit diesen angezeigten Mitteln die Meinungen beständigen, woran gar nicht zu zweifeln ist:

so werden künftig die hölzernen Bettspenden mit weit geringern Kosten wieder eingeführt werden können.

Die Modenreligion.

„Gib meinen Lüften eine lange und glückliche Herrschaft über mich, und laß die Religion mir nicht zu nahe kommen, um mich zu beinträchtigen. Führe mich in Versuchung, und verleihe mir Kräfte, ihr zu folgen. Erleiße mich von allem Uebel, welches meine Ergözung nöthen könnte. Laß mich, so lang ich lebe ein Vieh seyn, wie ich gewesen bin, und einen Engel werden, (wofern es Engel gibt) wenn ich sterbe.“

Young.

Selbst den Einwohnern des kalten und brennenden Erdstrichs wird diese Sprache, ein Gebet des gesitteten Europäers, welcher bey der größten Thorheit scharfsinnig zu seyn und einen grossen Geist zu haben vermeinet. Verwilderte Freiheit, zügellose Leidenschaften, häßliche Vorurtheile, und elender Witz sind bey ihm der Maasstab geheiligter Religion und derer nach unveränderlichen moralischen Grundsätzen abzumessende Tugenden. Die ewigen Befehle des Allerhöchsten sollen nach diesem phantastischen Bahn abgemessen werden. Die Mode berechtigt eine so unbegrenzte Freiheit, weil sie ungezwungen erhaben zu seyn scheint, und der erdichtete Wohlstand billigt diese tragende Richtschnur. Ich würde zu verwegen seyn, wenn ich jenen prächtigen Character vernünftiger Menschlichkeit für gänzlich erloschen halten wolte. Der gegenwärtige Zeitpunkt wird indessen dem nachfragenden ein Schauer erweckendes Verzeichniß von denen liefern, welche mit der so betitrelten schönen Welt den Tugenden einen Abschied gegeben haben. Die Mode des Lasters hat den Vorzug gewonnen und die Tugenden scheinen, bloß dem Andenken nach, so wie man sich der vorigen Zeiten erinnert, vorhanden zu seyn. Freventlich wird die Gottheit getadelt, und das von derselben ab-

hängliche Geschöpfe schämet sich wohl gar ihren Namen zu gebrauchen. Stat Thronen, durch Ueberlegung gemäßiget, wird das Schicksal gescholten, wenn der erzürnte Himmel mit verdienten Strafen die in Fluch gefäete Aecker verheeret und den unrechtmäßige besessenen Hof zerscheitert. Man verzweifelt bey diesen gerechten, das bey aber gütigen Warnungen der weisesten Regierung Gottes, und nähert sich mit heroischen Schritten einem endlosen Elend. Ja ich darf weiter gehen, und auf der andern Seite eben so strafbare Folgen einer unbegrenzten Kühnheit bemerken.

Heitere Lage des Glücks, strömende Zuflüsse irdischer Wollust, erzeugen keine edlere Denkungsart. Stat der vorsehenden Allmacht mit denen zu fluchen, welche schon auf dieser Erde der Zorn und die Strafen des Weltrichters drücken, bekümmert der Uebermüthige sich nur nicht um den Zweck der wunderbaren Ausflüsse der göttlichen Güte und Erbarmung. Stat keinen Gott zu glauben, verehret er eben so rasend die irdische Schätze als eine Gottheit. Der Dienst der Eitelkeit und der Mißbrauch des göttlichen Segens ist seine Hauptbeschäftigung.

Der geübte Besitz der sinnlichen Ergölichkeiten ist das einzige Unglück, welches

er befürchtet, und wohl gar schmeichelt er sich in einem vollkommeneren Leben unerschütterter Freude immerwährenden Fortgang. Angenehme Versuchung! für solche, die im Schoosse des Ueberflusses nie gestört durch widrige Zufälle, immer dasjenige genießen können, was ihren Augen gefällt. Was das Alterthum, was unsere gute fromme (d. i. dumme) Vorfahren Religion nannten, denkt der wohlthätige Freygeist, schränkt diesen Genuß des Glücks gar zu sehr ein. Diese erlaubt einen nie satt machenden Besitz der Güter und verwehret die willkürliche Benutzung derselben. Solteich, spricht der von verdorbener Eitelkeit aufgeblasene mit einer entscheidenden Mine, meinem schönen und gesunden zum Vergnügen eingerichteten Körper unnöthige Gewalt anthun, und ihm den Vortheil rauben, welchen ihm die Natur, seine Mutter, aus zärtlicher Zuneigung zu ged acht hat? Werwegener Gedanke! strafbar würde ich wider das lächelnde Verhängniß handeln und verächtlich diese mir gewogene Gottheit schelten. Oder sollte ich mit Hintansetzung dieses bestimmten Vortheils oder wohl gar mit tyrannischer Unterdrückung derer zum Vergnügen mich lockenden Triebe mich mit erdichteten Begriffen eines von mir unterschiedenen denkenden Wesens, welches doch meinem Körper in sein voriges Chaos zurückkehren wird, nachsinnend beschäftigen? Was bin ich in meinen angenehmen Empfindungen gebessert, wenn ich den romanischen Einfällen verrückter oder hypochondrischer Köpfe mit Zeitvertreibenden Grillen Gehör geben wolte? Unterwiesene Sätze, grundlose Hypothese von der Unsterblichkeit der Seelen und von andern chimärischen Eigenschaften derselben gehören für mäßige Leute und Offen-

barung für einfältige und unruhige Unterthanen eines Staats. Ich kan unmöglich den zu so hohen Vorrechten bestimmten Bau geringer als ein Uhrwerk halten, ich muß ihm das Prädicat denken, schließen, kurz, Vernunft zuschreiben. Wenn ich ein verzweifener Pietist seyn wolte, fällt diesem ein anderer in die Rede, oder das, was der unbesonnene Pöbel Religion nennet, verzehret: so würde man mich da, wo man einen feinen Geschmack hat, als einen von gleichem Geschicke hämisch auslachen. Der Mensch ist mit vieler Mühe geboren und erzogen, um vergnügt auf dieser Welt zu leben. Er lebt nur einmal, ja nur einmal lebt er. Seine Kräfte sol er zum Genuß der sinnlichen Ergötzung verwenden, und die wenigen Stunden seines Lebens dem hohen Zweck, sich in die Welt zu schicken, vorzüglich widmen. Was angesehene Männer glauben und lehren, das muß ohnfreitig nach der heutigen Denkungsart vieler, welche man doch in den Versammlungen der Christen antrifft, eine innere Güte, wahre Schönheit und hohen Werth bey vernünftig denkenden haben. — Ich entwerfe hier nur einige allgemeine Sätze, welchen von der Mode, doch nur von der allein, das Monopolium in der Philosophie eingeräumt werden wil, und aus welchen man noch unendlich besondere gefährlichere folgert. Sie sind die Quintessenz derer so beliebten politisch = philosophischen Religions-Systeme und die Quellen alles Unglücks. Sämtlich aber sind sie gegründet in der falschen Denkungsart und Vorurtheilen derer, welche eben deswegen, weil sie einen göttlichen Verstand zu besitzen sich einbilden, von den Regeln der gesunden Vernunft abirren.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Waldensische Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

4tes Stück.

Den 1ten Oct. 1773.

Beschluß der Modenreligion.

Starke Geister preisen sich als die Erfinder der Moden-Religion, welche sie aus den Schriften der ältesten Feinde der Christenheit ausgebrütet haben, und schwächere bilden sich vieles ein, wenn sie nach solchem Vorgang Befenner des Unglaubens worden sind. Der Beyfall des größten Haufens ist Schuld daran, daß man eine solche schädliche Denkungsart ungescheuet und ungestraft in den ansehnlichsten Versammlungen äußern darf. Selbst reißende Thiere, gesetzt in die Fähigkeit der Beurtheilung, würden bedauern, daß vernünftige Geschöpfe ohne Vernunft zu handeln, sich eifrigst bemüheten, oder wenigstens in dem Unverstand die größte Weisheit suchten. Freylich lassen die gegen sich unbarmherzige nicht jederzeit ihre verkehrte Gesinnungen so merklich von sich blicken; allein durch die beherrschende Sinnlichkeit gelockt oder von strafbarem Eigensinn behrdet, nimt man solche Sätze an, deren Zusammenhang Gründe und Folgen der Vernunft alle Herrschaft rauben und die Menschlichkeit in Unmenschlichkeit verwandeln.

Einer spricht zu dem andern, (und o möchte es nicht, wie man leider auch erfähret, selbst der Vater zu seinem Sohne sagen!) Lasset uns so leben, wie es unsere thierische Triebe haben wollen.

Seraphische Zierde der Menschen, Religion! gefandt aus dem Allerheiligsten auf den von seinen unreinen Bewohnern besetzten Erdball. Deine preiswürdigste Absicht vichische Menschen vernünftig, weise und glücklich zu machen, wird von diesen größtentheils verspottet und vereitelt. Würdest du dich den verkleisterten Augen sinnlicher machen können, und deine Gesetze in bligenden Zierrathen und wohlwüstigen Gemächlichkeiten setzen, keiner würde unterlassen dein Verehrer zu seyn. Aber der Thorheit ungeläuterte Anweisung schleicht sich gefällig in die Herzen zur Eitelkeit geneigter Geschöpfe ein. Unter dem Schein des Wizes und der Weisheit entföhret sie den Befesselten von den ebenen Tassiteigen der Vernunft in ein verworrenes Labyrinth nebelichter Irthümer. Unsinnig, ähnlich dem schüchternen Wild, irret er immer

Es

schlim-

schlimmer herum, bis er getäubt und gestürzt von den schmeichlichen Feinden, welche er in seinem Busen nähret, sein üppiges Leben in wahnsinnigem Schwindel endiget. Unglückliche Mode! wie unglücklich machest du deine Lieblinge? Unvermuthet stufen sie in den grauen Abgrund nicht vorgestellter Ewigkeit und schreckliche Folgen der Thorheit treffen sie unverhofft in einem neuen Daseyn, in einem fürchterlichen Daseyn ewiger Marter. Wögte doch derowegen eine solche Religion nicht so mächtige Reize in so vielen Augen haben! das Gewissen stellet zwar zuweilen dem verstockten Sünder den auf ihn wartenden endlosen Jammer lebhaft vor, aber seinen strafbaren Lüsten nie ungetreu will er das ohnehin gebrechliche Leben sich nicht verdrießlicher machen. Wenn demnach ein flüchtiger Gedanke einer möglichen Ewigkeit und der Heiligkeit des Gerechtesten das steinerne Herz des Lasterschaften erschütteret, so wird gleich das sinnliche Vergnügen aufgeboten, und dieses vertreibet gar bald die Gedanken der Ewigkeit. Nur neue Nahrung für die Lüste her: so wird Himmel und Hölle eine große Chimäre, ein maskirtes Nichts. Höchstens bleibt der leicht gethane Wunsch: hier ein Dieb, dort ein Engel zu seyn übrig. Diesen vergeblichen Wunsch macht wohl gar die Thorheit dem blödsichtigen Auge des Unbesonnenen zur Gewißheit. Solcher gestalt bestehet dann die Modenreligion in einem beliebigen Genuß des Ueberflusses, in dem Wohlstande, den die Mode billiget,

Hamm.

324

kurz in einem galanten Leben und in eifrischen Wünschen, wofern es Engel giebt, unter diese beglückte Schaar in einer andern Scene aufgenommen zu werden. Ich übergehe den äußerlichen Gottesdienst, denn ob er gleich dem sinnlichen Vergnügen nachgesetzt und ziemlich nachlässig ausgeübet wird: so hat er sich doch wegen minderer Beschwerlichkeit und weniger Störung der Wollust noch in der Mode erhalten.

Gehet in euch entartete Geschöpfe eines gütigen Schöpfers! die ihr dem Zwecke eures Daseyns zuwider bald verschwundenen Träumen den kurzen Zeitraum eures Lebens widmet. Verblendet durch ein Irlicht vermeinter Vernunft, erreicht ihr plöblich das Ziel der Thorheit. Ewigkeit! du Gedanken voll Entsetzen, unglückliche Ewigkeit! fürchterlicher als die zerschmetternde Blitze des brüllenden Donners, wie magst du nicht das aufgeweckte Herz des in Wollust eingeschlaferten Sünden-Sclaven mit kalten Schauer erfüllen? Ja! was sage ich, mit Schauer erfüllen? Wie magst du es nicht ängstigen, und mit einer Verzweiflung, welche von allem Trost und von aller Hoffnung nun gänzlich verlassen seyn wird, quälen? So wird die verspottete Gottheit alle verschwundene Annehmlichkeiten vergallen, ja der etwa noch am Ende aus Gewissensangst geseufzete Wunsch, ein Engel zu seyn, wird nunmehr, da der Geist keiner Belehrung, keiner Tugend, mehr fähig ist, vergeblich seyn.

J. V. Bucher.

Nota: Zu Anfang dieser Abhandlung in der dritten Zeile nach dem Worte Sprache ist weggelassen: zu rauch und zu verwegen vorkommen, diese Sprache, welches der geneigte Leser hinzuzusetzen hat.

Lectio

Lectiones des Meindischen Gymnasii von Michaelis 1773. bis Ostern 1774.

Da es nöthig erachtet worden, bey der Einrichtung der Lectionen in diesem Winter halben Jahre einige Veränderungen vorzunehmen; so hat man solches hierdurch öffentlich bekant zu machen nicht unlassen wollen.

I. Wissenschaften.

Die Theologie.

wird Vormittages von 8 bis 9 in dreyen verschiedenen Classen gelehret. In der ersten wird der Herr Vicerector Leo die Dogmatic nach Dieterichs Compendio zu Ende bringen. In der zweiten wird Hr. Subconrector Wehrmann, Freylinghausens Lehrbuch zum Grunde legen, und in der dritten der an die Stelle des nach Levern berufenen Herrn Pastor Horckels neuangefetzte Collaborator Herr Beyer, die göttlich geoffenbahreten Wahrheiten denen Anfängern aus dem Cathedismo und der Heylsordnung faßlich zu machen suchen.

Die Oratorie

wird der Hr. Prorector Martini Vormittages von 10 = 11 in den drey ersten Tagen der Woche nach seinen zu dictirenden Grundfäßen vortragen.

Mathematic und Arithmetie.

In den drey letzten Tagen der Woche wird der Hr. Subconr. Wehrmann Vormittages von 10 = bis 11 Mathesia puram mit einigen Selectioribus tractiren, in den drey ersten Tagen aber von 11 = 12 einige Anfänger im Zeichnen der Figuren und den ersten Anfangsgründen dieser Wissenschaft üben.

Die Arithmetie hingegen wird in eben dieser Stunde von 11 = 12 täglich in zwey verschiedenen Classen von dem Hn. Granzow und Hn. Erleben dociret werden.

Historie und Geographie.

Nachmittags von 2 = 3 wird der Herr Rect. Mülling in Historica I. die Geschichte der Griechen und Römer abhandeln. In Historica II. wird der Hr. Subconrect. Wehrmann die Historie nach Freyers Compendio nebst der Geographie vornehmen, und in Historica III. Herr Granzow die Anfangsgründe dieser beyden Wissenschaften mit denen Kleinern durchgehen.

Lesen und Schreiben.

Im Lesen werden die kleinsten Schüler Vormittags von 10 = 11 von dem Herrn Granzow geübet; im Schreiben aber geben Vormittages von 10 = 11 Hr. Granzow und Hr. Erleben in zwey verschiedenen Classen den nöthigen Unterricht.

Musik.

Hierin wird der Hr. Conrect. und Cantor Walther wie bisher Nachmittages von 1 = 2 Anweisung geben.

II. Sprachen.

Lateinische Sprache.

Diese wird Vormittages von 9 = 10 in sechs verschiedenen Classen tractiret. Der Hr. Prorect. Martini wird in dieser Stunde fortfahren, denen Schülern der ersten Classe Ciceronis Orationes und Plinii Panegyricum zu erklären. Eben derselbe
nimt

nimt Nachmittags von 4 bis 5 mit denen aus Lat. I. superiore & inferiore den Horatium und Virgilium vor, und liest mit solchen, die zur Mathematic keine Lust haben, Vormittages von 10 = 11 in Lat. extraord. die Historias selectas und den Curtium cursoric. In Lat. I. infer. wird der Herr Rect. Mölling Vormittags von 9 = 10 theils Ciceronis paradoxa theils dessen Epistolas selectas wie bisher durchnehmen. Hr. Vicerect. Leo tractiret in eben dieser Stunde in Lat. II. den Cornelius Nepos, der Hr. Subconrect. Behrmann aber in Lat. III. den Eutropius, Hr. Beyer in Lat. IV. Langens Colloquia, und Herr Granzow in Lat. V. S. fundamentali das decliniren und coniugiren. Aufferdem nimt der Hr. Vicerect. Leo Nachmittags von 4 = 5 mit Lat. II. Ovidii Libros Tristium und Castellionis Testament vor, Hr. Subconrect. Behrmann tractiret in eben der Stunde Phädris Fabeln, Hr. Beyer aber übet die kleinsten aus Lat. IV. & V. im teutschen und lateinischen flectiren der Wörter.

Hebräische und Griechische Sprache.

In der ersten Hebräischen und Griechischen Classe informiret der Hr. Vicerect. Leo Vormittages von 11 = 12 und liest in den drey letzten Wochentagen im He-

Minden,
Den 7. Oct. 1773.

bräischen den Pentateuchum, in den drey ersten aber im Griechischen die Epistolas Pauli catholicas und die Gesnerische Chrestomathie In der zweyten giebet der Hr. Rect. Mölling zu gleicher Zeit Unterricht und analysiret im Hebräis. die ersten Capitel Geneseos, zeigt auch im Griechischen die Application der grammaticalschen und syntactischen Regeln bey Analystrung des Evangelii Johannis.

Französische Sprache

wird Nachmittages von 3 = 4 in drey Classen dociret. In der ersten tractiret der Hr. Prorect. Martini Choffins Amusemens, in der zweyten der Hr. Rect. Mölling les Avantures de Telemaque, und in der dritten Hr. Beyer la veritable politique.

Der Gott aller Gnade wolle alle diese Arbeiten mit seinem unentbehrlich nöthigem Seegen begleiten, und alle Bemühungen treuer Lehrer so ausschlagen lassen, daß alle ihre Untergebene dereinst nützliche und brauchbare Werkzeuge zur Beförderung seiner Ehre und der gemeinen Wohlfarth werden, und keiner unter ihnen aus eigner Schuld zu seinem größten Schaden einmal das Klaglied anstimmen müsse:

O! mihi praeferros Deus, si referat annos,

M. A. J. Göring.

Heindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

42tes Stüd.

Den 18ten Oct. 1773.

Kleine Erfahrungssätze von grossem Nutzen, zum fernern Nachdenken und zur Uebung in der Oekonomie.

I. **D**ie Blätter der Bäume, Pflanzen und Kräuter ziehen aus der Luft viele Nahrung in sich. Je schwammigter sie sind, desto mehr nähren sie sich von dem was in der Luft vorhanden, und desto weniger saugen sie das Erdreich aus.

Den augenscheinlichsten Beweis gibt das Hauslauch, sogar auf einem dürrer Ziegelbach. Woher nimt dis anders seine Nahrung als aus der Luft?

Eine Erfahrung, die auf sehr praktische Schlüsse leitet, und für schädliche Irthümer bewahret. 3. E. man glaube ja nicht, daß ein Stamm, den man bald zur gehörigen Stärke zum Reisen haben will, deswegen eher dicker werde, wenn man ihm die Zweige und mit demselben das Laub nimt. Man raubt ihm damit den besten Zufluß von Säften. Selbst, wenn man Nelken ablegt, ist nicht gut, die Blätter zu stuzzen. Gewächse, davon man die Wurzeln gebrauchet, Petersilge, Beete, Merrettig, Asparges u. s. f. müssen die Blätter behal-

ten, bis sie selbst anfangen abzusterben. Ein anders ist es, wenn ein Bäumchen ausgehoben wird, in diesem Fall ist das Beschneiden, aus andern Gründen nöthig.

Man sagt, daß Erbsen, Bicken, Bohnen, Buchweizen das Land nicht so sehr entkräften. Sonder Zweifel, weil sie mit ihren schwammigten vielen Blättern vorzüglich ihre in der Luft vorhandene Nahrung gut einsaugen können.

2. Nicht alle Fische leben von einerley Nahrung. Hechte, Barsche, fressen keine Blutigel und andere Gewürme, die dem Brachse, Schley, Roddau eine grosse Delicatesse sind. Gewisse Seen können also zum Fischen weit vortheilhafter genühet werden, wenn man sie mit vielerley Arten von Fischen besetzt, mit Hechten, Barschen, Roddau, Schley, Brachsen. Eine Art nimt der andern ihre Nahrung nicht.

3. Es giebt Birnbäume, die zweymal im Jahr blühen und reife Früchte bringen. Wenn die erste Blüthe, wie sonst gewöhnlich, aus ordentlichem Trageholz zum Vorschein

A t

scheis

schein gekommen, abgefallen, und ange-
setzt, so kommt die andere Blüthe auf der
Spitze der Schößlinge, die in dem Frühjahr
getrieben, auf eben die Zweige (aber nicht
auf Trageholz) zum Vorschein, und setzt
an. Die erste Frucht hat die Form einer
proportionirlichen Birne, die andere, die
wol 4 Wochen später reif wird, hat die
Form einer Gurke. Beyde sind an Ge-
schmack, Farbe und Dauerhaftigkeit ziem-
lich unterschieden. Der eigentliche Nutzen
dieser Seltenheit besteht darin, daß, wenn
die frühe Frucht mißlinget, doch die späte
geräth, und umgekehrt. Mehrentheils
aber gerathen sie beyde. Verdiente dieser
Birnenbaum nicht eine häufigere Verneh-
rung? Findet er sich in unserm Lande in
mehreren Gärten?

4. Wer frühe Artoffeln haben wil, der
zeichne sich diejenigen, die am ersten blü-
hen. Der Same hiervon gibt zuverlässig
zeitigere Früchte.

5. Die Artoffeln, welche man zur Saat
legt, müssen nicht zerschnitten werden, sie
faulen leicht. Diejenigen, die die mehres-
ten Augen haben, sind zur Saat die besten.
Sie müssen sehr weitläufig geleyet und be-
häufet werden.

6. Kälber, die von guter Art Kühen her-
stammen, werden noch besser vorbereitet,
viele Milch zu geben, wenn man sie von
Jugend auf zu vielem Saufen gewöhnet,
und durchs Salz bey ihnen den Durst
reizet.

7. Weite und flache Milchsetten geben
mehr Kam als enge und tiefe.

8. Die Wärme in den Milchammern
muß nicht über 18 Grad des Reaumur-
schen Thermometers betragen, sonst erhält
man wenig Kam und schlechte Butter.

9. Das Einimpfen der Viehseuche ist in
Ländern, wo es viele Jahre nach einan-
der versuchet worden, von schlechtem Er-
folg befunden worden.

10. Ein bewehrtes Mittel wider die Seu-
che: 3 Loth Schießpulver mit 1 Quentgen
Kampfer ganz fein gerieben, mit 1 Pott
Weinessig und 1 Pott Wasser gekocht; ei-
nem kranken Vieh alle Tage 1 gutes Bier-
glas voll ein bis zweimal gegeben, und das
mit bis zur Genesung continuirt.

11. Die Ursache, warum das Wast des
Flachses durch die Röpe oft so mühevoll
ist, weil es so lange liegen muß, ehe das
Innere des Halms so sehr stocket, daß es
durchs Bräken abgefondert werden kan.
Man hat versucht die Halmen, so bald sie
gerpelt, durch Walzen breit zu drücken,
und die Erfahrung hat gelehret, daß sie
weit eher bratrecht geworden, und der Wast
viel schöner geblieben.

12. Wenn viel daran gelegen ist, die
Schnecken von Gartenbeeten zu vertilgen,
der breite des Abends nasse Tücher dar-
über, des Morgens sitzen die Schnecken
auf dem Tuch.

13. Das sicherste Mittel das Wegziehen
eines Bienschwarms zu verhüten, ist
dieses: So bald der Stock zum Schwär-
men Bewegung machet, halte man das
Flugloch enge, daß sie beynabe nur einzeln,
und nicht mit einem mal herausbrausen
können.

14. Geschrotenes Korn ist zum Mästen
gebeilicher, als ganzes, doch muß es we-
nigstens 24 Stunden vorher eingeweicht
werden, so gehet die Verdauung desto
leichter und völliger von statten.

15. Der gelblichte Staub vom reifen
Hampfin befruchtet den Hampf. Wer als
so vielen vollwichtigen Hampffamen haben
wil, der ziehe den Hampfin nicht eber auf,
bis er hinlänglich ausgestäubet, und das
Befruchtungsgeschäfte vollendet hat. Zie-
het man ihn zu zeitig auf, so wird der
Same taub, jedoch die Stangen des
Hampfes und dessen Wast wird desto stärker.

16. Wenn Samenstauden von grünen
weissen und andern Kohlarten auf einem
Weete

Beete bey einander stehen, so spielet der Wind den befruchtenden Blumenstaub aus der Würthe der einen Art in die andere und der Same gibt auch ausgeärteten Kohl. Eben das gilt auch von andern Gewächsen und Blumen. Diesem vorzubeugen, entferne man die verschiedenen Arten von Saamenstauben so weit von einander als es immer möglich.

17. Bäume die hinter dem Aequator zu Hause gehören, wo Sommer ist, wenn wir Winter haben, haben auch bey uns in den Wintermonaten einen starken Trieb zum Wachsthum. Hat man sie aber hier zu Lande schon aus Saamen gezogen, so verlieret sich dieser Wintertrieb.

18. Wer von rankenden oder kriechenden Pflanzen, z. E. Erdbeeren, die Ausschüßlinge nimmt, die vom Mutterstamm am weitesten entfernt sind, wird davon wenige und schlechte Früchte erhalten.

19. Bey Vermehrung der Bäume durch Ausschüßlinge aus den Wurzeln, oder durch abgeschnittene Zweige, läßt man Gefahr, daß sie unfruchtbar bleiben, wo sie nicht gezeitet werden.

20. Weiß angestrichene Wände in den Gewächshäusern werfen die Lichtstrahlen am meisten zurück, und die Gewächse gedeihen am besten. In dunkeln Zimmern, oder wo die Wände dunkel sind, gedeihen die Gewächse lange so gut nicht.

21. Wer einen zu Wiesen sonst tauglichen Acker zu Wiesen legen wil, der reinige das Land so viel möglich durch Pflügen und Eggen, säe im August den Heusamen, jäte beym Auslaufen und auch im Frühjahr das vornehmste Unkraut aus, so gewinnt das Gras die Ueberhand, und man erhält ohne weitere Mühe die schönste Wiese.

22. An den Landstraßen, Fußsteigen, und da, wo das Korn beym Ausfäen nur so verlohren hingefallen, siehet man, daß die Halmen viel stärker sind und sich nicht legen, ob gleich die Aehren und Körner größer sind. Auch ist der Versuch gemacht, die Körner eine gute Hand breit von einander zu pflanzen, und eine Weze hat 40 Wezen gegeben, auch sind die Halmen stärker gewesen und haben sich nicht gelegt. Demeist dieses nicht die Vortheile vom dünnen Säen? Wie aber, wenn alsdenn das Unkraut zu sehr überhand nähme? So viele Ausnahmen leiden die nützlichsten Regeln in der Oekonomie. So viele Uebelklegung ist noch nöthig, wenn man bey Vermeidung eines Uebels sich kein anderes zuziehen will.

23. Der Same von Hyazinten und andern Zwiebelblumen giebt nach 4 Jahren allerley Sorten von solchen Blumen, und man sucht sich die besten aus.

24. Man fülle im Herbst ein Gefäß mit guter Erde, lasse es stehen, bis es eine Hand hoch beschnehet ist, säe auf den Schnee Saamen von Kurkeln, und streue noch etliche Finger hoch Schnee darauf. So lässe man stehen, bis es von selbst schmelzet. Im May läuft der Saame auf, im September werden die Pflanzen in einem temperirten Zimmer aufbewahret, im Frühjahr verpflanzet.

25. Es ist eine probate Kunst, durch die bloße Wärme im Ofen, oder Mist, Eyer auszubrüten; aber die ausgebrüteten Jungen zu erziehen erfordert eine so mühsame und kostbare Wartung, daß der Kunst das Nützliche noch sehr fehlet.

26. Schmiedekohlen, so lange sie etne blaulichte, vom Schwefel herrührende Farbe geben, sind dem Eisen und Stahl, so zu Schneidzeug verarbeitet wird, sehr schädlich. Man lasse die Kohlen zuvor völlig ausglähen, ehe man das Eisen und den Stahl hinein legt. Ein Geheimniß, war-
am

Heindensche Beyträge

zum

Kuuzen und Vergnügen.

 43^{tes} Stück.

 Den 25ten Oct. 1773.

An meine Schreibfeder.

Exegi monumentum aere perennius,
Regalique situ pyramidum altius.

Horat.

Unbekannt und unbesungen liegst du da, meine Feder, Ding ohne Arg, und ruhst deinem Schicksal entgegen, unbekümmert, welches es seyn werde. Mein Herz blutet mir, wenn ich dein nahes Ende bedenke, denn bald, meine Freundin! bald wirst du abgenutzt, unter die Zahl verlassener und nicht geachteter Zusaliden gehdren, und Niemand wird mehr nach dir fragen. Doch wenn auch die Welt dich vergift, wenn auch dein Ende dem Thoren schmeichelt, den du beschämtest, oder zu beschämen suchtest; (denn Schaam und Besserung scheint nicht das Erbtheil der Narren zu seyn,) so wil ich doch mich keiner Undankbarkeit schuldig machen, ich wil dir ein Denkmal der Freundschaft aufrichten, und das Andenken deiner guten Eigenschaften der Vergessenheit entreißen, und bis zu schreiben sey dein letztes Geschäft.

Du warst bis hierhin die Gesellschafterin meiner ruhigen Stunden, und die gefälligste Freundin meines einfachen Lebens; Du begleitetest mich bey ernsthaften Geschäften, und hast meinen Geist ermuntert, wenn Gram und Verdruß ihn zu unterdrücken droheten. Umgeben von Menschen mit schlechtem Herzen und ohne Kopf, schloß ich mich mit dir in meine einsame Kammer, ich entfloß dem Pöbel, aus verworfenem Stof gebildet, bey dem man das Denken vergessen kan, bey dem edele Gesinnungen unbekant sind, und rief durch dich meine Seele wieder aus ihrem Schlummer hervor. Denkende Freunde, Gesellschaften von edelen Herzen, durch die unsere Seele zu ihrer ursprünglichen erhabenen Würde wieder hinauf gespannt wird, hieß mich mein Schicksal fliehen, aber du getreueste Gesellschafterin meiner Tage, du hast mich nach Pontus begleitet, du hast dich aus

u u

Freunde

Freundschaft selbst ins Elend verbannt, mich für meinen Verlust zu entschädigen. Großmüthige Freundin, Schwester der Schreibfeder eines Ovids, oder an Treue noch größter, vergönne mir, dich, nur eine Freundin ausgenommen, für meine Beste zu halten, und durch dich der Welt es zu sagen. Du bist nicht, wie Menschen, die sich zieren, und dann das Lob von sich lehnen, wenn sie es am eifrigsten wünschen, nein, den Zoll deiner Verdienste nimst du mit einem edelen und unnachahmlichen Anstande an; du erniedrigst dich nicht aus Stolz, da du aus keinen Nebenabsichten handelst, denn wer sich keine Vorwürfe machen darf, lacht des tandelnden Geziers, und verkennt seinen eignen Werth nicht. Sey unbekümmert um die scheinheilige Anmerkungen, die ein Tartuf bey dieser Stelle machen wird, dann du weißt es, ich weiß es, und die Welt weiß es, daß eine affektirte Demuth der größte Stolz, die lächerlichste Eitelkeit sey. Dank sey dir, dienstfertige Freundin, daß du mein Andenken durch deine Kunst bey meinen entfernten Freunden und Freundinnen erneuerst, denen ich, ohne dich schon längst abgestorben seyn würde. Dank sey dir, daß sie es erfahren, ich liebe sie noch, und durch dich, wird manche sterbende Freundschaft wieder ins Leben zurückgerufen.

Dank sey dir, daß du den geifernden Rachen der Verleumdung stopfest, und ohne Eigennutz den Lügner zu schanden machst, dessen Freude es ist Schaden zu thun, und die Ehre der Unschuld zu tödten. Wo ist ein Freund, der dir gleicht? wo ist ein Nathan, ein Drest und Pilades, den die ansteckende Verleumdung nicht mit sich dahin reißt, den die Bosheit nicht wenigstens ein wenig kaltblütig machen sollte. Du aber beschämst sie, du bist bereit, deinen Freund noch zu vertheidigen, wenn du zum letztenmal geschärft bist. Nicht den elen-

den Nest deines Lebens, nein, dein ganzes Leben opferst du für mein Vergnügen auf, und kan ich dich wohl dafür belohnen, da du keine Belohnung forderst, und keine bedarfst? Vielleicht hättest du, wenn du in andre Hände gefallen wärst, deinen Freund zu einem großen Manne gemacht, vielleicht hättest du ihm Häuser gebaut und Schätze erworben, vielleicht hätte das Schicksal unzehliger Menschen von dir abgehangen; allein ich und du sind zu erhabenen Rollen nicht bestimmt, und es tröstet deine Freundschaft, daß du mir alle unschuldige Freuden des Lebens verschaffest, die uns das eigensinnige und neidische Glück noch vergönnt. Durch dich wird mir das Landleben erträglich, ja! durch dich wird mir seine Schönheit interessant. Ich würde den Frühling, wie der Bauer ohne Empfindung durchleben, wenn du meine Aufmerksamkeit nicht auf seine Schönheit richtetest, wenn du meine zerstreute Gedanken nicht samlestest. Ohne dich irre ich oft im düstern Busche, an der crystallinen Quelle, über die bunte Flur, ohne dich höre ich die Nachtigall, oder die steigende Lerche, und fühle diese Reize nur halb. Du aber erhöhst meine Empfindungen, und machst mich zu einem zweyten Spaziergange empfindsamer. Dank sey dir, du wahre Muse, daß du mich begeisterst, (denn was haben die Dichter wohl anders für eine Muse, als ihre Schreibfeder?) Dank sey dir, daß ich durch dich mein Gefühl erweitern kan; Dank für deine Mühe, mich so glücklich zu machen, als ich es seyn kan! Besteht das Glück wohl in etwas anders, als in der Einbildung? und wer beschafft uns diese himärische Zufriedenheit leichter, als eine Schreibfeder? Warum wollen die Dichter keine Könige beneiden? weil sie Schreibfedern haben. Wer macht ihnen ihre Mädchen zu vollkommenen Göttinnen, und ihr Dündier zum Necker? weß

wer anders, als ihre Schreibfeder? Wer erfand ihr Arkadien, wer ihre schöne Schäferinnen? wer ein unschuldiges Landvolf anders, als ihre Schreibfeder? Du meine Feder läßt freylich nicht, wie die Federn der Poeten, du überredest mich nicht von der Unschuld der Landleute, die beynah alle Laster der Grossen an sich haben, nur zum Unterschiede noch sichtbar, und unverstellter, aber gibts denn gar kein ander Glück, als ein erlogenes? Ja! es ist in uns im Elitz, und du mahlst es mir zum reellern Genus aus. Du lachst über deine Schwestern, die im Frohndienste der Dichter sind, und frueht dich, der Wahrheit dienen zu können, du belohust mich mit dauerhaftern Freuden, die nicht so bald verschwinden, als der kleine Rausch aus der Hypokrene, und ich belohne dich damit, daß — ich dich nicht zerberesse, um aus deinem zermalnten Marke fehlende Gedanken zu saugen. Thorheit ist es, wenn Dichter das schöne Landleben im dritten Stock ihrer städtischen Wohnung durch deine arme Schwestern besingen wollen, denn was haben sie oft vom Lande anders gesehen, als etwa einen Kohlgarten und eine schmutzige Kuhmagd? Du aber hinter mein Ohr gesteckt siehst mit mir die Natur selbst im nahen Garten, auf den Feldern, im Hain und den bunten Wiesen, du hörst ländliche Begebenheiten, lernst das rohe Landvolf in der Nähe kennen, siehst und hörst seine Unwissenheit und Aberglauben, und erfährst oft den Inhalt geheimer Unterredungen, die von seiner Schwäche zeugen, Unterredungen, die der Welt verschwiegen werden müssen — Vielleicht weil sie es nicht verdienen, bekant zu seyn. Kleine satyrische Freuden über die Thorheiten der Menschen verschafft du mir, und wenn ich lache über das unzählbare Geschlecht der Narren und Närrinnen, wer verschafft mir diese heilsame Erschütterung der Lunge anders als du? Wenigstens machst du mir

die Wirkung dieses Mittels dauerhafter. Unsere Freundschaft, meine Feder, beruht auf der ächten Stütze, auf der Gleichheit unserer Gesinnungen. Du willst, was ich wil, und was ich nicht wil, unterlässest du. Freylich bist du oft ein wenig voreilig, und bringst meine Gedanken zur Welt, ehe sie reif sind. Allein, gesezt, dis wär ein Fehler, so ist es doch ein Beweis deiner Dienstwilligkeit, und deines guten Willen. Du bist nicht, wie Menschen, die nicht fehlen, und widerrufen wollen. Dank deinem guten Herzen, daß du deine und meine Uebereilungen bereit bist, auszustreichen, und mit Dinte zu bedecken. Der redlichste Freund wird unerträglich, wenn er uns immer widerspricht, und alle unsre Handlungen meistern wil, du aber heizest meine Handlungen gut, oder schweigst stille. Freylich magst du mir bisweilen wol ein wenig schmeicheln, allein dafür bist du doch nicht eine Schmeichlerin gegen jederman, und vorsekliche Schmeicheley gegen deinen Freund kan dir auch niemand schuld geben. Sind nicht alle deine Schwestern in dem Fall, daß sie die Tugenden ihrer Freunde rühmen, und ihre Fehler bedecken? Zu deinem Ruhme sey es gesagt, daß du die Chicane nicht liebest, und für den Rabulisten unbrauchbar bist, der den Unschuldigen mit Freuden stürzt, und hüllische Cabalen spielt, wenn er nur dafür bezahlt und seine feile Feder aufgemuntert wird. Du schlägst dich nicht zur Rotte der kriegenden Federn, die nicht in Ruhe leben können, aber fahrt fort, tapfer zu seyn, dich zu vertheidigen, wenn du angegriffen wirst, und zeige dich als eine redliche deutsche Feder. Man wirft dir deine Neigung zur Satyre vor, man nennt dich muthwillig, man fragt schon: ob ich und du nichts bessers zu thun hätten, als die Narren dem Gelächter der Weisen preis zu geben? allein laß dich durch diesen Unwillen der Gebränkten nicht irre machen, die nicht ehe schreyen, bis sie sich getroffen finden. Da ich deine friedfertige

tipe

tige Gesinnungen kenne; so kan ich der Welt mit Freuden die Versicherung in deinem Namen geben, daß du aufhören wirst, zur Satyre geschärft zu seyn, so bald die Narren sich zur Weisheit werden bekehrt haben; und wer kan dich tadeln, da du keinen wärmeren Wunsch, als diesen hast? Freue dich indessen, liebe Feder, daß du bald abgenutzt bist, und der Rache deiner Feinde, die du dir gemacht hast, durch dein Ende zuvorkommst; denn wisse, du hast Feinde bekommen, weil du das Kind beym rechten Namen genennet hast. Mir aber, der ich dich vielleicht überleben werde, mir bleibt im Nothfall kein anderer Trost übrig, als die Zuflucht zu deinen Schwestern, die noch unangeschnitten in meinem Pult ruhen, auch diese, hoff ich, werden dir an Muth nicht nachstehen.

Freue dich indessen bey deinem Abschiede, daß du zu keinen Dubsstücken bist gemisbraucht worden. Es hat dich kein Bucherer gebraucht, Zahlen zu vergrößern, oder zu verfälschen, kein Spötter, die Religion zu bekriegen, kein Verleumder, dem Unschuldigen zu schaden, und kein galanter Bösewicht, unschuldige Schönen zu verführen. Du hast kein Papier mit elenden Reimen besudelt, dir hat kein unsinniges Gewäsche seinen Ursprung zu danken. Du hast meinen Correspondenten keine Liebe, Freundschaft oder Hochachtung vorgelogen, wo keine war, kurz, du hast dich der kleinen Welt, die dich kennt, mit offener Stirn gezeigt, die keine Bosheit vermuthen läßt. Du hättest vielleicht mehr Nutzen stiften können, als du gethan hast, allein, ist es deine Schuld, daß dir die Gelegenheit größtentheils dazu genommen ist? und hast du nicht gethan, was du in deiner Sphäre thun kontest? Ruhet nicht deine meisten Mitschwestern, die im Dienste vieler sogenannten Gelehrten sind, von einer Zeit zur andern, und ersticken eingedaucht ins Dintefas? Sind sie nicht oft vergessen, oder gar verlohren? Werden sie nicht oft im Kehrigt wieder gefunden, wo

ein Schulknabe sie aufhebt, und aufs neue in kritzelnbe Bewegung setzt? Du bist in keine vornehme Hände gerathen, aber was hätte es dir geholfen, wenn dich ein vornehmer Mann gehabt hätte, der nicht einmal seinen Namen orthographisch schreiben können? Und glaube es mir, liebe Feder! es gibt solche Männer, die euch arme Federn jämmerlich zerhunzen.

Sa klüßrige Gedichte, oder anakreontische Tändeleien, die der Würde eines Mannes, eines ernsthaften Deutschen nicht angemessen sind, daß du nicht gebären helfest, allein, dafür daß du auch keinen üblen Eindruck auf junge Herzen gemacht, dafür daß du auch der Tugend und Unschuld nicht schadet. Große Werke, Werke für die Ewigkeit und nicht aus dir geloffen, aber begnüg dich, du hast doch etwas gethan, du hast doch bisweilen einen Tag im Intelligenzblatt gelebt. Du hast mir freylich keinen Groschen eingebracht, und bist von einigen getadelt worden, die ihre Feder umsonst, oder ohne daare Erkenntlichkeit nicht an sehen, allein dein Freund ist auch uneigennützig, obgleich freylich nicht so sehr, als du. Du bist von starker und dauerhafter Complexion, folglich hättest du dich, dem Ansehn nach, gut für einen Mann geschickt, der seine Gedanken nach der Elle verkauft, allein du bist auch munter und gefellig, und was hättest du in einem trockenen und erkalteten Dintefasse machen wollen?

Ich würde noch vieles mit dir sprechen, und zu deinem Lobe sagen; allein, deine Kräfte sind verzehrt, du bist stumpf, und kans nicht mehr nachgeschärft werden. Ruhe also von deiner Arbeit, mit dem süßen Bewußtseyn, daß du mit Willen nichts Böses gethan hast, und nun außer Stand bist gesetzt worden, es künftig zu thun, wenn du auch in schlechte Hände kommen solltest. In meinem Pulte sey deinem Ueberreste ein sicherer Ruheplatz verordnet, wo keine unheimliche Hände dich berühren sollen, und sey überzeugt, daß ich mit Thränen der Dankbarkeit bisweilen deine Reliquie besuchen werde. Kein Schulknabe sol dich entweihen, in keinem Kehrigt solst du gefunden werden, kein Schurke sol einen Zahntocher aus dir machen, nein, ruhe, bis ich dir neben Hericens Locke eine Stelle unter den Sternen anweisen, oder dich wenigstens mit mir zu meiner künftigen Ruhesätte nehmen kan, wo du in meiner Hand vermodern solst, wofern nicht ein Dintefas sich noch die Mühe gibt, uns unverweslich zu machen. Ehe dis aber geschieht, sol dich noch ein gutberziger Apelles, ein Maurer, oder sonst ein redlicher Mahler in meine Hand auf meinem Bilde mahlen, und leben solst du im Andenken meiner Nachkommenschaft, so lange, bis man mein Bild unter die Treppe setzen, oder gar verbrennen wird.

Kindensche Beyträge

zum

Suhen und Vergnügen.

44^{tes} Stück.

Den iten Nov. 1773.

Von den Ursachen, der, jeziger Zeit, so oft entstehenden Verrückungen; und, wie dieselben überhaupt zu beurtheilen.

Vtile sique tibi fuerit: mihi, credito, dulce.

Da sich seit einigen Jahren, in unsern Gegenden, weit mehr verrückte Personen finden, als in den vorigen, wird oft gefragt: woher doch dieses komme? Ja man wil theils, in den vielen drückenden Begebenheiten, unserer Tage; theils in einem Mißbrauch, der Lehre, von der Bekehrung der Menschen, die wahren Ursachen, entdeckt haben. Man beruft sich hiebey, auf die Aerzte, welche behaupten, daß alles, was die Wirkksamkeit, der Leibes und der Seelenkräfte, so übermäßig anstrengt, oder unterdrückt, daß das Gehirn, davon angegriffen, und die Verrichtungen desselben, dadurch in Unordnung gebracht werden, eine Ursache der Verrückung sey. Und man gibt ihnen, desto gewissern Beifall, da die Erfahrung, ohnveränderlich auf ihre Seite tritt. Denn was sehen wir, bey Leibes und Gemüthbewegungen, oder Kranck-

heiten, wodurch die Leibes- und Seelenkräfte in einem sehr hohen Grad angestrenget, oder im Gegentheil unterdrückt werden? als bey alzuheftigen Arbeiten, besonders in starker Sonnenhitze, bey Fiebern, Nervenkrankheiten, grossen Schmerzen, Zorn, Schrecken, heftiger Liebe, und dergleichen? oder bey dickem Blut, Verhärtungen der Eingeweide, langem Wachen, Traurigkeit, riesem Nachdenken und dergleichen? nicht eben das, was auf unmittelbare und gewaltsame Verlesungen des Gehirns, so oft zu erfolgen pfleget? nemlich Verrückungen. Und obgleich hiedurch das Gehirn nicht allemal unmittelbar verleset wird: so zeigen sie doch, wie die Verbindung der Theile des menschlichen Körpers, besonders der Puls und Blutadern, und vor allen, der Nerven, mit dem Gehirn, aus den entferntesten Theilen, die heftigsten Bewegungen und Wirkungen,

⚡

gen,

gen, in dasselbe übertragen könne. Die Bergliederung, an solchen Kranckheiten verstorbener Körper, dienet ihnen auch dazu die mercklichen Veränderungen und Verletzungen, so daher im Gehirn entstanden, deutlich und sichtbarlich, vor Augen zu legen.

Drückende Begebenheiten, Krieg, Eheurung, Dürftigkeit, Hunger, Schaden, Unrecht, Prozesse, und dergleichen, verursachen, Angst, Schrecken, Zorn, Rache, Bekümmerniß, Traurigkeit, Schlaflosigkeit, und so ferner: sie strengen also, nach Maßgebung ihrer Heftigkeit, die Leibes- oder Seelenkräfte, bald übermäßig an, bald unterdrücken sie dieselben: sie verursachen daher im Gehirn eine Unordnung, folglich eine Verrückung. Die wahre Bekehrung, bringet den Menschen zur lebendigen Erkenntnis seines Sündenelendes, und der unglücklichen Folgen desselben; und dieses verursachet Furcht, Schrecken, Angst, Sorgen, Traurigkeit, tiefes Nachdenken, und so ferner; hiedurch wird eben das verursacht, was von drückenden Begebenheiten gesagt ist: allein ist den der Schluß schon richtig, daß sie im Gehirn eine Unordnung, und folglich eine Verrückung verursachet? Das wolle Gott nicht! die wahre Bekehrung wird vom Geist Gottes, durch das göttliche Wort gewürket; dieser würket aber eine Traurigkeit nach Gott; eine Reue zur Seltigkeit, die Niemand geneuet; er bringet also den Sünder Gott immer näher, und trägt demselben alle Gnade und Trost im Wort, entgegen; und damit er derselben desto eher und gewisser könne theilhaftig werden; hält er ihm stets den Glauben vor: er strenget also seine Kräfte nie übermäßig an; er unterdrückt sie auch nicht: folglich verursachet die wahre Bekehrung an sich, nimmer, eine Unordnung im Gehirn, und nie eine Verrückung. Das Exempel Davids zeigt dieses: Nathan

hielt ihm seine Sünden vor; er zeigte ihm die Folgen: Du bist der Mann des Todes. David erkannte seine Sünden lebendig, kam in Angst und Traurigkeit: ich habe gesündigt wider den HErrn. Wie verhielt sich Nathan? Strengte er seine Kräfte übermäßig an? oder unterdrückte er sie in den Abgrund? Er sprach: so hat der HErr deine Sünden weggenommen: du wirst nicht sterben. Dis ist die unverrückte göttliche Ordnung, welche David selbst so ausdrückt: Um Trost, war mir sehr bange: aber du hast dich meiner Seelen angenommen, mit herzlichem Barmherzigkeit, daß sie nicht verdürbe.

Wenn demnach das Werck der Bekehrung zu Verrückungen Anlaß geben solte, müste es entweder, von andern dazu kommenden Ursachen, oder von dem Mißbrauch desselben herrühren. Es müsten sich also bey einem solchen Menschen, schon eine oder die andere, von oben angeführten, oder sonst gewöhnlichen natürlichen Ursachen finden, die den Grund einer Verrückung enthielten: und so könte es wohl geschehen, daß die bey der Bekehrung entstehende Angst und Traurigkeit, denenselben das Uebergewicht gäbe, und so, ohne die eigentliche Ursache davon zu seyn, den Ausbruch der Verrückung beförderte. Oder es müsten bey dem Werck der Bekehrung unrechte Mittel, oder die rechten, auf unrechte Weise, oder in unrechter Ordnung, angewandt werden.

Unrechte Mittel zur Bekehrung, sind solche, durch welche sie nimmer zum Stande zu bringen. 3. C. Die Bekehrung durch gute Werke; durchs Geseß ohne Glauben; durch Verbesserung des Willens, ohne lebendige Ueberzeugung des Verstandes. Denn, da es unmöglich, ohne vorhergehende wahre Bekehrung, wahre gute Werke zu verrichten; und da das Geseß dem

Men-

Menschen wol sein Verderben entdeckt, aber keinen Weg oder Mittel zeigt, davon loszuwerden; da es auch nimmer angehet, seinen bösen Willen zu bekämpfen und zu verbessern, wenn man die Bosheit desselben, und die Mittel, denselben zu bessern, auch die Ordnung, worin solches geschehen muß, mit dem Verstande nicht lebendig erkant hat: so ist offenbar, daß durch diese Mittel nie eine wahre Bekehrung zu bewirken. Versuchet man es aber dennoch, und zerarbeitet sich in den guten Werken ohne Bekehrung, mit Anstrengung aller Kräfte: so erblicket man doch endlich die Unmöglichkeit, zu seinem Zweck zu gelangen: Oder wenn man im Gesetz gleich was Recht und Unrecht erkennt, und alle Kräfte anwendet, das Gute zu thun und das Böse zu überwinden; so wird man doch bey dem Mangel aller Kraft und Beystandes, dieselbe Unmöglichkeit finden; oder wenn man auch aus allen Kräften wider seinen bösen Willen kämpfet, die Mittel und Ordnung aber, denselben zu besiegen und zu verbessern, nicht lebendig einseheth: so muß man ja endlich auch, von der Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, überführet werden. Was werden aber die langen und heftigen Bemühungen in diesen Dingen verursachen? ist's nicht also? eine übermäßige Anstrengung aller Kräfte? oder was wird aus der Betrachtung des schlechten Fortgangs und der Erblickung der vollkommenen Unmöglichkeit endlich entstehen? ist's nicht also? eine gänzliche Unterdrückung derselben? und was hieraus weiter entspringen könne, ist aus obigem klar.

Eben dieses kan auch erfolgen, wenn gleich die rechten Mittel, aber auf unrechte Weise und in unrechter Ordnung angewandt werden. Es kan dieses zwar auf mannigfaltige Weise geschehen: hauptsächlich aber geschieht es, wenn sie entweder

zu heftig und überhäuft und gleichsam stürmend; oder zu langsam und unzureichend; zu frühe, oder zu spät; zu lange oder nicht lange genug; das erste ohne das letzte, und dieses ohne jenes und vor jenem getrieben und gebraucht werden. Denn die heftige und stürmende Ueberhäufung, nebst dem unzeitigfrühen Gebrauch dieser Mittel; oder der zu lange Gebrauch sonderlich des Gesetzes, strenget die eingeschränkten Kräfte gar leicht zu sehr an: und der langsame, unzureichende, zu späte und nicht lange genug daurende Gebrauch, hält den zu Bekehrenden zu sehr zurück, macht ihn niedergeschlagen und verzweifeln, unterdrücket also seine Kräfte bald mehr bald weniger: und so die von Gott gemachte Ordnung verrücket wird, daß ihm Buße ohne Glauben, oder der Glaube ohne und vor der Buße geprediget wird, kan ja in keinem Fall eine wahre Bekehrung erfolgen. Wenn der Mensch dennoch fort wil, muß er nicht seine Kräfte unmäßig anstrengen? und siehet er die Unmöglichkeiten dennoch endlich vor Augen, muß er nicht, wenn ihm keine andere Hülfe erscheint, muthlos und ohnmächtig dahin sinken?

Nun laßet uns betrachten, was wir hievon in unsern Zeiten erlebet und gesehen haben; und ob aus oben angeführten Ursachen wol jemals wirkliche Berrückungen entstanden? In den Zeiten des Krieges herrschte Angst, Furcht, Schrecken, Sorge, Bekümmerniß, Traurigkeit u. s. w. Nie trug sich oft zu, daß Leute unmittelbar auf solche Gemüthsunruhen in beständiges und bey einigen noch anhaltendes Zittern der Glieder, mit Schwächung der Sinnen und Seelenkräfte, oder in heftige Zuckungen derselben, mit Berrückung des Verstandes, verfielen. Nach dem Kriege entstand allerley Druck, Unrecht, Streit, Feindschaft, Neid, Nach-

Begierde, Proceffe; zuletzt Aheurung Mangel und Hunger. Daher entftund fast ein ander Geschlecht der Menschen. Ihr sollet meine Zeugen seyn, die ihr die Zeiten vor dieser Sündfluth erlebt habet! Wo ist die vorige Munterkeit, Heiterkeit, Freude, Vergnügen, Umgang, Freundschaft? doch in die sittlichen Veränderungen wil ich nicht weiter gehen, zarte Ohren möchten davon gellen. Hievon entftunden heimliche und offenbare Verwirrungen und Verrückungen des Verstandes, wovon mir merkwürdige Exempel bekant sind. In eben diesen Zeiten fing man hie und da höchstblich an, das Werk der Bekehrung mit mehrerem Fleiß und Ernst zu treiben: allein, es geschah mit mehrerer Heftigkeit und Ueberhäufung der Gemüther, als man an dem Exempel Christi und seiner Apostel wahrnimt. Sinnliche Bewegungen ohne genügsame Unterrichtung des Verstandes wurden in Menge hervorgebracht. Bey dieser tumultuarischen Bekehrung versielen einige auf der Stelle in heftiges Geschrey, Geheul, Zuckungen der Glieder, Ohnmachten und dergleichen. Und ob gleich dieser häufigen Verrückungen, so in diesen Tagen ausbrachen, zugleich andern Ursachen zuzuschreiben waren: so würden sie doch bey manchen, ohne diese das Gehirn so sehr angreifende Dinge nie ausgebrochen seyn. Das letzte Exempel, so mir hievon genau kund worden, und welches mich zu dieser Arbeit veranlaßet, wil ich allein anführen. Einer jungen Person

von ganz mäßigen Seelenkräften, und dem Ansehen nach gesund, die um ihr Heil bekümmert, wurde von allen Seiten heftig zugesetzt: sie gerieth daher in starke Bewegungen, und beschäftigte sich damit Tag und Nacht. Endlich kam noch eine alte Bekehrerin hinzu, die ihr sagte: Kind! siehe zu, daß der Herr Jesus nicht todt in deinem Herzen sey, und daß du den rechten Gott erlangest. Die Person, wie sie mir nach ihrer Genesung selbst gesagt, wußte nicht, was dieses sagen wolte, oder was sie dabey gedenken solte. Und freylich von einem todtten Jesu im Herzen läset sich nichts kluges sagen oder gedenken. Ihr begieriges und aufgespannetes Gemüth wurde indessen dadurch äußerst erregt: sie versiel denselben Nachmittag in Zuckungen der Glieder, mit heftigster Angst und Verrückung des Verstandes, wobey sie begeisterte und prophetisch scheinende Reden hervorbrachte. Dieses hielt einige Wochen an. Unter der Cur fand sich nichts besonders, außer daß ihr zwey Würmer abgingen. So bald der Verstand wieder hergestellt, wußte sie von allen ihren vorigen Reden und Handlungen nichts, bis auf das, was ihr die alte Frau vorgeprediget, welches ihr unvergessen. Andere, die nicht zu so heftigen Bewegungen geneigt, oder weniger angegriffen, wurden zwar nicht völlig verrückt: ihre Reden und Handlungen aber waren voller Heftigkeit, oft nicht recht vernünftig und voller Verwirrung.

(Der Beschluß folgt künftig.)

In dem 41. Stück sind in der Anzeige der Mindischen Lectionen aus Versehen zwey Fehler stehen geblieben, welche der geneigte Leser also verbessern wolle.
 pag. 326. in der Mitte, sol es heißen: Im Lesen werden die kleinsten Schüler Vormittages von 10 = 11. von Herrn Beyer, und Nachmitt. von 3 = 4. von Herrn Granzow geübet.
 pag. 328. oben, Herr Vicerec. Leo liest im Griechischen nebst den kleinern Briefen Pauli die epistolas catholicas.

Heindensche Beyträge

zum

Kußen und Vergnügen.

45^{tes} Stüd.

Den 8ten Nov. 1773.

Beschluß

Von den Ursachen, der, jeziger Zeit, so oft entstehenden Verrückungen; und, wie dieselben überhaupt zu beurtheilen.

Sie plakten mit ihrer Bekehrung öffentlich und sogar auf den Straßen ohne Weisheit, Maas und Ziel hervor; sie redeten von nichts als Empfindungen; sie verstellten ihre Mügen und Geberden abentheuerlich; sie bäteten so öffentlich als möglich mit übertriebenem und oft unvernünftigem Geschrey; sie liefen und renneten, und versäumeten ihren Beruf; sie wurden unberufene Lehrer und Bekehrer, und drungen sich jederman ohne alle Mäßigung auf; sie vermieden, verachteten, richteten und verdammten andere, die sie oft nicht kannten, ohne Grund und Beruf; den Kranken kündigten sie den Tod, und nach Gutbefinden die Verdammniß an, ohne zu wissen, warum. Man halte dieses bey das Betragen wahrer und vernünftiger Christen, und man wird darinnen ohne Zwang eine Art der Verrückung entdecken. Gibt es aber einige, die hie-

bey wirklich vernünftig sind, die müssen es nicht übel nehmen, wenn man sie nach Gottes Wort unter die eigenliebigen, ruhmräthigen, hochmüthigen, andere verachtenden, an den Ecken der Gassen bätenden Pharisäer und Heuchler rechnet; und wenn man saget, daß sie in ein fremd Amt greifen, und da sie ihren Beruf mit rennen und laufen versäumen, und sich und die ihrigen in Armuth stürzen, dadurch ohngezweifelt beweisen, daß sie den Glauben, davon sie so viel plaudern, verleugnet haben, und ärger seyn als die Heiden. Diese Leute verdienen kein Mitleiden, des die ersten noch immer werth bleiben.

Wey dieser Art das Bekehrungswerk zu treiben, fing man auch an, Meinungen aufzuwärmen und zu verbreiten, die nicht wenig zu den Verrückungen beytragen konnten. Zum Exempel: man wählere sich Lehrer aus, diese erhub man über alle, und pries sie jederman an. Diese nun

V y

wa

waren allein erwecket, lebendig und lehrten kräftig: die andern waren ohne Barmherzigkeit alle tod und Todtenprediger, deren Prebigten ohne Kraft und Leben: man hielt alle diejenigen, die ihr Christenthum durch einen guten Wandel bewiesen, aber nicht durch rühmen von ihrer Bekehrung und Empfindungen, durch Mienen und Geberden, Plaudern, Lachen, Rennen, Auswählen und dergleichen, nur für äußerlich Ehrbare, und setzte sie ohne sie oft im geringsten zu kennen, unter die Todten und Verdammten: man pries seine Erfahrungen und Empfindungen im Christenthum so sehr hoch an, als ob Gottes Wort aufgehöret hätte, die einzige Regel und Richtschnur desselben zu seyn: man machte von diesen Empfindungen so viel Werck, als wenn man ohne dieselben keinen Glauben und keinen Antheil am Christenthum haben könnte: man schilderte überdieses den Zustand der ärgsten Bösewichter so vortheilhaft, als wenn sie dem Himmel hundertmal näher wären, als die sogenannten äußerlich Ehrbaren, und so fortan. Nun sage man mir doch, wie mußte einem um sein Heil bekümmerten hiebey zu Muthe werden? Wenn ihm die Lehrer so verdächtig gemacht wurden, ich meyne solche, die Gottes Wort ohne Frzthum lehreten, wie wußte er gleich, ob sein Lehrer lebendig oder tod, ob er Gottes Wort kräftig vortrug, oder ein Todtenprediger war? Oder, was mußte ein redlicher Christ nicht in seiner Seele empfinden, wenn ihm wider Christi Ausspruch: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; dennoch aufgedrungen, dieses wäre kein richtiges Kennzeichen von seinem Christenthum? Oder wie sollte er sich finden, daß er einen sichern Grund, worauf er sein Heil bauete, hätte, wenn er sich auf seine und anderer Empfindung und Erfahrung so viel verlassen sollte? Oder wie sollte er sich helfen, wenn er sahe, daß die Emp-

findungen oft betrüglich, oder daß er wegen allerley drückender Umstände keiner freudigen Empfindungen fähig? Konte er wol von seinem Glauben versichert werden? durfte er Christo wol glauben, wenn er spricht: selig sind, die nicht sehen und doch glauben? Ja wenn er von dem Zustande der ärgsten Bösewichter hörete, daß er dem ehrbaren Wandel weit vorzuziehen, was mußte er dabey gedenken? Ist es zu verwundern, daß manche auf die Gedanken geriethen, ja öffentlich sagten: man verlange, man müsse erst ein Dieb, Hurer und Ehebrecher werden, ehe man könne bekehret werden. Saget, mußte einen solchen nicht stets und oft ohne Maaß, Zweifel, Furcht, Angst, Zittern, Zagen, ja selbst die Verzweiflung überfallen? und was konte daraus entstehen, oder wenigstens dadurch befördert werden. Ich kan es nicht lassen, hier ein Wort der Ermahnung einzuschalten. Ich rede aber mit den Laien, denn Lehrer des Wortes Gottes müssen dieses längst besser wissen und sich solcher Dinge gar nicht theilhaftig machen. Höret also doch, die ihr dieses treibet! Ihr habt recht, es wäre zu wünschen, daß alle Lehrer bekehrt und lebendig: aber, seyd ihr denn so klug, daß ihr sie alle kennet? Ihr sehet ja täglich, wie euch eure ausgewählten Brüder betrügen, und ihr schreibet ihnen doch vorher Kraft und Leben zu. Raubet doch dem Worte Gottes seine Kraft nicht, die der heiligste Lehrer nicht stärken, und der Bösse, wenn er es anders recht vorräget, nicht schwächen kan. Ihr habet recht, die äußerliche Ehrbarkeit machet keinen Christen aus; ja sie schadet dem Christenthum oft: aber, laßt sie doch das Kennzeichen bleiben, wodurch sich wahre Christen kenntlich machen. Christus hat sie dazu eingesetzt. Denn wo wollet ihr sonst wahre Christen finden? Unter euren Brüdern? Ja sie rühmen ihre Bekehrung, Empfindung

Dung und Erfahrung öffentlich, sie laufen und rennen; sie geberden sich nach der beliebten Mode, sie sind im Richten und Verdämen dreiste genug: allein, sind sie darum alle wahre Christen? Tretet mit mir beyseite, ich erblicke darunter die grössten Sünder, nicht, die es gewesen, sondern die es jezo sind. Ich habe davon ein langes Register, aus Liebe aber habe es durchstrichen: ist's aber nöthig, so wil ich sie euch insgeheim doch mit Gewisheit zeigen. Diesen Leuten fehlet nichts, als die verhasste äußerliche Ehrbarkeit. Sie sind aber dennoch zünftige Christen! Allein der rechte Meister hat sie noch nie erkant; und sie tragen statt des rechten Schmucks wahrer Christen, statt der äußerlichen Ehrbarkeit, eine zusammengefrückte Heuchelkappe. Ich rede nicht von sehr wenigen redlichen, die durch dieses Geflicke betrogen werden: allein diesen rathe ich: machet euch doch ihrer Heuchelley fern nicht theilhaftig. Ihr habet auch recht, es gibt im Christenthum Empfindungen und Erfahrungen: aber setzet doch dieselben Gottes Wort nicht an die Seite, es verdienet doch noch wol einen Vorzug; und grünet euer Christenthum nicht auf euer Gefühl und Empfindungen: sondern laßet den Glauben das Wesen desselben bleiben, und tendelt nicht auf neu herrnhutisch mit der Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit ist oft betrüglich, und wie manche Sekte ist dadurch so schändlich verführet und betrogen? Ja, ich habe es einigemal mit innigstem Schmerz erfahren, was hiedurch für Schaden angerichtet werde, wenn man die Empfindung so nothwendig hält, als ob ohne dieselbe gar kein Glaube statt habe. Redliche Seelen, die ihr Sündenelend recht schmerzlich erkant, und nichts als Gnade in Christi Blut suchten, vom Glauben also nicht so fern waren: die aber aus körperlichen Ursachen ängstliche Empfindungen hatten, und von welchen die süßen Empfindungen eines Christen wichen: konten, da sie sich die Noth-

wendigkeit derselben so tief einprägen lassen, gar nicht dahin gebracht werden, daß sie eine gläubige Zuversicht erlanget hätten. Sie zweifelten, beschuldigten und verdammeten sich ohne Schuld: und endlich verfielen sie in eine völlige Verrückung. Ihr habet endlich auch recht, daß Hurer und Ehebrecher, wenn ihre Schande offenbar wird, eher zu bekehren als Pharisäer und Heuchler, die diese Todtengebeine in übertünchten Gräbern verbergen: alleine Pharisäer, Heuchler und äußerlich ehrbare, sind doch nicht eben dieselben Leute. Wer recht thut, ist ein äußerlich Ehrbarer, und der ist, wenn er Gott fürchtet, von ihm aufgenommen, oder ihm angenehm. Kan man dieses auch von Pharisäern und Heuchlern sagen? Christus nennet sie Ehebrecher, Witwenräuber, und sie wurden ja seine eigene Mörder. Etwas nahmen sie wol von äußerlicher Ehrbarkeit an: es war aber nichts mehr als eine nicht genugsam deckende Heuchelkappe.

Von der Beurtheilung der Verrückten hätte ich nun noch zu sagen: es sol aber nur in kurzen Sätzen geschehen, wie es aus obigen fließet.

1) Alle Verrückungen entstehen aus Ursachen, die die Kräfte des Leibes und der Seele übermäßig angreifen. Die Wirkungen davon gehen mittel- oder unmittelbar auf das Gehirn, welches sie in einen widernatürlichen Zustand setzen, wodurch dessen Verrichtungen in Unordnung gebracht werden.

2) Die Verrückungen haben also ihren Sitz in dem widernatürlich beschaffenen Gehirn: da aber die Seele an dessen Verrichtungen, vermöge der genauesten Verbindung allemal so viel Antheil nimmt, als diese Verbindung erfordert: so nimt sie auch eben so viel Antheil an denen Un-

ord-

ordnungen, so in denselben ent-
standen.

3) Ob also gleich die Seele, als ein einfacher Geist in sich nicht kan verrücktet werden: so wird sie es doch vermöge des Antheils, so sie an den Unordnungen in den Verrichtungen des Gehirns nothwendig nehmen muß.

4) Alle Verrückungen also sind aus dem Zustande des Gehirns und der Theilnehmung der Seele an demselben zu beurtheilen.

5) Man kan also aus der Verrückung nur auf den Zustand des Gehirns, und wie viel Theil die Seele daran nimt, nicht aber auf den ganzen Zustand der Seele schließen.

6) Was also ein Verrückter gedenket, redet und handelt, ist aus dem widernatürlichen Zustande des Gehirns und dem Antheil so die Seele daran nimt: nicht aber aus dem Zustande der Seele zu beurtheilen.

7) Daher kan man einen Verrückten aus seinen guten oder bösen Gedanken, Reden und Handlungen weder gut noch böse erklären. Obgleich der wahre Charakter der Seele dabey noch etwas kentlich bleibt, so ist doch darauf selten zu trauen.

8) Alles Urtheil also, da man solche Leute aus ihren Gedanken, Reden und Handlungen, bald als erweckte, bekehrte, heilige, ja begeisterte, oder als fromme, demüthige und dergleichen: oder im Gegentheil als todte, unbekehrte, gottlose, hochmüthige, boshafte, unzüchtige, ja gar als Besessene erklärt und beurtheilet,

ist ungewiß und ohne hinreichenden Grund, ja oft gar falsch.

9) Ueberhaupt ist der menschliche Verstand so eingeschränkt, daß er bey dieser Sache solche unergründliche Tiefen entdeckt, welche der größte Weltweise noch nicht einzusehen im Stande gewesen. Daher ist es ja billig, hiebey im Urtheilen höchst behutsam und bescheiden zu verfahren, ja oft sein Urtheil gänzlich zurück zu halten.

10) Dieses empfehlen die subtilen Verrückungen besonders, die nicht eher können entdeckt werden, bis sie vorbey. Zum Exempel: im Jahr 1741 im August, lag eine Frau am Fleckfieber; sie blieb nach aller Urtheil ohne alle Verrückung; ihr sehr geliebter Ehemann wurde auch krank und starb; sie hörte es standhaft und mit Liebe Gottes; sie veranstaltete alles zum Begräbniß; sie hörte seine Parentation vor ihrem Bette; sie sah ihn wegtragen: nach 14 Tagen fragte sie, wo er wäre, wie es ihm ginge? und als sie hörte, er wäre tod, wußte sie von allem nichts und fing erbärmlich an wehzuclagen. Eine Jungfer in eben dieser Krankheit, verlangte das heilige Abendmahl; sie empfing es mit allen Kennzeichen eines vollen Verstandes und recht würdiger Zubereitung: wie sie genesen, wußte sie von allem nichts. Ein Schmidt, auf der Universität Halle, war zwar etwas niedergeschlagen, aber sonst ganz vernünftig; er stund beym Armbos, und neben ihm sein einzig geliebtes Söhnlein; er ergriff den Hammer, schlug ihm auf den Kopf, daß es auf der Stelle todt blieb: bald darauf aber wolte er vor Schmerz und Herzeleid vergehen. Dieses beurtheile wer es kan!

Dementes loqueris: num te, dementia cepit?
Si mihi, mens demens? sit tibi, sana. Precor,

Herford.

Heidfeld.

Sündensche Beyträge

zum

Kußen und Vergnügen.

46tes Stück.

Den 15ten Nov. 1773.

Beispiel einer seltenen Ehrlichkeit und Dankbarkeit, in einer kleinen Geschichte.

Die Güte scheint in manchen Familien erblich zu seyn, so wie sie es in der von Ferval war. Die Frau dieses Hauses abtze sie allen denen ein, die um sie waren. Folgende kleine Geschichte ist ein Beweis hiervon, und lehrt zugleich, daß die beste Art, die Menschen gut, gerecht und ehrlich zu machen, darin bestehe, ihnen wohl zu thun. O wüßten nur die Menschen, wie wenig die wahren Vergnügungen kosten!

Ein herumziehender Kleinhändler kam mit zwey sehr beladenen Eseln auf den Edelhof der Frau von Ferval. Man wolte ihn wieder fortweisen. Er aber fragte nach der Frau von Ferval, und hielt um Erlaubniß an, mit ihr zu sprechen. Sie weigerte sich dessen, weil sie glaubte, daß er bloß um des Verkaufes willen gekommen wäre. Doch er hielt ferner an; und man ließ ihn endlich hereinkommen. Dieser Mensch, der eine glückliche Gesichtsbildung hatte, und ohngefehr dreyßig

Jahr alt war, grüßte die Frau von Ferval und ihre Gesellschaft mit einer ehrfürchtvollen und betroffenen Miene. Was verlangt ihr mein Freund? sagte sie zu ihm.

Er stammelte, er konte nicht gleich reden, sondern überreichte ihr einenbeutel mit Gelde. — Hier ist das, gnädige Frau, sprach er, was ich ihnen schon eher hätte bringen sollen. Es sind sieben tausend Gulden darinnen.

Warum bringt ihr mir dieses Geld?

Es gehdret ihnen, gnädige Frau; in der That ihnen selbst. „Mir? Ja sie werden es schon wissen — Es ist nicht meine Schuld, daß ich es nicht eher gebracht habe, — ihr irret euch gewiß, mein guter Mann. Ich habe nichts verloren, und man hat mir nichts entwandt. — O nein! nein, gnädige Frau. Sie haben mir geliehen — sie werden wissen — sie erinnern sich doch? — ich verstehe nicht, was ihr sagen wollet. Ihr haltet mich gewiß für die unrechte Person.

3

D guld

O gnädige Frau, wie könnte ich die Frau von Ferval verkennen? Er nöthigte sie noch immer, den Beutel anzunehmen.

Mein guter Freund, ich kan das Geld nicht annehmen. Es kommt mir nicht zu.

Wie, kennen sie mich nicht mehr? Ach ich sehe schon, gnädige Frau, sie haben den kleinen Jacob vergessen — den armen Waisenknaben — der ein kleines Felleisen trug — der ihnen immer Nadeln brachte. —

Ist es möglich! wie? seydh ihr derselbe Knabe?

Ja freylich, gnädige Frau! der Louis d'Or den sie mir vor 18 Jahren vorstreckten, — nun? — der hat mein Glück gemacht. Ich habe gearbeitet; es ist mir sauer geworden; aber endlich habe ich mir doch mit diesen 5 Thalern, die mein ganzes Kapital waren, ein Vermögen erworben.

Und wie viel habt ihr euch erworben?

Wierzehn tausend Gulden. O gnädige Frau! ich habe richtig gerechnet. Es sind ihrer sieben tausend in dem Beutel. Ich habe allezeit meine Rechnung mit vieler Sorgfalt geführt, und habe bey jeder Gelegenheit ihren Gewinn besonders berechnet. Meinen Gewinn? „Ja unstreitig; so sind wir einig geworden.“ Wie so? einig!

Sie haben es doch wohl nicht vergessen, gnädige Frau, daß sie einmal, nachdem sie mein kleines Felleisen durchsucht hatten. —

Ach! ich erinnere mich noch des kleinen Felleisens, sagte sie lächelnd. Es war nicht für einen Thaler Waare darinnen; gleichwol konte nichts sauberer seyn, und nichts besser geordnet.

Sie fragten, wie ich es anzufangen gedächte, um mich bey dieser Handthierung ehrlich zu ernähren?

Ich erinnere mich noch, ihr weinetet bey dieser Frage.

Nun gnädige Frau, so werden sie auch wol sich erinnern, daß ich ihnen antwortete, ich würde aus Mangel an Gelde vielleicht niemals etwas zu thun finden.

Ihr erkläret mir die Entwürfe von eurem kleinen Gewerbe. Sie waren recht gut ausgedenkt.

Sie hatten die Güte, gnädige Frau, mich zu fragen, wie viel ich Geld nöthig hätte, um in gute Umstände zu kommen? „Ich glaube, ihr sagtet mir zwölff Gulden?“

Ja, zwölff Gulden.

Das kam mir sonderbar vor.

O wie viel waren nicht damals für mich zwölff Gulden! Sie gaben mir einen Louis d'Or, mit dem Bedinge, daß sie die Hälfte meines Gewinnes bekommen müßten!

Ihr seydh ein Wunder von Ehrlichkeit! Wie? guter Freund, habt ihr denn im Ernste geglaubt —

Ja freylich, gnädige Frau. Ich wäre ein Schelm gewesen, wenn ich nicht redlich getheilt hätte. Ich bringe ihnen meine Rechnungen mit. Es ist nicht eines Hellers werth versehen worden. Das Erstaunen, die Bestürzung und die Freude der Frau von Ferval hinderte sie zu reden. Der Mann knüpfte die Schnüre des Beutels auf, schüttete das Gold auf einen Tisch, und fieng an zu zählen. Die Frau von Ferval stund auf und hielt ihn zurück. „Behaltet euer Gold, mein Freund, sprach sie. Ihr habt es euch so ehrlich erworben!“

Nein, gnädige Frau, es ist das Ihrige, es gehört mir nicht mehr zu.

Nehmet es zurück mein Freund. Ach! sagte sie, und sahe die Gesellschaft an, welche Freude könnte wohl größer seyn, als die ich jetzt habe! wie wenig hat es mir gekostet, sie mir zu verschaffen!

Sie weinten alle. Aber dieser ehrliche Mann war in einem Zustande, der schwer zu beschreiben ist. Er weinte, zitterte, konte

fonte nicht reden, und gab ohne Unterlaß durch Gebährden zu verstehen, daß das Geld der Frau von Ferval gehören mußte.

Ich besorgte, sagte er endlich mit Affekt, ich besorgte, sie möchten mich in Verdacht der Unredlichkeit ziehen, weil ich so lange mit der Rechnung geizigert habe — aber so eben bin ich erst von einer weiten Reise hier ankommen —

Es ist mir Freude, sagte die Frau von Ferval, euch glücklich und ehrlich wieder zu sehen, mein lieber Jacob, (denn ich kenne euch noch unter keinen andern Namen,) Gott hat euch gesegnet; ihr seyd es werth. Ich danke dem Himmel, daß er mich zu einem kleinen Werkzeuge eures Glücks gemacht hat: setzet nur euer Gewerbe fort, und unterlaßet nicht, mir von eurem Glück fernere Nachricht zu geben. Aber gnädige Frau, das Geld. —

Ich habe es schon gesagt; es gehört mir nicht.

Wie, gnädige Frau: aber unser Vergleich? —

Der Vergleich war nur ein Antrieh, der zur Vermehrung eures Fleißes dienen sollte. Ich bitte euch, nehmet nur diese Summe zurück.

Sie wollen sie mir also schenken, gnädige Frau! —

Es ist kein Geschenk. —

Ich darf es anders nicht als auf diesen Fuß annehmen.

Nun, guter Freund, so nehmet es an, für was ihr wöllet.

Ach, gnädige Frau, sie sind allzu gütig. Ich nehme das Geld mit vieler Dankbar-

keit an. Aber ich hätte mir daraus eine große Freude gemacht, wenn sie es härten annehmen wollen. Wenigstens hoffe ich, sie werden erlauben, daß diese Fräuleins sich etwas, das ihnen gefällt, von meiner Waare auslesen; einige Edelsteine und —

O nein, nein, rufen die Frauenzimmer; wir danken euch guter Freund; aber es sollte uns sehr leid thun. —

Ach gnädige Frau, sagte der arme Mann sehr traurig, wolten sie mir wol die Ehre versagen. —

Nein mein Freund! meine Töchter sollen keine Edelsteine annehmen; aber bringet uns Bänder.

Meine Kinder, sagte sie zu ihnen, wählet euch jede davon einen Aufsat.

Jacob ließ geschwinde seine Felleisen bringen. Er hätte gerne gesehen, wenn die Fräuleins von Ferval alles, was darinnen war, hingenommen hätten.

Er legte seine Waare mit größerer Beschäftigkeit und Sorgfalt aus, als er bey einem Verkaufe gethan hätte.

Die Verlegenheit der Fräulein war allerliebft. Sie besorgten dem ehrlichen Manne unrecht zu thun, und scheueten sich zugleich eben so sehr, ihn durch ihre Weigerung zu kränken, daß sie nicht wußten, was sie wählen sollten. Endlich drang er ihnen Bänder und dergleichen auf. Meine Damen, sagte er zu ihnen, gefällt ihnen etwas von allen diesen? wenn ich bitten dürfte: —

Sie nahmen jede eine Kleinigkeit. Er ging, von Dankbarkeit und Freude durchdrungen, weg, und segnete tausendmal die Frau von Ferval und ihre Familie.

Anmerkungen über den Gebrauch des Weins, und besonders des jungen Weins.

Warum ist anitz die Pest so gemein in Egypten und in der Levante, wo sie doch vormals so wenig bekant war? Trat ehedem der Nil nicht so gut aus seinen Ufern als jetzt, und hat sich das Clima dieser Länder verändert?

Seit welchem Zeitpunkt haben uns die Araber mit den Blattern angesteckt; seit welchem Zeitpunkt sind die Einwohner von Constantinopel so vielen ansteckenden Krankheiten unterworfen? Seitdem sie keinen Wein trinken. So lange Mahomed's Religion in der Levante die herrschende gewesen ist, so lange ist auch diese Gegend so oft von der Pest heimgesucht worden.

Warum werden seit einigen Jahren die mehresten europäischen Staaten von so vielen epidemischen Krankheiten geplagt? Der Mangel ist freylich wol die erste Ursache; allein in den Weinländern hat man sie erst kennen lernen, seitdem es an Wein fehlt.

War es nicht von dem Augenblick an, da der Franzose anfing weniger Wein zu trinken, daß er so viel von seiner Munterkeit verlor? und steht denn die Munterkeit in gar keiner Verbindung mit der Gesundheit, und mit dem leichten und lebhaften Umlauf des Bluts?

Der Wein wird gemeiniglich nur als eine Herzstärkung betrachtet. Vom al-

ten Wein lasse ich das gelten, aber mit dem jungen Wein ist es ganz etwas anders; dieser hat noch vieles von der Geizigkeit, die jener schon verloren haben muß. Der junge Wein ist balsamisch, aufmunternd, erquickend u.

In den Weinländern hören die Krankheiten, die unter dem gemeinen Mann herumzugehen pflegen, im Herbst auf; die Kinderblattern sind dann minder gefährlich; man hat sogar Grund zu glauben, daß die Trauben, die man isset, und der Wein, den man trinket, zu einem Präservativ dagegen dienen können. Diese Frucht und der Most geben dem gemeinen Manne jedes Jahr neue Kräfte.

Man hat ein Kind, ohne ihm die Brust zu geben, mit Most aufgezogen; und es ist stark und gesund.

Solte dieser Wein nicht auch das Rindvieh vor der Viehseuche verwahren? Virgil erzählt, daß man es bey einer wirklichen Pest blos durch Wein gerettet habe. Einen Versuch damit könnte man ohne große Kosten machen. Man müßte dem Viehe drey bis 4 mal des Tages, Most mit Wasser zu trinken geben, oder auch Kleyen, Kresse, Gerstenmehl, oder andere erfrischende Sachen damit vermischen; und je älter er würde, immer mehr Wasser darunter gießen.

Sündensche Beyträge

zum

Suhen und Vergnügen.

47tes Stüd.

Den 22ten Nov. 1773.

Die paradiesische Welt für empfindsame Bewohner derselben.

Cramers Ps. 104.

Erheb, erheb, o meine Seele,
Gott, meinen Schöpfer, und erzähle,
Verkündige sein Lob der Welt!

Ihr Menschen von jedem Stande und Alter, laſet uns ſtille ſtehen, und mit Aufrichtigkeit und Dankbegierde den reizenden Zuſtand betrachten, worin uns die Vorſehung geſetzt hat.

Laſet uns erwegen, wie wenig wir vers dienen, und wie viel gutes wir beſitzen, und welche Schätze für uns beſtimmt ſind. Laſet aber auch dieſe Betrachtung ein wichtiger Bewegungsgrund ſeyn, unſere Herzen mit Freude zu erfüllen.

Bedenket! nachdem die allmächtige Hand des allweiſeſten Schöpfers auf eine ſehr wunderbare Art uns entſtehen laſen und gebildet hatte, traten wir aus einer dunklen Höhle auf einen Schauplatz, deſſen Vorwürfe ſo erſtaunend und bewundernswürdig ſind, daß ſie dem Menſchen,

wenn auch ſein Leben bis in die Ewigkeiten dauerte, zur Nahrung ſeines Vergnügens und ſeiner Bewunderung dienen könnten.

Hierauf wußte der Schöpfer in dem ohnmächtigſten Zuſtande unſers Lebens Herzen zu lenken, die für unſere Nahrung und Verpflegung mit ſeltenem Fleiß zu ſorgen beſchäftiget waren, die unſerer ſchwachen Natur durch ſtärkende Mittel zu Hülfe eilten.

Nachdem aber unſre Seele und unſer Leib gewiſſe Stufen im Wachſthum erhalten hatten, ward uns ein entzückender Schauplatz eröffnet;

Ein Schauplatz, worauf die großen und wichtigen Angelegenheiten unſers Lebens, die, welche unſer zeitliches und ewiges Glück betreffen, abgehandelt werden.

Wir ſehen bald um uns herum, daß die wandelbaren Jahreszeiten, Fällhdner mit abwechſelnder Luſt und Bequemlichkeit über uns ausgeieſen.

A a

Balb

Bald beschüßet und bedeckt der Schnee die Saaten, bald machet der Regen die mit Saamen bestreuten Acker fruchtbar.

Bald werden die Lüfte durch die Winde gereinigt, bald schaffen diese den Ueberfluß entfernter Völker in unsre Häuser.

Eine unsägliche Mannigfaltigkeit von Thieren und Gewächsen ist in jeder Jahreszeit bereit, uns an die Vorsorge und Allmacht unsers Wohlthäters zu erinnern.

O ihr Menschen! laßt uns dieses alles doch mit Dankbarkeit genießen.

Nur zu unserm Nutzen, zu unserer Erhaltung und Vergnügung sind die mehresten dieser Geschöpfe bestimmt.

Für uns, wie es scheint, ist diese stattliche Bildung der Natur gemacht, für uns ist dieser vortreffliche Bau der Welt aus jenen unbearbeiteten Chaos, als ein Schauplatz gebildet worden.

Denn für sich bedurfte der in sich selbst ewig glückliche Gott keiner neuen Schöpfung.

Machet euch doch selbst glücklich, vernünftige Weltbürger, besieget euren Unmuth, und verkürzt die Zeiten durch seltsame Erwegungen mit Vergnügen.

Kommet, folget diesen Rath, nicht weil ich ihn euch zurufe, nein; Es ist die Stimme, es ist ein Befehl der Natur.

Seyd vergnügt meine Brüder, unser redliche Wille, unser dankvolles Bestreben, die Absichten unsers göttlichen Freundes und Wohlthäters zu erfüllen, unsre Lust an seinen großen Werken, unser Glaube und Zuversicht zu seiner Barmherzigkeit.

Alles dieses sind ihm angenehmere Vergeltungen und Opfer, als unsre mißvergnügten und ängstlichen Blicke, auf zurückgelegte und auf die künftige Wege unsers Lebens. Stellet euch Gott als die ewige Liebe vor. Betrachtet ihn aber nie als ein Wesen, das Lust hätte, euch zu verderben.

Bemerket, Er, der Allerhöchste, hat uns Sinne geschenkt; und diese sind Canäle und Werkzeuge, dadurch wir die Früchte des Paradieses genießen sollen.

Betrachtet eure Augen, diese Meisterstücke eures Körpers, und richtet sie also denn zuerst zu dem Werkmeister derselben, und hierauf zu den wunderbaren Bau eures Leibes.

Laßt euch jenen großen Naturkündiger, oder jenen Mann nach dem Willen Gottes sagen, wer ihr seyd, woher ihr entstanden, und ahmet ihren heiligen Stimmen nach, um den Allerhöchsten für eure wunderbare Schöpfung Dankopfer zu bringen.

Richtet eure Gesichter auf jene entzückende Morgenröthe, welche die Gipfel der Berge und Wälder verguldet, nachdem sie die Lichter, welche in der Nacht an dem großen Firmamente funkeln, mit ihrem Glanze besieget hat.

Betrachtet bald hierauf an diesem unermesslichen Gewölbe den erstaunlichen Körper, der den einen Theil des Erdbodens belebet, wenn er in eben dem Lauf einen andern bis zur Asche ausdorret, der zu gleicher Zeit erleuchtet, erwärmet und ergötzt.

Nachdem aber das Geräusch auf den Erdboden sich vermindert hat, und alles, was lebte, in einen tiefen Schlaf versenket ist, nachdem überall eine zum Schlummer oder zur Andacht einladende Stille herrscht, so tretet hervor und betrachtet an jener ungemessenen Decke des Himmels die unzählbaren Lichter, deren Schein und funkelnder Glanz die Sicherheit des furchtsamen Reichens und die Lust des forschenden Weltweisen befördert.

Erstaunt auch über den Planeten, dessen Rinde wir bewohnen, erstaunet über diese Erde, welche mit ungezählten Seltenheiten angefüllet ist.

Betrachtet in den wärmern Jahreszeiten die Millionen wunderbarer gebildeter und mit den auserlesensten Farben und Vermischungen gezielter und in ihren Farben glühender Blumen, bald in den Gärten, bald in den Wiesen, bald auf den blühenden Bäumen.

Betrachtet die unaussprechlichen Arten der Früchte der Bäume und Blätter mit ihren unendlich abwechselnden Farben und Gestalten.

Kaset jene Ager und Auen, jene Wiesen, diese großen Schätze der Natur, welche unser Leben, Gesundheit und Vergnügen mildthätig unterhalten, mit dem darauf grasenden, wiederkäuenden, hüpfenden und springenden Thieren, eure Augen zum Lachen und eure Herzen zur Frölichkeit reizen.

Richtet sie auch auf jene kornreiche Felder, auf die bis in die Wolken reichende und mit Arzeney und Kräuter bedeckten und mit dem vortrefflichsten Edelgesteinen und Metall angefüllten Berge.

Erweget endlich jene thierreiche Gebüsche und Wälder, jene süßreiche Seen und Flüsse mit ihrer unsäglichen Anzahl und Arten seltsam gebildeter Bewohner.

Betrachtet jedes Blatt im Buche der Schöpfung mit schuldigster Empfindlichkeit, und gewiß ihr gesteht es, daß dieses alles, sowol die allerhöchste Weisheit des erhabensten Meisters, als auch die allerhöchste Barmherzigkeit des allergrößten Menschenfreundes offenbaret.

Diese Erwehung wird alsdann eine jede Stunde eures Lebens für euch paradiesisch machen, und euer Herz mit himmlischer Wollust erfüllen.

Wollet ihr aber diese Lust eures Herzens, welche aus reiner Dankbarkeit quillet, bis zu der Stufe einer seraphischen Entzückung treiben;

So setzet jene, welche nie des Tages Licht erblicket haben, oder die, welche

desselben beraubt sind, oder endlich die, welche die Nacht der Gefängnisse einschließen, und alle, welche eure Lust entbehren müssen, an eure Seite.

Erwäget ganz einfältig, ohne Kunst, euren Genuß und ihren Mangel, und zollet dafür dem Höchsten Thranen der Dankbarkeit.

Schmecket auch mit Ueberlegung und mit Herzensfreudigkeit die unzähligen Arten der Gewächse des Erdbodens, der Bäume und der Sträucher, die mannigfaltigen Arten des Fleisches und der Thiere, welche durch Erde und Wasser ernähret werden.

Schmecket die Gewürze, welche bald durch diesen, bald durch jenen seltsamen Geschmack, bald durch Bitter oder Sauer, bald durch Salz, bald durch Süßigkeit eure Kehle erfreuen und für den Ekel bewahren, probirt das Manna, den Honig der schwärmenden Bienen, jener wunderbaren unerforschlichen Chymisten.

Kostet endlich die mannigfaltigen Speisen, welche bald die Natur ohne Kunst, bald aber unter der Mitwirkung des menschlichen Fleißes und Verstandes für euch bereitet hat.

Genießet jenes Wasser, welches das Gebirge euch zur Labung und zur Arzeney hervorfließen läset. Genießet die süße Milch, die sanfte und balsamische Nahrung des Säuglings und des Alten, und endlich den Saft der Reben, der zugleich stärket und das Herz erfreuet.

Genießet diese in so reicher Maas und mit freygebiger Hand ausgetheilten Gaben eures Schöpfers, und laßet beydes den Geschmack, und das, was eurer Kehle wohlschmecket, als auch die Macht und Weisheit dessen, der den menschlichen Verstand mit so mancherley Erfindungen beglücket, um Speise und Getränke nach seines Herzens Lust zu bereiten, der Vorwurf eurer Dankbarkeit seyn.

Ver-

Vergeffet auch nicht hierin die Größe eures Gottes zu bewundern, daß seine Weisheit selbst den Hunger und den Durst als ein Mittel gebrauchet, die schlechte Nahrung des Dürstigen zu verzuckern, und so viele Menschen dadurch anzusporren, ihren Nebenmenschen hülfreiche Hand zu leihen; denn wer würde ohne diese Nothwendigkeit wol die empfindliche Knechtschaft zu tragen geneigt seyn.

Laßet aber auch eben deswegen bey so vielen Herrlichkeiten das Andenken derer nicht fahren, welche unter den Streichen des Schicksals in Noth und Armuth schmachten.

Ihr Großen! Ihr Reichen! Die ihr mit Ehrenpforten und Prachtsäulen eure mit Ueberfluß angefüllten Tische ausziehet; Laßet vielmehr das Bild der Barmherzigkeit in Gestalt einer liebevollen Mutter, welche ihr Brodt mit ihren dürstigen Kindern theilet, die Zierde eurer Tafeln seyn: und dann wird euer Glück und Wohlthun euch bis zum höchsten Gipfel erheben.

Fühlet ihr Menschen, fühlet durch diesen Sinn den Gott in seinen Werken, der statt aller Vergeltung für so anermessliche Schätze nichts begehret, als ein Herz welches ihn fühlet.

Warum fürchtet ihr euch nicht für jener grimmigen Kälte des mörderischen Winters?

Es ist der Allerhöchste, welcher euch von dieser Furcht befreyet, indem er euch seine Liebe in der Bedeckung bald durch zarte Wolle, bald durch weiche Leinwand oder in erquickenden Pelzwerken fühlen läßt.

Er, euer Gott, ist es allein, der dieses gemacht, und niemand als sein Geist

hat die Künstler unterrichtet, alles nach eurem wohlgefallen zu bereiten.

Erquicket also eure erstarrende Glieder bald an jenen erwärmenden und ergötzen den Flammen, bald in den weichen und der Kälte widerstehenden Betten.

Und hat der Frost sich gänzlich entfernt, brennet die Sonne den Scheitel, so suchet euer Lager im Schatten am Fusse eines Berges, am Ufer eines anmuthigen Flusses und im weichen Graße und Klee, bald aber laßt eine kühlte Grotte, oder schattigt verwachsene Bäume der dunkeln Haynen euer Gefühl erquickeln.

Genießet aber diese Lust auf eine euren Vorzügen würdige Art.

Genießet sie als Menschen, welche wissen, daß die Hand der Allmacht alles dieses erschaffen hat, und welche mit Dankbarkeit erkennen, daß aus inbrünstiger Liebe ein Freund des menschlichen Geschlechts alles dieses zu der Menschen Erquickung hervorbrachte.

Leget eure Hände auf euer klopfendes Herz, oder fühlet die richtigen Schläge eurer Pulsadern, und erkennet, daß ein jeder Schlag euch anfordert, an den Erhalter eures Lebens mit Dankbarkeit zu gedenken.

Aber seyd auch geneigt, in eurer Brust denjenigen zu fühlen, dessen Hauch eure Seele belebet.

Fühlet Mitleid für eure dürstigen Brüder, welche so oft im Sommer unter der Last der Arbeit verschmachten, und im Winter von der Kälte und Armuth umgeben, für Jammer und Frost erstarren.

Und wenn die theuersten Leckerbissen, so viel weiche Kleider, euren Leib erquickeln und belustigen; so gedenket in diesem glücklichen Zeitpunkt an jenen Haufen der Elenden.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Sündensche Beyträge

zum

Kruzen und Vergnügen.

48tes Stüd.

Den 29ten Nov. 1773.

Die paradieffische Welt für empfindsame Bewohner Beschluß derselben.

Es wird nicht viel erfordern, ihnen ihre Last durch ein Labfal erträglich zu machen; und der Theil eurer Speise und eurer Kleider, welcher eure Sinnen nicht mehr ergötzet, dieser Ueberschuß wird oft zureichen, eure elenden Brüder zu erwärmen, und vom Tode zu retten.

Auch der Geruch müsse das Mittel werden, eure Glückseligkeit zu erhöhen. Ich wil euch nicht daran erinnern, wie oft er euch gegen drohende Feuergefahr beschützt hat: sonderu vielmehr an jenen balsamischen Duft, welchen das Gras, die blühenden Bohnen und unzählige Kräuter von sich hauchen.

In jene Blumen, Hyacinthen, Rosen, Nelken, Lilien und Jasminen; an jene blühende Drangen, Kirschchen und andern wohlriechende Bäume.

An ja ten gewürzreichen Duft der Pfirschen, der Erd- und Himnbeeren, und des übrigen Obstes.

An den berauscheden Schwall des neu-lich abgemäheten Grases und der übrigen Feldfrüchte:

Alles dieses sind Geschenke des Schöpfers um euren Geruch zu belustigen.

Selbst die Kunst, die durch ausgebrante Wasser und durch Balsam eure Nase ergötzen, und euer Haupt zu stärken weiß, ist eine Wirkung der höchsten Weisheit.

Frager euch selbst, ob und wann die ewige Liebe den Geschöpfen dergleichen Wohlthaten schuldig geworden?

Ist dieses aber nicht, o! so gebühret dieser grossen Güte unser ganzes Herz, voll von Regungen der Dankbarkeit.

Lasset auch endlich das Gehör, dieses bewundernswürdige Geschenk unsers Gottes ein Mittel seyn, bey allen Schritten in diesem irdischen Paradiese unsere Glückseligkeit aufmerksam zu genießen.

Lasset uns zu unsern Brüdern gehen, die dazu berufen sind, die Ehre des Schöpfers zu verkündigen, in sie sich beschäfti-

B b b

gen,

gen, die Kräfte der Natur zu erforschen, und die Theile des menschlichen Körpers zu zergliedern.

Lasset von diesen würdigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, welche als Geschenke des Höchsten für die Menschen, unsere Verehrung vorzüglich verdienen, euch den Theil eures Leibes zeigen, wodurch eure Seele Nahrung empfähet.

Lasset euch, so viel ihnen selbst bekannt geworden ist, belehren, auf welche Weise die Töne von euch gehöret werden.

Ich bin Bürge, ihr werdet alsdenn ausrufen: O Herr: wie groß, wie voll von Weisheit sind deine Werke.

Jene Höhlen und Klüften, jene schneckenförmige Gänge and Labyrinth, die gespannten Häute und Trommeln, die Schellen und Nestle, welche sich von dem Ohr auf so viele, ja bis auf die äußersten Theile eines Leibes erstrecken.

Jene bittere Feuchtigkeiten, welche die Höhlen unserer Ohren gegen schädliche Thiere beschützen, alles dieses muß unsere Ehrerbietung für den Urheber und Erhalter dieses Sinnes bevestigen und vermehren.

Betrachtet das Vergnügen, welches ihr dem Gehör schuldig seyd, wenn euch dadurch jene holbseltige Stimme, bald zu erbauen, bald zu warnen, bald zu trösten und aufzumuntern, und bald zu belustigen, beschäftigt ist.

Wenn halb unter dem Schall der Pauken und Trompeten, das harmonische Halleluja, oder das seraphische heilig! heilig heilig! ist der Herr, unser Gott! in den Tempeln, bald aber der liebliche Gesang einer andächtigen Seele, mit Zustimmung des sanfteren Saitenspiels, euer Herz erschüttern und zerschmelzen.

Bald aber die kleine Zauberin, die zärtliche Nachtigal, und ihre Gesellen, die Sängler des Waldes, durch Flöthen, durch Zwitschen, durch Seufzen, durch Stöhnen,

durch Locken, durch Gurgeln, durch Zucken euer horchendes Ohr unbeschreiblich ergözen.

Höret mit Erstaunen, wie die Meisterrin der Tonkunst phantastiret, wie sie mit plötzlicher Veränderung ihrer Stimme arbeitet; bald heller, bald grob, bald hoch, bald niedrig, bald stark, bald schmetternd, bald lang gedehnet.

Lauschet doch! höret! sie giebet Kunstgemessene Töne von sich; sie hält mit voller Luft sehr lange aus; sie machet einhaltende Läufe; sie singet geschmeidige Fugen. Erstaunet, jezt macht sie Schleifen, und ganz unvermuthet dämpfet sie nun wieder den Ton.

Höret mit Freuden diese und alle übrige musificirende Waldsänger;

Aber höret hingegen zu einer andern Zeit schauernd den durch die Lüfte rollenden Donner; höret, er scheint staffelweise herabzufallen, und prasselnd eure Wohnung zu zerschmettern; höret jene brausende und heulenden Stürme, und jenen die Fenster zerknickenden Hagel; bald aber bemerket die rauschende Meereswellen, deren wilde Töne euch für jene, welche ihre Nahrung in diesem wütenden unbeständigen Elemente suchen müssen, sehr hillig mitleidig machen.

Aber zu einer andern Zeit höret mit stiller Entzückung die rieselnde Bäche, die klatschende Wasserfälle, die lispelnden Blätter, das angenehme Geräusch eines sanftfallenden Regens.

Betrachtet diese unendliche Abwechslung, welche euch das Gehör verschaffet.

Lasset uns aber diesen Weg, welcher so unsägliche Lust in unsere Seele führet, uns auch alsdenn nicht versperren, wenn es darauf ankömmt, die Stimme des Dürstigen anzuhören.

Wünschen wir es nicht, daß unser Seufzen von unserm gütigen Gott möge erhöret werden? Es ist also auch unsere Pflicht, daß

dasjenige an andern auszuüben, was wir selbst begehren.

Bedenket doch, welche Vortheile uns das Gedächtniß, der Witz und das Nachdenken schaffen, bedenket, welche unendliche Ergötzlichkeiten wir der Sprache, und sogar den Buchstaben schuldig sind.

Erweget die Süßigkeit des Schlags mit den gaukelnden Träumen; die Gesundheit, welche wir und die unsrigen genießen.

Betrachtet welche Vortheile wir den Gliedern unsers Leibes zu danken haben.

Aber vor allen ziehet die große Glückseligkeit in Erwegung, welche uns mit der besten Religion vereinigt hat, die ihren Verehrern göttliche Freiheit verstatet, sie durch himmlische Reizungen zur Tugend aufmuntert, gütlich im Leiden und Versuchungen unterstützt, durch Erbarmungsvolle Vergebung der Sünde beruhiget, und durch kindlichen Glauben entzückende Ausichten auf den Zustand jenseit des Grabes eröffnet, mit einer Religion, die alle Schrecken des Todes in brennende Sehnsucht und in Erwartung Seraphischer Herrlichkeit verwandelt.

Schicket zu Gott ein inbrünstiges Dankopfer, wann er euch unter väterliche Regenten Gewissensfreiheit schenket, und durch sie Euch und die Eurigen eur Vermögen und Güter beschützet.

Oder wenn ein getreuer Ehegatte, wohlgerathene Kinder, auch redliches Auskommen die Wonne eures Lebens vermehren, und der glücklichste Mittelstand euch von manchen Beschwerden, von Verantwortung und Versuchung, oder von Kummer und strenger Unterwürfigkeit befreiet.

O ihr Menschen! wann ihr bis erweget und erkennet, so muß in der That die Welt für euch ein Paradies seyn.

So muß Heiterkeit des Geistes und Freude der Seele ohne Unterlaß die seligsten Empfindungen eurer Herzen offenbaren.

So gehet hin und esset euer Brodt mit Freuden, trinket euren Wein mit gutem Muth, denn eure Werke gefallen Gott wohl.

(Aus des Hn. Justizrath J. H. Willebrand Betrachtungen über Wahrheit und Vorurtheile.)

Unterschied zwischen der Ehre in grossen und in kleinen Städten.

(Aus dem Osnabrücker Anzeigen.)

Wie groß der Unterscheid der Ehre und einer rechtschaffenen Empfindung in einer unermesslichen Hauptstadt und den kleinen Haupt- und Landstädten Deutschlands sey; und wie wenig sich allensals von der Gildesfähigkeit eines Hurkinds in London, ein Exempel zur Nachfolge nehmen lasse, mag folgende Stelle eines Briefes von Hr. Lowell, welchen wir in der London-Chronik vom 19. bis 21. vorigen Monats lesen, beweisen.

. . . . Der Streit zwischen mir und Herren Aldermann Wilkes steht jetzt also: Er sagt, ohne es zu beweisen, ich sey ein Varenhändler! ich hätte Stockprügel empfangen, und mich nur mit Thränen verteidiget.

Ich sage und kan ihn stehendes Fußes überführen, er sey ein niederträchtiger Betrüger, der jede Gelegenheit genüzet, wo er seine Freunde, oder das Publicum bestehlen können, ich sage, um von vielen

len wenigstens anzuführen, daß er Sylvien schelmisch behandelt, daß er seine, dem Capitain Bodens gegebene Handschrift ableignet; daß er einen französischen Juwelier um eine große Summe schändlich betrogen. — Ich sage, daß er die ihm anvertraueten Cassen des Fündlingshospitals, und der Miliz von Dinkingham bestohlen; und daß er während der Zeit für einen rechtschaffenen Patrioten angesehen seyn wolte, sich von dem vorigen Ministerio mit einer Pension von tausend Pfund bestechen lassen; ich sage, daß in der Zeit seine Freunde ihm tausend Pfund gaben, und seine Schulden zu bezahlen sich anheischig machten, er die viertausend Pfund, so ihm Milord Hallifax bezahlen mußte, zu Beutel gesteckt, und nicht allein nichts davon seinen Gläubigern gegeben, sondern eine verfälschte Li-

ste von nie gehaltenen Schulden aufgestellt, und seine Freunde solchergestalt ums Geld geschneuzt habe; ich schliesse daraus, daß er ein Schelm, ein notorischer Betrüger; ein Spitaldieb, ein Ministerialheuerling, und ein Räuber seiner Wohlthäter sey, bey dem allen aber, noch die abscheuliche Unverschämtheit besitze, sich dieser Stadt Bürgerschaft zum Lord Maire aufzudringen.

Würde nicht in Deutschland sich alles gegen den Verfasser und Drucker solcher unter öffentlicher Autorität bekannt werdenden Aufsätze aufhehnen? Was geschieht aber hierauf in London? Man liest es und lacht darüber, und Herr Wilkes antwortet seinem Gegner in eben dem Tone. Man schliesse man von einer Ehre auf die andere.

Eine beantwortete Anfrage.

Ist das Spießglas ein gutes Mittel bey den fett zu machenden Schweinen?

Ich antworte Ja. Man zerstoßet nemlich von dieser rohen Materie wöchentlich zweymal für jedes Schwein eine gute Messerspitze voll ganz fein, und menget solches auf das Futter, welches die Schweine von der durch das Schroot oder Mehl ohufohlbar habenden Hitze kühlet, mithin

dieselben bey beständigem guten Appetit erhält, und folglich zu dem guten Zunehmen vieles beyrägt; auch hält man dafür, daß es in Betracht seiner kühlenden Wirkung ein dienliches Mittel gegen die Finnen seyn solle.

Ein bewährtes Mittel, die wollenen Zeuge vor Motten zu bewahren.

Die Wolle muß von allen Fetten gereinigt werden; alsdann wird sie mit Terpentinöl angefeuchtet, und hernach gefärbet. Diese so zugerichtete Wolle nimt die Farbe besser an, als andere, und in der Farbe vergeht ihr auch der starke Geruch von dem Terpentinöl wieder. Man

hat wollenen Zeuge solcher Art den Motten die ganze Jahrzeit hindurch Preis gegeben, und mit Vergnügen gesehen, daß sie ganz unverseht geblieben, die Motten aber davon umgekommen sind. Nicht weniger blieb auch alles andere Geschmeiß von diesem also zubereiteten Zeuge gänzlich weg.

Wendensche Beyträge

zum
Nuzen und Vergnügen.

49tes Stüd.

Den 6ten Dec. 1773.

Etwas zur Empfehlung des teutschen Merkurs.

Wch trete zum zweytemmal auf, meinen Landsleuten eine periodische Schrift des Herrn Regierungs-raths Wieland zu empfehlen, die ein so rühmlich bekantter Name, als Wielands Name ist, billig ohne mich, schon genug angepriesen haben sollte. Als ich den ersten Jahrgang ankündigte, schmeichelte ich mir durch eine Menge Interessenten dem Herrn Wieland von dem gefördersten Geschmacke in Westpfalen eine gute Meinung beybringen zu können, allein wie sehr hab ich mich geirret! Drey Exemplare, ohne das meine, hab ich untergebracht, und mehr kein einziges. Einige wenige mögen sich diese Schrift vielleicht noch durch einen andern Weg, als meine Collection angeschafft haben, allein, so viel ich mercke, sind auch deren wohl nicht viel. Es ist ein betrübtes Zeichen für die Litteratur, wenn ganze Provinzen so gleichgültig wider ein Werck sind, auf welches wir stolz zu seyn Ursache haben; Doch ich hoffe noch immer das beste, und will bis jezt diese Gleichgültigkeit eine vorsichtige Erwartung

dessen, was Herr Wieland und seine Freunde würcklich leisten würden, nennen. Jezt haben wir bereits drei Bände dieses Werks, und der würckliche Liebhaber einer nützlichen und angenehmen Lectüre wird am Ende des Jahrs seine halbe Pistole nicht bedauern, die er für dis Werck im ersten Jahre ausgegeben hat. Der zweyte Jahrgang wird aber, nach der Quantität noch mehr befriedigen, da Herr Wieland künftiges Jahr zwey Bände mehr für eine halbe Pistole verspricht, als dis Jahr, folglich in allem sechs Bände. Der Diebstal eines Nachdrucks, denn wie kan ich ein solches unbefugtes Verfahren anders nennen? hat Herrn Wieland hiezu bewogen, und ich will aus der Nachricht an das teutsche Publikum, die vor dem zweyten Bande steht, seine eigene Worte hersehen.

„ Für diesen ersten Jahrgang muß es,
 „ verschiedener Ursachen wegen um so mehr
 „ sein Verbleiben bey der bisherigen Ein-
 „ richtung haben, da der Nachdruck dem
 „ Herausgeber, und seiner Gesellschaft
 „ bes

€ € €

„ bes

„ bereits einen zu empfindlichen Schaden
 „ gethan hat, als daß man, in der Un-
 „ gewisheit, worin man jetzt schwebt, eine
 „ die Unkosten sehr beträchtlich vermehren-
 „ de Aenderung vornehmen könnte. Wer-
 „ den aber, wie man hofft, die gehdrige
 „ Anzahl Abonnenten sich für den künfti-
 „ gen Jahrgang finden, so verspricht der
 „ Herausgeber:

1) Von besagtem Jahre an, alle zween
 Monate ein Bändchen von sechszehn
 Bogen, mithin jährlich sechs solche
 Bändchen, oder, anstatt drey Alpha-
 beten, viere, gegen Vorausbezahlung
 einer halben Pistole dergestalt zu
 liefern, daß alle abonnirten Exemplar,
 brochirt und franco von acht Wochen
 zu acht Wochen an die Collecteurs
 eingesandt werden sollen.

2) Diese Vermehrung der Bogen soll
 dem innern Werthe dieser periodischen
 Sammlung nichts benehmen. Der
 Herausgeber sieht sich vielmehr durch
 die Anzahl und den Cyfer seiner Mit-
 arbeiter im Stande, den Merkur im-
 mer unterhaltender zu machen, und
 dem Zweck der Gemeinnützlichkeith im-
 mer näher zu bringen. Auch ist er

3) entschlossen, alles, was er künftig
 schreiben, und des Drucks nicht un-
 würdig halten wird, in den Merkur
 einzurücken.

Dies Anerbieten des Herrn Herausge-
 bers kan für den Leser nicht vortheilhafter
 und großmüthiger seyn, und ist denn dies
 nicht noch der größte Vorthail, daß wir vie-
 le Bogen mit guten Sachen angefüllt zu
 hoffen haben? Damit die Liebhabere, die
 diese periodische Schrift noch gar nicht ge-
 sehen haben, sich ohngefähr einen Beariff
 davon machen können, will ich sie mit dem
 dritten Bande des jetzigen ersten Jahrgan-
 ges, den ich gerade eben erhalten und ge-
 lesen habe, bekant zu machen suchen.

Das erste Stück ist eine Epistel über die
 Starckgeistercy, voll großer Gedanken,
 und warmer Empfindung für die gereinigte
 Religion. Sie hat das Verdienst, daß sie
 den beißenden Witz der Voltairen durch
 Witz und Gegenspötterey abweist, die bes-
 te Methode, einen Witzling zum Still-
 schweigen zu bringen. Erst beleuchtet der
 Verfasser, (der schon bekante Dichter, Hr.
 Gotter, wie ich vermuthe) die sogenannte
 Philosophie der starken Geister.

— — — Frey in der Welt zu gaffen
 Und in der Denckungsart nicht Affen,
 Wie in dem Kleiderbrauch zu seyn,
 Sich selber ein System zu schaffen,
 Sich mit der Wahrheit diamantnen Waffen
 Vom Glaubensjoche zu befreyn,
 Des Aberglaubens Träumereyn,
 Der Vorurtheile Kindereyn,
 Und allen Schulpedantereyn
 Auf ewig gute Nacht zu sagen — — —
 Wen nimt nicht die Idee mit edlen Cyfer

Sich muthig an das Werck zu wagen?
 Nun wohnt die Wahrheit nicht auf dem
 gebahnten Weg;

Man muß, der Göttin Schloß zu finden,
 Durch manchen Dornenzaun sich winden,
 Muß über manchen schmalen Steg,
 Muß auf die steilsten Felsen klimmen;
 Da wird zuletzt ein junges Herrchen
 schwach,

Verliehret die Gedult und schleichet falschen
 Stimmen

Die hier und dort im Walde schallen nach.

„ Was sucht ihr? rufen die Sirenen,
 Ein Nichts! Die Wahrheit ist ein Schall,
 Wollt ihr in sicherer Ruhe gähnen,
 So glaubet nichts! Der Erdenball
 Sprang aus des blinden Zufalls Schooße
 Durch eben die Metamorphose
 Kehrt er einst in sein Nichts zurück;

Das

Das Leben ist ein Augenblick,
Der Mensch ein Hauch; Der Zukunft
Strafen
Und Freuden für den Pöbel gut — —

Der arme Thor! Die Lehren kitzeln
Sein stolzes Herz, sein warmes Blut,
Er schlürft sie ein, geht weiter, fast sich
Muth

Wagt über die Religion zu witzeln,
Wird angehört, belacht; ihm wächst der
Kamm,

Nun wagt er gar ein Epigramm,
Nun samlet er die seichtesten Brochüren
Die London oder Amsterdam
Und etwas mystisches auf ihrem Titel

führen,
Nun will er selber laboriren,
Gießt ihren Geist in eins, fängt an zu
destilliren —
Ach aber die Phiole springt — —

Hierauf schildert der Dichter den un-
glücklichen Jüngling, der ohne ein böses
Herz zu haben, von Verführern hinge-
rissen, und durch Sophisten betrogen
wird, und endlich im Wirbel keinen gewis-
sen Weg mehr vor sich sieht.

Wie glücklich war ich; seufzt er tief
Wie glücklich als ich noch im tiefen Chaos
schliefe!

Wie elend nun! — Gibts eine Gotts-
heit? — Rief
Sie mich zum Glück — zum Unglück?
Darf ich wollen?
Bin ich ein Uhrwerk? — — —

Seite 15. zeigt der Verfasser die Fol-
gen der Starckgeisterey. Die Stelle ist
zu schön, um sie unabgeschrieben zu lassen.

— — — Weh euch! ich seh die Frucht,
Ihr Neuerer, die euer Beyspiel stiftet —
Tahrhunderte, durch eure Zweifelsucht,
Und Spötterey und Tollfährheit vergiftet!

Ich seh die Bande der Natur
Zerissen; Redlichkeit im Staube; Wohl-
stand, Ehre,
Verbannet; und zertrümmert die Altäre
Der Freundschaft; und gebrochne Pflicht
und Schwur.

Der Freund erwürgt den Freund — dort
fallen beyde — dort
In allen Freveln ausgelernte Sünder!
Sie wälzen sich im Blut, und fluchen,
fluchen sich,
Wie Teufel thun — verzweiffen —
sterben. — —

Noch eine Stelle S. 34.

So hebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Rabens
Schrey;

Der Landmann treibet Schwärmerey,
Daß er in Wälder flieh, in Mauern sich
versperre;

Todt liegt der Acker — eine Wüsteney,
Die Wissenschaft wird Barbarey
Und die Religion Geplärre.

Wenn ich alle schöne, starke, poetische,
launigre und komische Stellen abschreiben
wolte; so müß' ich das ganze Gedicht
hersehen, und dis ist doch meist 38 Seiten
lang.

Das zweyte Stück dieses dritten Ban-
des ist eine Fortsetzung der Beyträge zur
Geschichte der Menschheit, aus den Anna-
len der Teutschen. Von dem Hn. Justiz-
rath Möser in Osnabrück. Hier lernen
wir unsre Vorfahren in der Barbarey ken-
nen, Lactius und Cäsar werden berichte-
get, und der Verfasser dringt mit einem
philosophischen Geiste tief in die Geschichte
ein. Dis Stück ist ein wichtiges Ge-
schenck für die Liebhaber der Geschichte
des Vaterlandes, und solten wir nicht erst
diese einheimische Geschichte billig kennen
ler-

lernen, ehe wir uns um entfernte Völker bekümmern?

Das dritte Stück.

Der Mohr von Venedig. Eine Erzählung nach dem Italiänischen des Giraldi Cinbio.

Diese Erzählung ist nicht unbekant, sie ist interessant — allein der Styl im Originale und der Uebersetzung ist schlep-pend, welches Herr Wieland hier nach Verdienst rüget.

Viertes Stück.

Von der Zulässigkeit irriger Phantasien bey dem moralischen Gefühle.

Diesem kurzen Aufsatze fehlt es nicht an Wahrheit, wohl aber an Deutlichkeit und gutem Vortrage.

Fünftes Stück.

Eine Anekdote.

Sechstes Stück.

Eine Preisaufgabe des Hn. Pastor Resewitz von 60 Dukaten für den, der das beste Lehrbuch für Landschulen einschicken wird.

Dies sind sämtliche Aufsätze des ersten Stückes dieses dritten Bandes. Jeder Band besteht aber aus drey Stücken, und jedes Stück hat seinen Monat, also der August, hat das, was ich hier anzeigen werde. Ich will, um Zeit zu schonen, nur die Aufsätze mit Zahlen anzeigen.

I.

Vorbericht zum Anti-Cato. Ein lehreicher Aufsatz, und zugleich eine Vertheidigung eines Gedichtes von Herrn Wieland.

II.

Die Wahl des Herkules. Eine dramatische Cantate, von Herr Wieland. Wollust und Tugend eifern um den jungen Halbgott, beynaher wirft er sich der Wollust in die Arme, aber noch zur rechten Zeit erscheint die Tugend, die ihn rettet.

Xenophon hat diese Erzählung. Wieland hat sie am Geburtstage seines fürstlichen Erben als eine dramatische Cantate aufzuführen lassen, von welcher er Rechenschaft gibt, und einer seiner Freunde hat eben diese Erzählung aus der Collection of Poems übersezt, welche Uebersetzung

III.

hier folgt.

IV.

Die Regierungskunst, oder Unterricht eines alten Persischen Monarchen an seinen Sohn. Nach dem Englischen, ist durch die Noten des Herrn Wielands nur schätzbar geworden, der den Text verbessert, und bessere Einsichten über das Regierungssystem hat, als der alte Perser.

V.

Der Geist Shakespears, sind ein Raisonnement über Shakespear, und Auszüge aus seinem Hamlet. Auszüge aus einem so grossen mahlerischen Dichter, der den Menschen kante, starke Gedanken, wie wir sie hier vor uns sehen, lehren uns den Dichter von der besten Seite kennen, und ersetzen denen einigermaßen den Verlust, die seine Werke nicht haben, oder grosse Gedanken nicht selbst auszeichnen können. Fehlt es etwa an solchen Lesern?

VI.

Beurtheilung der Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas. u.

Diese berühmte Satyre wider die schlechte Canzelberedsamkeit in Spanien, wird nach Verdienst gelobt, und der Recensente fügt für viele deutsche Prediger einen kleinen Fingerzeig bey.

VII.

Scipio, ein heroisches Pantomim-Baller. Das ganze Schema wird mitgetheilt. (Der Schluß künftigt.)

Windensche Beyträge

zum

Kuizen und Vergnügen.

50tes Stück.

Den 13ten Dec. 1773.

Etwas zur Empfehlung des teutschen Merkurs.

Beschluß desselben.

Drittes Stück.

September.

I.

S lüchtige poerische Stücke. Eine noch unbekante Dichterin theilt uns hier zwey Stücke mit, die den Wunsch bey mir erregt haben, mehr von ihr zu lesen.

II.

Ase-Neitha. Eine orientalische Erzählung.

Ist von einem jungen Unbekanten, und noch nicht ganz eingerückt. Sie wird Beyfall erhalten.

III.

Mercur, oder die Gastmahl. Ein Göttergespräch, von Johann Georg Jacobi.

Hat weniger Laune als man erwartet hätte. Doch Jacobi hat den Mercur schon mit einem Charmides und Cherne be-

reichert, einem fürtrefflichen Stücke, dafür man ihm auch wohl einmal erlauben kan, uns einzuschläfern.

IV.

Beurtheilung der Gedanken über die verschiedene Meinungen der Gelehrten vom Ursprunge der Sprachen. Von Rudolph Wilhelm Zobel ic.

Der Recensent sagt viel gutes, auch über

V.

Görze von Berlichingen, mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773.

Wir werden auf diese Farce durch die Begeisterung des Recensenten aufmerksam gemacht, der, ohnerachtet der vielen Sünden, die der Verfasser wider die Regeln soll begangen haben, noch immer über dis Stück entzückt bleibt, er mag es so oft lesen, als er wil. Der Inhalt des Drama wird erzählt. Der

D d b

VI.

Auszug der merckwürdigsten politischen Neuigkeiten, beschließt diesen Band.
Man erfährt hier die Neuigkeiten spät, und ihrer nicht viel; allein dafür zeigt sie Herr Wieland auf der rechten Seiten, und wir werden verschont, keine Lügen zu lesen.



Nach diesem Skelette kan nun der Leser urtheilen, was der teutsche Merkur für ein Ding ist, ob ers vor dem Thron des Geschmacks verantworten kan, gleichgültig gegen dis Produkt unserer Teutschen zu seyn, oder ob er Lust habe, sich von unserm Merkur künftig alle zwey Monate was gesundes und angenehmes für eine halbe Pistole, vorplaudern zu lassen. Im letzten Falle erbiethe ich jedem meine Dienste. Ich habe zwar, weil mir die Zeit zu kurz ist geworden, eine kleine Anzahl Exemplare bestellt, um nicht in Verlegenheit zu seyn, wenn sich Liebhaber zu spät melden solten; allein ich muß mir so bald, als möglich von sämtlichen Freunden die-

Jöllenbeck,
Den 30. Nov. 1773.

Schwager.

Der verfehltte Endzweck.

Beront und Philaleth, im Denken sehr verschieden,
Zerfielen oft in manchen harten Streit:
Die Sache war von Wichtigkeit,
Und weil der ganzen Stadt daran gelegen,
So nahm fast jeder Theil daran,
Wer nicht des künftigen Glückes wegen
Aus Leichtsinm sich vergessen kan.

Der

ses Wercks die Nachricht ausbitten, die ein Exemplar verlangen, um, wenn meine bestellte Anzahl nicht hinreichen sollte, zu rechter Zeit noch mehrere verschreiben zu können. Herr Wieland liefert sie an die Collecteurs franco. Da ich aber keinen weitem Nutzen davon habe, als den, dem Geschmacks dienen zu können; so können die Herren Abonnementen nicht mit Willigkeit verlangen, daß ich die Unkosten der Versendung von hieraus tragen soll. Sie werden mich verbinden, wenn sie mir anweisen; auf welche Art ich ihnen jedesmahl ihren Band übersenden soll.

Solten auch noch Freunde seyn, die den jeztlaufenden Jahrgang verlangten, denen erbiethe ich mich dadurch zu dienen, daß ich an Hr. Wieland schreiben werde: ob er ihn zu einer halben Pistole überlassen wolle.

Die halbe Pistole fürs künftige Jahr wird nur erst nach Empfange des ersten Bandes Postfrey an mich eingesant, die Subscription aber muß gleich geschehen.

Der gute Philaleth war sehr geneigt zum Frieden,
 In jedem Hauptsatz hatt' er recht,
 War seinem Herrn ein treuer Knecht,
 Er suchte redlich ihn zu ehren,
 Und aller Bürger Glück dabey:
 Doch muß er es fast täglich hören,
 Daß beydes nicht sein Endzweck sey.

Man sahe bald das Volk sich in Partheyen scheiden,
 Der hing dem einen, der dem andern an:
 Und weil ein Mensch nicht alles ändern kan,
 So muß es Philaleth mit Kummer leiden,
 Daß unter seinem Haufen
 Auch falsche Freunde tückisch laufen.
 Die mochten durch ihr ungebetnes Schreyen
 Der Ehre des Geront zu nah getreten seyn;
 Wiewol des letztern Theil mit Schmähn und hämischen Streichen
 Gewiß noch zehnmahl mehr gethan.

Dis sahe nun ein dritter an,
 (Wie er gesinnet sey, ist ihm vielleicht bekannt)
 Der, wie er sprach, um beyde Theile zu vergleichen,
 Ein sehr bewährtes Mittel fand.
 Er lud die Stadt zu einem Gastmahl ein,
 Er wußt die Feste, (was kan erwünschter seyn?)
 Dem Nutzen und Vergnügen weihn.
 Mit untermischten Höflichkeiten
 Greift er den Philaleth und seinen Haufen an,
 Und wo er Fehler finden kan,
 Und alles was ein Heuchler je begann,
 Das schreibt er jenem an;
 Spricht, daß sie Narren seyn, und schleudert sonst auf sie,
 Aus Liebe zur Orthodorie,
 Mit aufgebrachten Sinn
 Noch manche Schmähung hin.
 Dagegen um Geronten nicht zu kränken,
 Wil er des Gegentheils Vergehen nicht gedenken,

Und was geschah? Verlohr sich nun der Streit?
 Nein: er begann mit größrer Hefigkeit,
 Er wurde dadurch allgemeiner,
 Es fehlte nunmehr fast nicht einer,
 Der nicht erhitzt nach diesen Händeln frug,
 Und immer mehrers Del zu diesem Feuer trug.

Nun

Nun hatte Philaleth den Wirth bey Seit gezogen.
 Freund! warum ludst du uns zu deinem Gastmahl ein?
 Vergnügen woltest du und doch auch nützlich seyn:
 Ach armer Wirth! wie hast du dich betrogen?

Ein Schminckwasser, so sich Jahr und Tag gut hält.

Des Morgens muß reines Wasser zur Vorbereitung genommen werden. Nach diesem muß man sich für allenpldlichen Ausbrüchen der Leidenschaften, und farnemlich des Neides hüten, als wovon die Haut ein gelbes und blaßes Ansehen bekömt. Eine Erinnerung der Mäßigkeit könte vielleicht einigen von weniger Erheblichkeit zu seyn scheinen, jedoch ist die Beobachtung derselben, sowohl im Essen als auch Trinken höchnothwendig, falls man dieienigen Finnen vermeiden will, zu deren hinwegschaffung sonst die berühmtesten Wasser vergeblich gebraucht werden. Eine mäßige Bewegung, deren sich das schöne Geschlecht anstatt der rothen Schmincke bedienet, wird eine solche natürliche Blüte auf ihren Wangen hervorbringen, die von keiner Kunst nachgeahmt werden kan. Eine natürliche Offenherzigkeit und ein ungezwungenes heiteres Wesen, werden dem Gesichte ein so freyes Ansehen geben, welches die Schönen über alles beliebt macht. Von dem Verlangen zu gefallen, wird das Auge mehr Feuer erhalten, und das Einathmen der Luft bey dem Aufgange der Sonne, wird ihre Lippen mit einer Rosenröthe färben. Dieienige liebenswürdige Lebhaftigkeit, welche eine junge Schöne besitzt, wird auf das glücklichste erhalten und erhöhet, wenn sie ein spätes Ausbleiben in der Nacht sorgfältig vermeidet, denn dieses giebt dem Gesichte ein schläferiges und unangenehmes Ansehen. Eine weiße Hand ist eine wünschenswürdige Zierde, und es kan niemals eine Hand weißer seyn, als die, wel-

che beständig rein gehalten wird. Jedoch ist dieses noch nicht genug; wünscht das Frauenzimmer seines gleichen in diesem Stücke zu übertreffen, so müssen die Hände in einer fortdaurenden Bewegung erhalten werden, welches dem Blute einen freyen Umlauf bewirket, und einen bewundernswürdigen Nutzen hervorbringt. Diejenige Bewegung, welche ich in dieser Abficht vorschlage, ist der Gebrauch der Nähenadel, des Spinrades, der Strickböcker. Dem Fleiße unserer Großmütter haben wir es zu danken, daß die berühmtesten Mahler Gelegenheit gehabt, die Nachkommenschaft mit dem Anblick so vieler schönen Hände und Arme, in ihren unvergleichlichen Gemälden zu vergnügen. Nur noch einige wenige Worte werden mir erlaubt seyn. Ich wünschte, daß sich die Schönen, jedesmal in einer ungezwungenen Nettigkeit im Anzuge zeigten, und solche allemal genau beobachteten. Das Vermögen erlaubt es zwar mancher sich prächtig zu kleiden, ihre angeborne Klugheit aber solte billig diese Eitelkeit verabscheuen und eine huntscheckige Mannigfaltigkeit der Farben verachten, obgleich die Augen der Anwesenden, dadurch geblendet, werden sie doch allezeit demjenigen, der Geschmack und Beurtheilungskraft besitzt, mißfallen müssen. Eine junge Person hat ohnedem so viele natürliche Reizungen, daß sie solcher Zierathen nicht bedarf, welche die Aufmerksamkeit der Menschen an sich ziehen. Kenner bezmerken dergleichen Schmuck mit Abscheu, hingegen schätzen sie die natürliche Schönheit, mit anständigen Sitten über alles.

Heindensche Beyträge

zum

Kruzen und Vergnügen.

5tes Stüd.

Den 20ten Dec. 1773.

(Aus dem nordischen Aufseher.)

Es ist nunmehr die Feyer des Festes wieder da, welches bestimmt ist, unser Andenken an die Geburt des Erlösers der Welt zu erneuern. Eine große Begebenheit, von der unendlich viel abgehungen hat! Durch sie wurde die Gottheit der mosaischen Religion bekräftiget; durch sie wurde die Wahrhaftigkeit Gottes gerechtfertigt, und die Zeit, der Ort, und alle Umstände dieser Geburt verbinden zum Glauben an eine Lehre, welche dem ganzen Erdkreise eine neue Gestalt gegeben hat. Der Geburtstag JEſu Christi verdient billig als der Geburtstag der Kirche betrachtet zu werden. Wer die ersäunlichen Folgen desselben; die Verzeihung der Sündfluth, die Vertilgung der Abgötteren, die Ausbreitung der göttlichen Wahrheiten, und tausend andre Wohlthaten erwägen wil, die Ausbreitung der göttlichen Wahrheiten, und tausend andre Wohlthaten erwägen wil, die wir dem Evangelio schuldig sind, der wird keiner Aufmunterung zu einer würdigen Feyer dieses Festes bedürfen! Mit welchen Empfindungen der Freude, der Anbetung, und der Dankbarkeit sollte es nicht von allen Bekennern des christlichen Namens gefeyert werden! Ich wünsche mit Eifer, daß nachsehende Ode etwas dazu beitragen möge!

Him deine Psalter, Volk der Christen!
Was schlummerst du in todten
Lüsten?
Erwach aus deiner stummen Ruh!
Ein hoher Tag kömmt! Niems zu Ohren!
Er ruft dir: GOTT ist dir geboren;
GOTT ist ein Kind, und weint wie du!
Den Ewigen, der nun auch Mensch ist,
zu ehren,
Vereiniget euch mit frohlockenden Ehören!
Wer dankt nicht seinem Retter gern?
Bringt Ehre dem HERRN! Bringt
Ehre dem HERRN!

Ich will mit euch zum Hause
wallen,
Wo er uns gern sieht niederfallen,
Und hier dies Kind mit euch erböhn.
Sein Nam ist HERRN! Ich dank und
singe!
Der HERRN allein thut große Dinge
Und gröfere sollen wir noch sehn!
Der Ewige hat sich uns herrlich erzeiget!
Der Himmel ist wieder zur Erde geneiget!
Auf die ihr Richter gnädig sieht!
Dies dank ihm auch, Mensch, und bring
ihm dein Lied!

Eee

Zwar

Zwar was kan ihm der Mensch erwiebern?
Wenn dankt er genug? In allen Liedern
Erhöhn die Thronen ihn zu schwach.
Sie wissens und lobsfing weiter.
Seh mein Gesang, sey ihr Begleiter,
Und fleug dem Lied der Thronen nach!
Verliere dich in der Unsterblichen Chören:
Der Menschenfreund wird dich bemer-
ken und hören,
Er weiß, daß er ward, was ich bin;
Fleug also mein Lied, voll Zuversicht hin!

Nun eilt's; doch Wege gleich den Wüsten
Wo niemand wandelt. Noch sind Christen?
Und in mein Lied stimmt niemand ein?
Nur einzeln und von wenig Frommen
Seh ich noch Dankgesänge kommen;
Sonst fängt, ihr Himmel, ganz allein.
Der Tag, den die Seraphim ewig erneuern,
Erfaupte die Menschen! Wir müssen
ihn feyern!
Um uns verließ GOTT Thron und Reich.
Der Ewige ward nur Sterblichen gleich.

Daß ward er, Feinde zu befreien.
Die stets noch seine Huld entweihen,
Auführer macht der HERR so groß!
Wir, unfers Schöpfers letzte Kinder,
Wir sehn uns: (und wir waren Sänder!)
Durch ihn selbst in der Gottheit Schoos:
Die herrlichsten Geister, Gewalten und
Thronen,

Die unten am Stuble des Ewigen wohnen,
Sie, die dieß hohe Wunder sahn,
Erstaunten dafür und beteten an.

Was für geheimnißvolle Liebe
Die Gott fühlt! Ja! Gott ist die Liebe!
Doch, Menschen sagt, was ihr dann seyð?
Gebt seinem Lob das ganze Leben;
Noch habt ihr nichts zurück gegeben,
Und ihr schweiget selbst, wenn Gott sich freut?
Er freuet sich, wenn er zur Rechten im
Throne

Die Menschheit erblicket, verherrlicht im
Sohne,

Auch euer Vater wil er sehn,
Und ihr, ihr woltet kein Danklied ihm weihn?

Ihr ersten Zeiten seyð verschwunden,
Wo noch die Christen das empfunden,
Was Lieb und Andacht fühlen sol!
Da war doch stets der Weg zum Himmel
Vom hohen jauchzenden Getümmel
Aufsteigender Gesänge voll?
Ein heiliges Echo der feyrenden Lieder
Erschallte herab, da lobsfangen sie wieder.
Ein jeder war ganz Dankbarkeit!
Nun bist du nicht mehr, du selige Zeit!

Der Christen Augen sind geschlossen;
Mit einem tiefen Schlaf umflossen,
Ruhn ihre Seelen Todten gleich.
Um sitle Güter zu erwerben,
(Treulose Sclaven, wenn sie sterben,)
Vergessen sie ein ewig Reich.
Vor schmeichelnden Freuden, vor niedri-
gen Sorgen
Bleibt ihrem Gesichte die Hoheit verborgen,
Die doch den Menschen GOTT verliehn,
Doch denen nur, die dem Eiteln entfliehn.

Dieß aber wollen sie nicht wissen:
In gleichen dicken Finsternissen
Lag sonst, Immanuel, dein Land.
Als du nun bald erscheinen soltest,
Und deinen Himmel neigen woltest,
Da war kein Wunsch nach dir entbrannt.
Judää lag schlummernd und ohne Ver-
langen,

Den nahen erbeteten Gott zu empfangen!
Der, der sich nicht den Vätern gab,
Steigt ungewünscht zu den Enkeln herab.

Die Väter, und Propheten schliefen,
Die ihn herab zur Erde riefen:
Wenn neigt du doch den Himmel, Gott?
Bald wurden die so vielen Zeiten,
Da er nicht kam, wie Ewigkeiten.
Schon triumphirte Satans Spott:
„Jahrhunderte sterben, und werden geboren
„Und sterben. Nun sind doch die Men-
schen verloren!

„Ihr Held und Retter kömmt nun nicht,
„Ich seh, daß auch Gott reut, was er
verspricht.

„Nun

„Nun ist bald mein Triumph vollkommen.
 „Nun wird mein Raub mir nicht genommen
 „Der Löw aus Juda ist nicht da.
 „Liegt Davids Stamm nicht ganz zerbrochen?
 „Aus diesem ward mein Feind versprochen.
 „Ja, meiner Herrschaft Zeit ist nah.
 „Umsonst hab ich nicht die Gefallnen ver-
 klaget!

„Umsonst hab ich nicht die Empörung
 gewaget!

„Bald hab ich, was ich stets geglaubt,
 „Ich, Satan, Gott seine Menschen geraubt.

„Hab ich nicht überall Altäre?

„Und werden nicht zu meiner Ehre

„Selbst Menschenopfer angebrannt?

„Um nun mein Werk ganz zu vollenden,

„Wil ich, Judäa, dich verblenden,

„Noch hast du Gott nicht ganz verkannt.

„Dann wil ich mich über den Ewigen setzen;

„Der Himmel sol's sehen, und sol sich
 entsetzen!

„Der bleib ihm sklavisch unterthan!

„Der Erdkreis ist mein; der betet mich an!

„Die Schöpfung zittert. Doch Gott
 schweiget

Der Gott war und Gott ist. Er neiget
 Geheimnißvoll sein Haupt zum Sohn.

Die Schöpfung, die vor Abscheu bebte,

Empfand dies Schweigen Gottes, lebte,

Und ließ den Sklaven Gottes drohn.

Damit ihm Judäa bald unterthan werde,

Durchwandelt indessen der Stolz die Erde

Sieht sich verehrt in Holz und Stein,

Und glaubt schon der Gott der Erde zu seyn.

Nun sieht er Jacobs Erbe liegen,

Sieht seine Herrscher mit Vergnügen,

Denn die entsagten längst dem HERRN.

Das Volk, mit Satungen beschweret,

Die sie sein Moses nicht gelehret,

Trägt seiner Treiber Lasten gern.

Stolz giebt er den Großen, und über
 dem Volke

Hängt Dummheit in einer einschläfern-
 den Wolke;

Voll Laster, voll Unwissenheit,

Wie ist nicht dein Land, Mesias, entweicht!

Der Satan sieht den Stamm von Jessen,

Wie er zerstört liegt! So vergessen,

Daß man kaum seine Wurzel weiß!

Wie leicht ist die nicht ausgerottet!

Er sieht die Jungfrau wol und spottet:

Welch ein verschmähtes dürres Reis!

Wie liegt es im Staube, vergessen, verachtet,

Vom Satan verspottet, von Gott nur
 geachtet,

Der dessen, was den Stolz verschmäht,

Nicht spottet, es kennt, hervorzieht, erhöht!

Siegpriangend jauchzt nun der Rebelle.

Zeuch, neuer Gott, hin, sag's der Hölle,

Daß sie GOTT nicht umsonst entsagt.

Du hast verwüstet und zerstört,

Umsonst hast du dich nicht empört,

Umsonst die Erde nicht verklagt.

Nun wirst du dich über den Ewigen setzen,

Der Himmel wird's sehen, und wird sich
 entsetzen.

Die Erd ist dir schon unterthan.

Dich betet vielleicht der Himmel auch an.

Nun ist dein großes Werk vollendet,

Auch liegt Judäa ganz verblendet

Durch deinen mächtigen Betrug.

Nun hast du dir dein Reich erschaffen.

Du kamst, die Völker aufzuraffen,

Und dir gelang's; denn du bist klug.

Auch hast du dir Satan die Gottheit gegeben.

Du lästerer, mag auch die Art sich erheben,

Wenn eines Starken Arm sie führt?

Noch hast du, o Sklav, zu früh triumphirt:

Schon gürtet, denn Gott wil ihn senden,

Der Sohn mit Wahrheit seine Lenden,

Sein Panzer ist Gerechtigkeit.

Er führet der Gefangnen Sache.

Sein Helm ist Heil, sein Schwerdt ist Rache,

Und Eifer um den HERRN sein Kleid.

Er schwört, der Mittler, den Satan zu
 schelten,

Dir wird nun, Verföhler, der Starke
 vergelten,

Damit der Erdkreis von dir frey,

Dem Vater und ihm nur unterthan sey
 Der

Der HERR verzehret, doch darfst du meinen,
Es werde nie sein Grimm erscheinen?
Dir ungesehn ist er dir nah.
GOTT wandelt auch in Finsternissen.
Kein Sturm braust unter seinen Füßen;
Kein Berg zerbricht, und Er ist da
Du kommst nicht, o Friedenerwerber, in Wettern.
Du wirfst ihr den Kopf zwar, der Schlange,
zerfchmetterten,
Doch nicht in deiner Majestät.

Er thuts unerkant, bedrangt und verschmäht.
Du kamst vordem auch, zu erretten.
Du kamst, GOTT, aus Aegyptens Ketten
Dein feussend Erbe zu befreyn.
Doch schrecklich warst du, HERR, zu lehren:
Sich wider dich, GOTT, zu empören,
Sey Pharao noch allzuklein.
Kaum kamst du, und als von dem rächenden
Grimme

Hin durch die Natur die gebietende Stimme;
Verwandle dich! allmächtig fuhr:
Da war sie nicht mehr die erste Natur!

Noch ungefürchtet dem Rebellen
Schlugst du den Nil, die Bach und Quellen,
Und Nil, und Quell und Bach war Blut
Dann folgten immer gröfere Zeichen,
Chams stolzen Enkel zu erweichen
Und stets verflocht ihn gröfere Wuth;
Du sandtest Insekten, so fürchtbar als Riesen,
Wiehwürgende Seuchen und giftige Drüsen.
Den Hagel, weichen sein Genos
Den Donner hinab auf Joans Land schoß.

Der Wütrich trost dir noch zum Hohne.
Da sandtest du von deinem Throne
Im Mitternacht dein Schwerdt herab.
Aegyptens Tod war ihm geboten.
Der Engel würgt und stand auf Todten;
Schnell war Pallast und Land Ein Grab!
Doch wollt er im Meere dein Israel würgen.
Da gieng es in Wasser, wie zwischen Gebürgen,
Nur auf dem Freyler stürzt es her,
Begrub ihn in sich: Da war er nicht mehr!

So kommst du schrecklich und ein Rächer
Gefrönter trotgender Verbrecher!
So strafft du stolzer Thoren Spott!
Dein Sohn kommt nicht, daß er betrübe,
Kein Donnerer, sanft, wie die Liebe,
Kein Donnerer, und doch auch GOTT.
Was schmücken Erobrer und Henker der Erden
Mit Sklaven den Aufzug, geehrt zu werden?
Dir jauchzt kein Slav und Schmeichler zu,
Erniedrigter GOTT, wie herrlich bist du!

Der Satan spottte mit den Thoren,
Daß du ein schwaches Kind geboren,
Kein König und Erobrer bist.
Ihm mag es immer Thorheit scheinen,
Du woltest für die Menschen weinen,

Daß wir nicht würden, was er ist.
Nun ist uns der Himmel nicht länger verschlossen!
Die Wege sind offen! Die Nacht ist verfloffen!
Der Stern aus Juda bricht herein,
Nun sollen wir Licht und Seraphim seyn!

Du kamst, da zitterte die Hölle.
Da bebte und fragte der Rebelle:
Was jauchzt der Himmel auf der Welt?
Vergeh, unseliger, vergehe!
Hier ist der Ausgang aus der Höhe,
Immanuel, GOTT, unser Held!
Er kam. So geschah des Unendlichen Wille!
Nun ruht doch die Welt und der Erdkreis ist stille,
Grüßt und bewillkommt seinen Freund,
Und zeigt auf das Kind und spottet den Feind.

Du rankest uns GOTT durch die Sünde,
Was zitterst du vor diesem Kinde,
Und giebst ihm die Gefangnen los?
Du machtest uns zu deinen Knechten.
Nun liegst du! Freut euch, ihr Gerechten!
Seyd unverzagt; denn GOTT ist groß!
Die Scheidewand bricht, die von ihm uns ge-
schieden

Der Engel frohlockt und verkündigt den Frieden.
Wir sind nicht mehr der Hölle Spott.
Die Ehre sey GOTT! die Ehre sey GOTT!

Erst wird er niederknien und freiten
Der Löw aus Juda, ^{Erwigkeiten}
Woll Ehre sey der Preis des Siegs,
Er reidet, GOTT uns zu verführen,
Dann werden ihm die Völker dienen;
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch
Kronen.

Wie herrlich ist der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpft! Es krönet der Sohn!

O Sohn, o Held, o Ueberwinder,
O Wiederbringer, Fels der Sünder,
O aller Völker Schutzpanier;
Heil der Gefallnen! Vor dem Wetter
Uns eine Zusucht! GOTT der Götter,
Es frohlockt jeder Himmel dir!
Der Köcher der Engel voll hoher Gesänge
Erdönet! Es jauchzet die strahlende Menge!
Sol nicht ihr Wiederhall, der Mensch,
Der Selige, seyn! Der selige Mensch?

Erwach, erlöset Volk der Christen!
Was schlummerst du in todten Rüssen?
Erwach aus deiner stummen Ruh!
Bernim die Engel; mins zu Ohren!
Sie rufen: GOTT ist dir geboren.
GOTT ist ein Kind, und weint, wie du.
Den Ewigen, der nun auch Mensch ist, zu ehren,
Bereiniget euch mit der Seraphim Chören!
Wer dankt nicht seinem Retter gern?
Bringt Ehre dem HERRN! Bringt Ehre
dem HERRN!

Windensche Beyträge

zum Hußen und Vergnügen.

52tes Stück.

Den 27ten Dec. 1773.

Anhang zu der Abhandlung
von denen Ursachen der, jetziger Zeit, so oft entstehenden Verrückungen; und wie dieselben überhaupt zu beurtheilen?
(S. 44. und 45. Stück dieser Beyträge.)

Bey der im 44. und 45ten Stück dieser Beyträge eingerückten Abhandlung über die Ursachen der jetzt häufiger vorkommenden Verrückungen ist noch folgendes nachzuführen nöthig.

Erstlich: Es ist sehr zweifelhaft, ob die Verrückungen in der That jetzt häufiger seyn, als sie vor Zeiten waren. Dergleichen Begebenheiten werden gemeiniglich nicht auf die Nachwelt fortgepflanzt, und in der Kindheit, da man den größern Theil des menschlichen Geschlechts nicht genau kennen lernet, sich auch um dergleichen Sachen nicht bekümmert, erfährt man wenig davon. Da man bey heranwachsenden Jahren verschiedne, und je älter man wird, desto mehrere Beyspiele von Verrückungen erfährt: sollte wol nicht daher ein Fehlschluß entstehen, daß nemlich jetzt die Verrückungen häufiger wären, als vormals? Es

steht zu glauben, daß es nach Proportion zu allen Zeiten eben so viele Verrückte gegeben habe, als jetzt.

Zweitens. Gesezt aber, daß die Familie der Melancholie und des Unsinnis jetzt öfterer das menschliche Geschlecht besuche, als ehedem: so läßt sich doch nicht sagen, daß solches von der falschen Bekehrungsart herrähre. Sonst müßten unter allen übrigen Religionssecten, unter den Pietisten, Herrnhutern, Quäkern und denen Glaubensverwandten, denen wir falsche in das Bekehrungsgeschäfte einschlagende Sätze zuschreiben, viel mehrere Verrückungen, als unter den Protestanten angetroffen werden. Wir finden aber leider, daß es eben so viele protestantische Unsinnige als andere giebt. Ja selbst unter den Protestanten; sollte wol bey ihnen jetzt die falsche Bekehrungsart häufiger seyn, als

§ f f

als

als sie vordem war? Es gehört viel dazu, dieses mit Gewißheit zu entscheiden. Hinzuwiederum hat die Erfahrung gelehrt, daß es auch manche Verrückte unter denen auf rechte Art und wahrhaftig Befehrten gegeben habe. Das sicherste wäre also wol, wenn man annähme, daß das Befehrunsgeschäfte, es werde nun recht oder unrecht angefangen, nicht mehr Antheil an den Verrückungen habe, als andere moralische Ursachen. Und es haben gelehrte Aerzte behauptet, daß moralische Ursachen niemals die einzigen, niemals den Hauptgrund der Verrückungen enthalten haben.

Drittens. Hieraus läßt sich urtheilen, was von denen andern angeführten moralischen Ursachen, nemlich Angst, Bekümmerniß, Gram und dergleichen zu halten sey. Niemals, wie gesagt, haben diese allein und hauptsächlich einen Menschen zum Unsinnigen und Wahnsinnigen geschaffen. Wie viele betrübte, bekümmerte, erschreckte u. d. gl. Menschen giebt es nicht, ohne daß sie verrückt worden wären! Alle diese erzählten, bloß moralischen Ursachen sind höchstens nur gelegentliche Ursachen, bey welchen der schon lange vorher in dem Menschen gegründeten Unsinn ausbricht. Wer dafür sicher ist, daß er nicht schon eine Niederlage der körperlichen Ursachen der Verrückung sey, der kan ohne alle Gefahr, sich aufs höchste erschrecken, betrüben, grämen, sich auch wol unrecht befehren. Indessen ist es um anderer Ursachen besser, alles dieses zu unterlassen. Alle diese Dinge an sich können der Seele und dem Gehirne weiter nichts thun, als sie daran gewöhnen, nemlich einen Erschrecken schreckhaft machen, den Gram, die Furcht und Angst, den Kummer, die Verliebtheit u. s. w. immer fortpflanzen und zur Fertigkeit

bringen, ohne eine eigentliche Verrückung zu bewerkstelligen.

Viertens. Im Magen also, ihr Verrückten, im Magen und euren Gedärmen, und was alle zur Verdänung gehöret mag, sitzt einer eigentlicher Wurm. Die Wochenschrift: „der Arzt“ St. 151 und 152. hat dieses nebst denen vorigen Gedanken gründlich gezeigt. Gesezt nun also noch einmal, daß in und nach dem vorigen Kriege, daß auch in den jezigen neuesten Zeiten man häufigere Verrückungen gesehen hätte; so ist die Ursache leicht zu entdecken. Wem ist es unbekandt, daß der Krieg in Essen und Trinken und in der ganzen Diät die größten Unordnungen anrichtete. Hier fraß einer Tags drey bis viermal, und soff vom Aufgange der Sonne bis lange nach ihrem Niedergange; da geschahen übermäßige Mahlzeiten. Bald wurden ungewöhnliche Dinge verzehret; bald die Nacht in Tag verwandelt; bald plagte diesen der elendeste Hunger, und jener mußte auf andre Art wider seine Gewohnheit darben. Welche Verrückung ging da nicht in der ganzen Lebensordnung vor! Und hat sich nicht seitdem dieselbe noch auf andre Art zum größten Schaden der Sterblichen sehr geändert? Der Bauer vergaß mit dem Bürger das Bier und zehnte Wein. Die Mahlzeiten wurden auch kostbarer. Und dieses wurde noch einige Jahre nach dem Kriege fortgesetzt. Als sich hernach Armuth und die verdammtsten Bankeroutte einstellten, da fiel auch der Bauer und Bürger wieder von seinem delicatesen Tische und Glase tiefer als vorher in die Mäßigkeit, die wol bißweilen Hunger heißen kan. Noch mehr! Ein jeder weiß sich noch das Elend des Jahrs 1771. und des darauf folgenden halben Jahrs zu erinnern. Wie mancher hat da gehungert, hat Tag täglich das heißeste Brodt verschluckt, und die ungesundesten

Speis

Speisen genossen! Es ist unstreitig, daß durch alle diese Begebenheiten Magen und Verdauung in Unordnung gerathen, und solches einen Zunder zu allen möglichen Krankheiten in den menschlichen Körper legen mußte. Es ist wahr, die Melancholie und Verrückung ist nicht die einzige Krankheit, die von verdorbener Verdauung entstehen kan. Allein ordentlicher Weise entsteht keine Verrückung als aus der verdorbenen Verdauung. Es versteht sich, daß die Verrückungen, die von einer äußerlichen Vergewaltigung des Gehirns entstehen, auszunehmen sind, wovon auch in der vorigen Abhandlung nicht die Frage war. Nun betrachte man das im 44sten Stück der Beyträge beschriebene Beyspiel einer solchen, die von einer verkehrten Bekehrung verrückt geworden seyn sol. Die bey der Cur ihr abgegangenen Wärmer, waren die nicht der Beweise ihrer verdorbenen Verdauung? Wurde sie nicht gesund, als ihre Gedärme davon gereinigt waren? oder hatten die Purganzen sie besser bekehrt?

Wer sich also der Gefahr einer Verrückung nicht aussetzen wil, muß sich der

Mäßigkeit befeißigen, eine gute Lebensordnung halten, und überhaupt dahin sehen, daß sein Körper gesund bleibe. Ist dieses, so werden ihn kein Gram, kein Schreck, keine Angst, noch Furcht und dergleichen verrückt machen. Am wenigsten ist dieses vom Bekehrungsgeschäfte zu besorgen, weil dieses, zumal wenn man seine Berufsgeschäfte dabey gehdrig in Acht nimt, selten die Seelenkräfte zu hoch spannt, man möge es nun verkehrt anfangen oder nicht. Ein jeder, der sich bekehren wil, läuft Gefahr, daß er es verkehrt anfangt, ob er gleich durch eine Zurechtbringung doch seinen Zweck erreichen kan, und ihn auch gewiß erreicht, wenn es ihm Ernst ist. Es laße sich also keiner, aus Furcht, daß er es verkehrt anfangen und also verrückt werden möchte, von der Bekehrung selbst abhalten. Es ist eine leere Furcht. Wer sich aber bekehrt, der wird auch aus den Regeln des Christenthums lernen, daß es eine große Pflicht sey, mäßig zu leben, und für seine körperliche Gesundheit möglichstermaassen zu sorgen.

Minden

N — sch.

Das Wunderkind zu Osterode.

D! Muse steig vom Helikon,
Und stimme mir die Saiten,
Ich sing' igt im Romanzenton
Das Wunder unsrer Zeiten.

Ihr Philosophen, glaubt, es sind
Noch Wunder bey uns mode.
Betrachtet Jotochs Wunderkind,
Und das zu Osterode,

Dort sah des Knaben Aug', und fand
Das Wasser tief in Wäcken,
Und hier heilt eines Knaben Hand
Unheilbare Gebrechen.

Ein fremder Zahnarzt, weiß' und schlau,
Entdeckt die Kunst des Knabens
Der Mutter, und die kluge Frau
Nuzt ihres Kindes Gaben,

Wie

Wie hat der kluge Zahnarzt nicht
An Aerzten sich gerochen,
Die ihm die Uebung seiner Pflicht
Mißgünstig abgesprochen.

Der sieb'nte Sohn in einer Reih',
Die keine Töchter theilen,
Besitzt die Kunst, ohn' Arzeneey
Der Körper Schmerz zu heilen.

So spricht des Oculisten Mund:
Wer glaubt nicht solchen Worten?
Er spricht, und Fama macht es kund,
Urpflözlich aller Orten.

Sogleich erscheint ein großer Schwarm
Zu Fuß, zu Pferd, im Wagen
Von Klagenden um Bein und Arm
Um Kopf, um Hals und Magen.

Das Haus von Kranken stets umringt,
Wird voll von milden Gaben,
Die jeder ohngefordert bringt,
Zur Ehre unsers Knaben.

Und dieser streichelt Tag vor Tag.
Der Pöbel (leicht entschlossen)
Geht erst voran, bald folgen nach
Bergoldete Carossen.

B.

Mit ihrer einzigen Tochter fährt
Olympie zu dem Kinde,
Sie, (welche nie nach Märchen hört,
Nichts glaubet ohne Gründe,

Hofft doch, daß eines Wunders Kraft
Das Fell (ein schlecht Spektakel)
Von ihrer Tochter Augen schafft
Und wünscht sich ein Mirakel.

Zwo Damen, wie Elisabeth
Unfruchtbar, doch an Jahren
Weit jünger, (wie die Rede geht)
Sind auch dahin gefahren.

Gesegnet sey des Kindes Hand,
Es streichle nicht vergebens
Und krön ein doppelt Eheband
Zur Freude ihres Lebens.

Was wird das Wunderkind nicht noch
Verschönern und curiren?
O! mücht es jeden Dummkopf doch
Die Scheitel schnell verühren.

Ja macht es auch die Thoren klug?
Sie werden zu ihn eilen,
Vielleicht = vielleicht auch nicht = genug
Ein Thor läßt sich nicht heilen.

B.

An zwey Schwestern.

Zum Glück seyd ihr gleich schön! sonst liebte man nur eine;
Allein zum Unglück auch, denn jezo liebt man keine!

Als ein Narr sich um eine Närrin erhing.

Er hing sich auf, weil Jungfer Lobesan
Ihn nicht zum Manne nehmen wollen;
Ein andrer hätte es nur gethan,
Wenn er gezwungen sie zum Weibe nehmen sollen.

Ulrich.

Goekingf.